



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

THE DORSCH LIBRARY.



The private Library of Edward Dorsch, M. D., of
Monroe, Michigan, presented to the University of Michi-
gan by his widow, Mary, 1888, in accordance with a wish
expressed by him.

843

2

843





ellettische Ausland.

Kabinettsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

1218tes und 1219tes Bändchen.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Zehntes und elftes Bändchen.

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.

Berlag der Franck'schen Buchhandlung.

1850.

Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Gutenberg in Stuttgart

Sämmtliche Werke

von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.

Berlag der Franck'schen Buchhandlung.

1850.



enkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

37/94

Alexander Dumas.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Zehntes und elftes Bändchen.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Boller.



Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1850.

36

LII.

Delirium.

Gott hatte ohne Zweifel das Gebet von Andrée gehört. Herr von Charny unterlag nicht seinem Fieberanfall.

Am andern Tage, als sie voll Gierde alle Nachrichten verschlang, die ihr von dem Verwundeten zukamen, ging dieser durch die Pflege des guten Doctor Louis vom Tode zum Leben über. Die Entzündung hatte der Energie und dem Gegenmittel nachgegeben. Die Heilung begann.

Sobald Charny gerettet war, beschäftigte sich Louis um die Hälfte weniger mit ihm; der Gegenstand hörte auf, interessant zu sein. Für den Arzt ist der Lebende sehr wenig, besonders wenn er in der Wiedergenesung begriffen, oder wenn er sich wohl befindet.

Nur, nach Verlauf von acht Tagen, in denen sich Andrée völlig beruhigte, hielt es Louis, der alle Offenbarungen des Kranken während der Krise auf dem Herzen hatte, für gut, Charny an einen entfernten Ort bringen zu lassen. Er wollte das Delirium in ein anderes Land versetzen.

Aber Charny weigerte sich bei den ersten Versuchen, welche gemacht wurden. Er schlug von Zorn funkelnde Augen zum Doctor auf und sagte ihm, er sei beim König, und Niemand habe das Recht, einen Mann wegzujagen, dem Seine Majestät ein Asyl gebe.

Das Halsband der Königin. III.

Der Doctor, der nicht geduldig gegen widers-
stige Genesende war, ließ ganz einfach vier An-
eintreten und befahl ihnen, den Verwundeten an-
heben.

Aber Charny klammerte sich an das Holz si-
Bettes an, schlug heftig einen von den Männern
bedrohte die Anderen wie Karl XII. bei Bender.

Der Doctor versuchte es mit vernünftigem Zur-
Charny war Anfangs ziemlich logisch, als aber
Knechte beharrlich ihre Arbeit fortsetzen wollten, m-
er eine so gewaltige Gegenanstrengung, daß seine W-
sich wieder öffnete und mit seinem Blute seine Wern
entfloh. Er war in einen Anfall von Delirium zu-
gekehrt, der heftiger als der erste.

Da fing er an zu schreien, man wolle ihn
fern, um ihn der Bistonen zu berauben, die er
Schlase gehabt, aber es sei vergebens, die Bisti-
lächeln ihm immer zu, man liebe ihn und werde
des Doctors kommen, um ihn zu besuchen: diejen-
welche ihn liebe, sei von einem Range, daß sie ke-
Menschen Zurückweisung fürchte.

Bei diesen Worten schickte der Doctor zitternd
aller Eile die Knechte weg, legte einen Verband
die Wunde, und versetzte, entschlossen, die Wern
mit dem Körper zu pflegen, die Wunden in einen
friedigenden Zustand, hielt aber das Fieber nicht
was ihn zu erschrecken anfing, in Betracht, daß
Kranke von der Verirrung des Verstandes zur Toll-
übergehen könnte.

Alles verschlimmerte sich an einem Tag, so
der Doctor Louis an die heroischsten Mittel dachte. !
Kranke stürzte nicht nur sich, sondern auch die Köni-
in's Verderben; dadurch, daß er viel sprach, schrie
dadurch, daß er sich viel erinnerte, erfand er;
Schlimmste dabei war, daß Charny in seinen lieb-
Augenblicken, und er hatte deren viele, toller war,
in seiner Tollheit.

schsten Grade verlegen, beschloß Louis, der sich die Autorität des Königs stützen konnte, denn sie stützte sich auch darauf, zu der Königin zu ihr Alles zu sagen, und er benützte, um zu tritt zu thun, einen Augenblick, wo Charny, das Erzählen seiner Träume und das Herz seiner Vision, schlief.

und Marie Antoinette ganz nachdenkend und blind zugleich, denn sie dachte, der Doctor gute Nachricht von seinem Kranken bringen.

Sie war sehr erstaunt; gleich bei ihrer ersten wortete Louis gerade heraus, der Kranke sei

!" rief die Königin, „gestern ging es so gut.“
n, Madame, es ging sehr schlecht.“

schickte doch Misery zu Ihnen, und Sie ant-
mir durch ein gutes Bulletin.“

gab mich einer tollen Hoffnung hin und wollte
n lassen.“

s soll das bedeuten?“ erwiederte die Königin
; „wenn es schlecht geht, warum es mir ver-
Was habe ich zu befürchten, Doctor, wenn
leider zu gewöhnliches Unglück?“

ame . . .“

wenn es gut geht, warum mich in eine Un-
gen, die ganz natürlich ist, da es sich um
n Diener des Königs handelt? Antworten
offenherzig mit ja oder nein. Wie steht es
rantheit? Wie steht es mit dem Kranken?
r vorhanden?“

ihn noch weniger, als für Andere, Ma-

fangen die Räthsel an,“ rief die Königin
s. „Erklären Sie sich.“

ist schwer,“ antwortete der Doctor. „Es ge-
n, zu erfahren, daß das Uebel des Grafen
y ein ganz moralisches ist. Die Wunde ist

nur eine Beigabe bei den Leiden, ein Vorwand das Delirium.“

„Ein moralisches Uebel! Herr von Charny!“

„Ja, Madame, und ich nenne moralisch das was sich nicht mit dem Zergliederungsmesser analysiren läßt. Ersparen Sie mir, Eure Majestät mehr zu sagen.“

„Sie meinen, der Graf...“ versetzte die Königin

„Sie wollen?“

„Gewiß, ich will.“

„Ich will sagen, der Graf sei verliebt, das ich sagen. Eure Majestät fordert eine Erklärung erkläre mich.“

Die Königin machte eine kleine Bewegung der Schultern, welche bedeutete: eine schöne Geschichte.

„Und Sie glauben, man geneset hievon, wie einer Wunde?“ fuhr der Doctor fort; „nein, das wird schlimmer, und vom vorübergehenden Delirium wird Herr von Charny in eine tödtliche Monomanie verfallen. Dann...“

„Dann, Doctor?“

„Dann werden Sie den jungen Mann in's Verderben gestürzt haben, Madame.“

„In der That, Doctor, man muß sich wundern über Ihre Manieren. Ich werde diesen jungen Mann in's Verderben gestürzt haben! Bin ich die Ursache wenn er verrückt ist?“

„Allerdings.“

„Aber Sie empören mich, Doctor.“

„Sind Sie nicht in diesem Augenblick erschrocken?“ fuhr der unbeugsame Doctor, die Achseln zuckend, „so werden Sie es später sein.“

„Geben Sie also einen Rath, wie dies Ihre Pflicht ist,“ sagte die Königin ein wenig besänftigt.

„Das heißt, ich soll eine Verordnung machen.“

„Wenn Sie wollen.“

„Hören Sie, Madame. Der junge Mann...“

Balsam oder durch das Eisen geheilt; die
 en Namen er jeden Augenblick anruft, tödte
 heile ihn.“

„sind von Ihren Extremen,“ unterbrach die
 wieder in ihre Ungeduld verfallend. „Tödtet! . . .
 . . große Worte! Tödtet man einen Mann
 Härte? heilt man einen armen Narren mit
 heln?“

wenn Sie auch ungläubig sind, so habe ich
 hr zu thun, als Eurer Majestät meinen unter-
 : Respect zu bezeigen.“

en Sie vor Allem hören, handelt es sich um

weiß nichts davon und will nichts davon
 h wiederhole Ihnen nur, daß Herr von Charny
 nstiger Narr ist, daß die Vernunft zugleich
 ig machen und tödten kann, daß die Tollheit
 vernünftig machen und heilen kann. Wenn

dieses Schloß von Schreien, von Träumen
 Nergerniß befreien wollen, so werden Sie
 tschluß fassen.“

„Welchen?“

„ja, welchen? Ich mache nur Verordnungen
 : nicht. Bin ich ganz sicher, gehört zu haben,
 gehört habe, gesehen zu haben, was meine
 sehen?“

„Nennen Sie an, ich verstehe Sie, was wird
 hervorgehen?“

„zweifaches Glück: das eine, das bessere für
 : für Alle, ist, daß der Kranke, durch das
 je Stilett, welches man die Vernunft nennt,
 getroffen, seinen Todestampf, welcher beginnt,
 en steht; das andere . . . nun wohl . . . das
 . . Ob, Madame entschuldigen Sie mich, ich
 das Unrecht zu Schulden kommen lassen, zwei
 : aus dem Labyrinth zu sehen. Es gibt nur
 Marie Antoinette, die Königin von Frankreich.“



enkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

37/94

Alexander Dumas.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Zehntes und elftes Bändchen.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Boller.

Stuttgart.

Berlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1850.

7
ock
76
2

LII.

Delirium.

Gott hatte ohne Zweifel das Gebet von André gehört. Herr von Charny unterlag nicht seinem Fieberfall.

Am andern Tage, als sie voll Gierde alle Nachten verschlang, die ihr von dem Verwundeten zusammen, ging dieser durch die Pflege des guten Doctor aus vom Tode zum Leben über. Die Entzündung wurde der Energie und dem Gegenmittel nachgegeben. Die Heilung begann.

Sobald Charny gerettet war, beschäftigte sich Louis mit die Hälfte weniger mit ihm; der Gegenstand hörte auf, interessant zu sein. Für den Arzt ist der Lebende wenig, besonders wenn er in der Wiedergenesung getroffen, oder wenn er sich wohl befindet.

Nur, nach Verlauf von acht Tagen, in denen sich André völlig beruhigte, hielt es Louis, der alle Offenbarungen des Kranken während der Krise auf dem Herzen hatte, für gut, Charny an einen entfernten Ort bringen zu lassen. Er wollte das Delirium in ein anderes Land versetzen.

Aber Charny weigerte sich bei den ersten Versuchen, welche gemacht wurden. Er schlug von vorn funkelnde Augen zum Doctor auf und sagte ihm, er sei beim König, und Niemand habe das Recht, einen Mann abzusagen, dem Seine Majestät ein Asyl gebe.

Das Halsband der Königin. III.

Der Doctor, der nicht geduldig gegen wüthige Genesende war, ließ ganz einfach vier eintreten und befahl ihnen, den Verwundeten heben.

Aber Charny klammerte sich an das Kopfende des Bettes an, schlug heftig einen von den Männern an, bedrohte die Anderen wie Karl XII. bei Bender.

Der Doctor versuchte es mit vernünftigem Nachsicht. Charny war Anfangs ziemlich logisch, als die Knechte beharrlich ihre Arbeit fortsetzen wollten, machte er eine so gewaltige Gegenanstrengung, daß sein Kopf sich wieder öffnete und mit seinem Blute seine Augen entfloß. Er war in einen Anfall von Delirium übergegangen, der heftiger als der erste.

Da fing er an zu schreien, man wolle ihn nicht fern von sich nehmen, um ihn der Visionen zu berauben, die er in der Schlaf gehabt, aber es sei vergebens, die Knechte lächeln ihm immer zu, man liebe ihn und werde bald zum Besinnung kommen, um ihn zu besuchen: die Visionen, welche ihn liebe, sei von einem Range, daß sie die Menschen zurückweisung fürchte.

Bei diesen Worten schickte der Doctor mit aller Eile die Knechte weg, legte einen Verband auf die Wunde, und versetzte, entschlossen, die Kranken mit dem Körper zu pflegen, die Wunden in einen zufriedigenden Zustand, hielt aber das Fieber nicht ab, was ihn zu erschrecken anfing, in Betracht, daß der Kranke von der Verwirrung des Verstandes zur Tollheit übergehen könnte.

Alles verschlimmerte sich an einem Tag, der Doctor Louis an die heroischsten Mittel dachte, der Kranke stürzte nicht nur sich, sondern auch die Knechte in's Verderben; dadurch, daß er viel sprach, so daß er sich dadurch, daß er sich viel erinnerte, erfand, daß die Schlimmste dabei war, daß Charny in seinen Augenblicken, und er hatte deren viele, toller wurde als in seiner Tollheit.

Im höchsten Grade verlegen, beschloß Louis, der sich nicht auf die Autorität des Königs stützen konnte, denn er Kranke stützte sich auch darauf, zu der Königin zu eilen und ihr Alles zu sagen, und er benützte, um diesen Schritt zu thun, einen Augenblick, wo Charny, müde durch das Erzählen seiner Träume und das Herbeirufen seiner Wiften, schlief.

Er fand Marie Antoinette ganz nachdenkend und ganz strahlend zugleich, denn sie dachte, der Doctor würde ihr gute Nachricht von seinem Kranken bringen.

Aber sie war sehr erstaunt; gleich bei ihrer ersten Frage antwortete Louis gerade heraus, der Kranke sei sehr krank.

„Wie!“ rief die Königin, „gestern ging es so gut.“

„Nein, Madame, es ging sehr schlecht.“

„Ich schickte doch Misery zu Ihnen, und Sie antworteten mir durch ein gutes Bulletin.“

„Ich gab mich einer tollen Hoffnung hin und wollte Sie hoffen lassen.“

„Was soll das bedeuten?“ erwiderte die Königin sehr bleich; „wenn es schlecht geht, warum es mir verzeihen? Was habe ich zu befürchten, Doctor, wenn nicht ein leider zu gewöhnliches Unglück?“

„Madame . . .“

„Und wenn es gut geht, warum mich in eine Unruhe versetzen, die ganz natürlich ist, da es sich um einen guten Diener des Königs handelt? Antworten Sie also offenherzig mit ja oder nein. Wie steht es mit der Krankheit? Wie steht es mit dem Kranken? Ist Gefahr vorhanden?“

„Für ihn noch weniger, als für Andere, Madame.“

„Da fangen die Rättsel an,“ rief die Königin ungeduldig. „Erklären Sie sich.“

„Das ist schwer,“ antwortete der Doctor. „Es gelte Ihnen, zu erfahren, daß das Uebel des Grafen von Charny ein ganz moralisches ist. Die Wunde ist

nur eine Beigabe bei den Leiden, ein Vorwand für das Delirium.“

„Ein moralisches Uebel! Herr von Charny!“

„Ja, Madame, und ich nenne moralisch Alles, was sich nicht mit dem Zergliederungsmesser analysiren läßt. Ersparen Sie mir, Eure Majestät mehr zu sagen.“

„Sie meinen, der Graf...“ versetzte die Königin

„Sie wollen?“

„Gewiß, ich will.“

„Ich will sagen, der Graf sei verliebt, das will ich sagen. Eure Majestät fordert eine Erklärung; ich erkläre mich.“

Die Königin machte eine kleine Bewegung mit den Schultern, welche bedeutete: eine schöne Geschichte!

„Und Sie glauben, man geneset hievon, wie von einer Wunde?“ fuhr der Doctor fort; „nein, das Uebel wird schlimmer, und vom vorübergehenden Delirium wird Herr von Charny in eine tödtliche Monomanie verfallen. Dann...“

„Dann, Doctor?“

„Dann werden Sie den jungen Mann in's Verderben gestürzt haben, Madame.“

„In der That, Doctor, man muß sich wundern über Ihre Manieren. Ich werde diesen jungen Mann in's Verderben gestürzt haben! Bin ich die Ursache, wenn er verrückt ist?“

„Allerdings.“

„Aber Sie empören mich, Doctor.“

„Sind Sie nicht in diesem Augenblick Schuld?“ fuhr der unbeugsame Doctor, die Achseln zuckend, so „so werden Sie es später sein.“

„Geben Sie also einen Rath, wie dies Ihr Werk ist,“ sagte die Königin ein wenig besänftigt.

„Das heißt, ich soll eine Verordnung machen?“

„Wenn Sie wollen.“

„Hören Sie, Madame. Der junge Mann x

n Balsam ober durch das Eisen geheilt; die
eren Namen er jeden Augenblick anruft, tödte
heile ihn.“

„Es sind von Ihren Extremen,“ unterbrach die
wieder in ihre Ungeduld verfallend. „Tödtet!...
. . . große Worte! Tödtet man einen Mann
r Härte? heilt man einen armen Narren mit
ächeln?“

„! wenn Sie auch ungläubig sind, so habe ich
mehr zu thun, als Eurer Majestät meinen unter-
en Respect zu bezeigen.“

„Hören Sie vor Allem hören, handelt es sich um

„Ich weiß nichts davon und will nichts davon
ich wiederhole Ihnen nur, daß Herr von Charny
ünstiger Narr ist, daß die Vernunft zugleich
nig machen und tödten kann, daß die Tollheit
vernünftig machen und heilen kann. Wenn
o dieses Schloß von Schreien, von Träumen
r Vergerniß befreien wollen, so werden Sie
entschluß fassen.“

„Welchen?“

„! ja, welchen? Ich mache nur Verordnungen
he nicht. Bin ich ganz sicher, gehört zu haben,
gehört habe, gesehen zu haben, was meine
gesehen?“

„Nehmen Sie an, ich verstehe Sie, was wird
hervorgehen?“

„zweifaches Glück: das eine, das bessere für
ie für Alle, ist, daß der Kranke, durch das
iche Stilet, welches man die Vernunft nennt,
en getroffen, seinen Todeskampf, welcher beginnt,
igen steht; das andere . . . nun wohl . . . das
. . . Oh, Madame entschuldigen Sie mich, ich
ir das Unrecht zu Schulden kommen lassen, zwei
ge aus dem Labyrinth zu sehen. Es gibt nur
r Marie Antoinette, die Königin von Frankreich.“

„Ich verleihe Sie, Sie hal
Doctor. Die Frau, für weld
Bemunft verloren hat, soll i
willig oder mit Gewalt zu

„Sehr gut, das ist es.“

„Sie soll den Stuch haben
heißt, die nagende Schlange,
gerollt im tiefsten Grunde sein

„Ja, Ihre Majestät.“

„Lassen Sie Jemand benach
Laverney zum Beispiel.“

„Fräulein von Laverney?“

„Ja, Sie werden Alles
Kranke auf eine geziemende

„Das ist geschehen, Madam

„Ohne irgend eine Schonung

„Es muß wohl sein.“

„Aber, Doctor,“ murmel
trauriger, als Sie glauben,
Tod eines Menschen anzufuchen

„Das thue ich alle Tage, i
Krankheit anfaße. Werde ich
greifen, welches das Uebel i
Mittel, das den Kranken tödtet

„Sie, Sie sind sicher, di
fragte bebend die Königin.

„O!“ erwiderte der Do
„wenn auch ein Mann für i
fürchte, wie viele Herden nicht
eines Königs? — Gehen wir,

Die Königin senkte und
ohne daß sie Ausrufe

Es war elf Uhr
angekleidet in einem
einer für

die La

da

so hat es

rvöse Empfindlichkeit, die erste Ursache seines
abzuhalten.

in Lärmen, keine Berührung, kein Anblick. Der
Louis band muthig mit allen Vorwänden zu
Wiederanfleben frankhafter Erscheinungen an,
noch wich er, entschlossen, einen großen Schlag
n, nicht vor einer Krise zurück, die seinen
n tödten konnte. Allerdings konnte sie ihn auch

igethan mit einem Morgenkleide, mit einer ganz
rigen Eleganz frisiert, trat die Königin ungestüm
Hausflur, welche zu dem Zimmer von Charny
Der Doctor hatte ihr empfohlen, nicht zu
nicht zu versuchen, sondern auf der Stelle, mit
Entschlossenheit zu erscheinen, um eine heftige
ig hervorzubringen.

ie drehte so rasch den eisernen Knopf der ersten
des Vorzimmers um, daß eine Person, die sich
die Thüre des Zimmers von Charny neigte, eine
Manille gehüllte Frau, nur Zeit hatte, sich auf-
n und eine Haltung anzunehmen, deren Ruhe ihr
es Gesicht und ihre zitternden Hände Lügen strafen.
Andrée!" rief die Königin erstaunt. „Sie hier!“
ch!“ antwortete Andrée, bleich und ängstlich,
Ihre Majestät. Doch ist Eure Majestät nicht
Ist hier?“

ho! ho! Verwickelung!“ murmelte der Doctor.
ch suchte Sie überall,“ sagte die Königin; „wo
Sie?“

laq in diesen Worten der Königin ein Aus-
welcher nicht der ihrer gewöhnlichen Güte. Es
e das Vorspiel eines Verhörs, wie das Symptom
Verdacht.

drée hatte bange, sie befürchtete besonders, ihr
legter Schritt könnte den Schlüssel zu ihren für
furchtbaren Gefühlen geben. So stolz sie auch
entschloß sie sich doch, zum zweiten Male zu lügen.

„Hier, wie Sie sehen.“

„Allerdings, doch, wie hier?“

„Madame,“ erwiderte sie, „man hat Eure Majestät lassen mich suchen; ich bin
Die Königin war nicht am Ende bei
trauen, sie blieb beharrlich und fuhr fort

„Wie haben Sie es gemacht, um
wohin ich ging?“

„Das war leicht, Madame; Sie wu-
Doctor Louis, und man hatte Sie durch
Gemächer gehen sehen; von da an hatten
beres Ziel, als diesen Pavillon.“

„Gut errathen,“ erwiderte die Kön-
noch unentschieden, aber ohne Härte, „zu

Andrée strengte sich gewaltig an und so

„Madame, wenn es die Absicht zu
war, sich zu verbergen, so hätte sie sich
unbedeckten Gallerieen zeigen müssen, wie
gethan, um hierher zu kommen. Schreitet
über die Terrasse, so steht sie Fräulein
von ihrer Wohnung aus, und es ist ni-
Jemand zu folgen oder voranzugehen, &
ferne gesehen hat.“

„Sie hat Recht,“ sagte die Königin
hundertmal Recht. Ich habe eine unglück-
heit, welche darin besteht, daß ich nie er-
nachdenkend, glaube ich nicht an die A-
Andern.“

Die Königin fühlte, sie würde vielle-
licht bedürfen, weil sie der Vertrauten be-
Ihre Seele war überdies keine Zus-
von Coquetterie und Mißtrauen, wie die
lichen Weiber; sie hatte Glauben in ihrer
ten, denn sie wußte, daß sie lieben konnte.
welche sich selbst mißtrauen, mißtrauen n-
den Anderen. Ein großes Unglück, das
bestraft, ist, daß sie sich nie von ihren Lieb-
glauben.

Marie Antoinette vergaß also sehr rasch den Eindruck, den Fräulein von Laverney vor der Thüre von Charny auf sie gemacht hatte. Sie nahm Andrée bei der Hand, ließ sie den Schlüssel dieser Thüre umdrehen und drang mit einer außerordentlichen Schnelligkeit in das Zimmer des Kranken, während der Doctor mit Andrée außen blieb.

Raum hatte diese die Königin verschwinden sehen, als sie zum Himmel einen Blick voll Jorn und Schmerz erhob, einen Blick, dessen Ausdruck einer wüthenden Verwünschung glich.

Der gute Doctor nahm ihren Arm, durchschritt mit ihr die Flur und sagte:

„Glauben Sie, daß es ihr gelingen wird?“

„Gelingen? mein Gott! was?“ rief Andrée.

„Den armen Narren, der hier sterben wird, wenn sein Fieber noch ein wenig fortdauert, anderswohin bringen zu lassen.“

„Anderwo wird er also genesen?“ fragte Andrée hastig.

Der Doctor schaute sie erstaunt, unruhig an und antwortete:

„Ich glaube, ja.“

„Oh! dann möge es ihr gelingen!“ rief das arme Mädchen.

LIII.

Wiedergenesung.

Die Königin war indessen gerade auf den Lehnstuhl Charny zugegangen.

Dieser erhob den Kopf beim Geräusche der Pausen, welche auf dem Boden krachten.

„Die Königin,“ murmelte er, indem er anfuhr.

Ich Ihnen gezeigt habe, es war eine Frau, hätten Sie nie vergessen müssen.“

Stingerissen durch diese aus dem Herzen gegangenen Worte, wollte es Charny versuchen zu seiner Vertheidigung zu sprechen, aber Reinecke ließ ihm nicht Zeit dazu.

„Was werden meine Feinde thun,“ sagte sie Sie das Beispiel des Verraths geben?“

„Verrath,“ rammelte Charny.

„Mein Herr, wollen Sie wählen? entwerfen Sie ein Wahnsinniges, und ich werde Ihnen das Schlimmste zu thun, benehmen; oder Sie sind rätber, und ich werde Sie bestrafen.“

„Madame, sagen Sie nicht, ich sei ein Verräther. In dem Munde der Königin geht diese Unfluth voran, in dem Munde einer Feindin.“

„Königin, tödten Sie mich, Frau, Schonen
 th.“

„Sind Sie bei gesundem Verstande, Herr von
 ?“ sagte die Königin mit bewegter Stimme.

„Madame.“

„Aber Sie das Bewußtsein Ihres Unrechts gegen
 Ihres Verbrechens gegen . . . den König?“

„Ein Gott!“ murmelte der Unglückliche.

„Wenn Ihr vergeßt es zu leicht, Ihr Herren Edel-
 der König ist der Gemahl der Frau, die Ihr
 eidigt, indem Ihr die Augen zu ihr erhebt;
 g ist der Vater Eures zukünftigen Herrn, meines
 i. Der König ist ein Mann, der größer und
 als Ihr Alle, ein Mann, den ich verehere und
 liebe.“

„H!“ murmelte Charny, einen dumpfen Seufzer
 and; und um nicht vollends niederzustoßen, war
 higt, eine von seinen Händen auf den Boden
 n.

„Ein Schrei durchdrang das Herz der Königin.

„In dem erloschenen Blick des jungen Mannes,
 auf den Tod getroffen worden, zöge sie nicht
 s der Wunde den Pfeil, den sie gegen ihn ab-

„Mherzig und sanft, erschraf sie deshalb über
 fe und Schwäche des Schuldigen, und sie war
 ugenblick nahe daran, um Hülfe zu rufen.

„Aber sie bedachte, der Doctor und André würden diese
 ht des Kranken schlecht deuten. Sie hob ihn
 n Händen auf und sagte:

„Sprechen wir, ich als Königin, Sie als Mann.
 ctor Louis hat es versucht, Sie zu heilen;
 nde, welche nichts war, verschlimmert sich durch
 schweifungen Ihres Gehirns. Wann wird sie
 ein, diese Wunde? Wann werden Sie aufhören,
 tor das ärgerliche Schauspiel einer Tollheit zu
 die ihn beunruhigt? Wann werden Sie vom
 abreißen?“

„Madame,“ stammelte Charny, „Gute W jagt mich fort . . . Ich gehe! ich gehe!“

Und er machte eine so heftige Bewegung, ur zugehen, daß er, aus seinem Gleichgewicht I geworfen, sich schwankeud in den Armen der A drehete, die ihm den Weg versperrete.

Raum hatte er die Berührung dieser glü Brust, die ihn zurückhielt, gefühlt, kaum hatte unter dem unwillkürlichen Drucke des Armes, I trug, gebogen, als seine Vernunft ihn eilig : als sein Mund sich öffnete, um einen verzekt Hauch durchzulassen, der kein Wort war und ke zu sein wagte.

Durch diese Berührung selbst versengt, dur Schwäche bewegt, hatte die Königin nicht di den leblosen Körper auf seinen Stuhl zurückz und sie wollte entfliehen, aber der Kopf von I war rückwärts gefallen; er schlug an das H Stuhles, eine leichte roienrothe Nuance färl Schaum seiner Lippen, ein lauer rosenfarbener I war von seiner Stirne auf die Hand der Königin g

„Oh! so ist es gut,“ murmelte er, „so ist i ich sterbe durch Sie getödtet.“

Die Königin vergaß Alles. Sie kam zurück Charny in ihre Arme, preßte seinen todien R ihren Busen und legte eine eiskalte Hand a Herz des jungen Mannes.

Die Liebe bewirkte ein Wunder. Charny e wieder. Er öffnete die Augen. Die Erscheinu schwand. Die Frau erschrak, eine Erinner zurückgelassen zu haben, wo sie nur ein letztes L zu geben glaubte.

Sie machte drei Schritte gegen die Thü einer solchen Hast, daß Charny kaum Zeit hatt Saum ihres Kleides zu ergreifen und auszuruf

„Madame, im Namen aller Achtung, die Gott habe, einer Achtung, welche minder groß die Achtung, welche ich für Sie hege . . .“

Sie wohl!" rief die Königin.
 me! oh! verzeihen Sie mir!"
 erzeihe Ihnen, Herr von Charny!"
 me, einen letzten Blick!"

von Charny," sprach die Königin zitternd
 und Bohn, „Sind Sie nicht der letzte
 en, so werden Sie heute Abend, morgen
 om Schlosse abgereist sein.“

önigin bittet, wenn sie in solchen Ausdrücken
 harny faltete voll Trunkenheit die Hände
 te sich auf den Knien bis zu den Füßen
 Antoinette.

hatte schon die Thüre geöffnet, um schneller
 zu entfliehen.

, deren Augen diese Thüre seit dem Anfang
 dung verschlungen, sah den jungen Mann
 fen, die Königin schwankend; sie sah die
 jenem vor Stolz und Hoffnung glänzen, die
 dieser sich erloschen gegen den Boden senken.
 erzen getroffen, verzweiflungsvoll, ange-
 von Haß und Verachtung, beugte sie den

Als sie die Königin zurückkommen, sah,
 hr, Gott habe dieser Frau zu viel gegeben,
 ihr als Ueberfluß einen Thron und die
 gegeben, da er ihr so eben nun auch diese
 ide mit Herrn von Charny geschenkt.

Doctor sah zu viele Dinge, um eines zu be-

nun dem Erfolg der gepflogenen Unterhand-
 zenbarrend, begnügte er sich, zu fragen:

Madame?"

önigin brauchte eine Minute, um sich zu
 nd ihre durch die Schläge ihres Herzens er-
 nme wiederzuerlangen.

wird er thun?" wiederholte der Doctor.
 ird abreißen," murmelte die Königin.

„Ich verstehe Sie, Sie haben offenherzig gesprochen Doctor. Die Frau, für welche Herr von Gharny Vernunft verloren hat, soll ihm diese Vernunft gwillig oder mit Gewalt zurückgeben.“

„Sehr gut, das ist es.“

Sie soll den Muth haben, ihm seine Träume, heißt, die nagende Schlange, zu entreißen, welche a gerollt im tiefsten Grunde seines Herzens liegt.“

„Ja, Eure Majestät.“

„Lassen Sie Jemand benachrichtigen; Fräulein Laverney zum Beispiel.“

„Fräulein von Laverney?“ versetzte der Doctor

„Ja, Sie werden Alles einrichten, daß uns Kranke auf eine geziemende Weise empfängt.“

„Das ist geschehen, Madame.“

„Ohne irgend eine Schonung.“

„Es muß wohl sein.“

„Aber, Doctor,“ murmelte die Königin, „es trauriger, als Sie glauben, so das Leben oder Tod eines Menschen aufzusuchen.“

„Das thue ich alle Tage, wenn ich eine unbekannt Krankheit anfaße. Werde ich sie durch das Mittel greifen, welches das Uebel tödtet, oder durch Mittel, das den Kranken tödtet?“

„Sie, Sie sind sicher, die Krankheit zu tödten fragte beend die Königin.

„Gi!“ erwiderte der Doctor mit düsterer Miene „wenn auch ein Mann für die Ehre einer Königin stirbe, wie viele sterben nicht alle Tage für die Ehre eines Königs? — Gehen wir, Madame.“

Die Königin seufzte und folgte dem alten Doctor ohne daß sie Andrée hatte finden können.

Es war elf Uhr Morgens. Gharny schlief angekleidet in einem Lehnstuhl nach der Aufregung einer furchtbaren Nacht. Sorgfältig geschlossen, ließ die Läden nur einen schwachen Reflex des Tageslicht durch. Alles war darauf eingerichtet, von dem Kran

öse Empfindlichkeit, die erste Ursache seines abzuhalten.

n Lärmen, keine Berührung, kein Anblick. Der Louis band muthig mit allen Vorwänden zu Biederaufleben krankhafter Erscheinungen an, doch wich er, entschlossen, einen großen Schlag, nicht vor einer Krise zurück, die seinen tödten konnte. Allerdings konnte sie ihn auch

ethan mit einem Morgenkleide, mit einer ganzen Eleganz frisiert, trat die Königin ungestüm rausflur, welche zu dem Zimmer von Charny Der Doctor hatte ihr empfohlen, nicht zu nicht zu versuchen, sondern auf der Stelle, mit itichlossenheit zu erscheinen, um eine heftige hervorzubringen.

drehte so rasch den eiseln Knopf der ersten es Vorzimmers um, daß eine Person, die sich e Thüre des Zimmers von Charny neigte, eine Ranille gehüllte Frau, nur Zeit hatte, sich auf- und eine Haltung anzunehmen, deren Ruhe ihr Gesicht und ihre zitternden Hände Lügen strafften. drée!" rief die Königin erstaunt. „Sie hier!“ „!“ antwortete Andrée, bleich und ängstlich, re Majestät. Doch ist Eure Majestät nicht st hier?“

! ho! Verwickelung!" murmelte der Doctor. suchte Sie überall," sagte die Königin; „wo ste?"

laq in diesen Worten der Königin ein Aus- welcher nicht der ihrer gewöhnlichen Güte. Es das Vorspiel eines Verhörs, wie das Symptom rbachtet.

ée hatte bange, sie befürchtete besonders, ihr ter Schritt könnte den Schlüssel zu ihren für rchtbaren Gefühlen geben. So stolz sie auch ttschloß sie sich doch, zum zweiten Male zu lügen.

„Hier, wie Sie sehen.“

„Allerdings, doch, wie hier?“

„Madame,“ erwiderte sie, „man hat mit Eurer Majestät lasse mich suchen; ich bin geko-

Die Königin war nicht am Ende bei ihr trauen, sie blieb beharrlich und fuhr fort:

„Wie haben Sie es gemacht, um zu wohin ich ging?“

„Das war leicht, Madame; Sie waren Doctor Louis, und man hatte Sie durch die Gemächer gehen sehen; von da an hatten Sie deres Ziel, als diesen Pavillon.“

„Gut errathen,“ erwiderte die Königin noch unentschieden, aber ohne Härte, „gut er-

Andrée strengte sich gewaltig an und sprach

„Madame, wenn es die Absicht Curer war, sich zu verbergen, so hätte sie sich nicht unbedeckten Gallerieen zeigen müssen, wie sie gethan, um hierher zu kommen. Schreitet die über die Terrasse, so steht sie Fräulein von von ihrer Wohnung aus, und es ist nicht Jemand zu folgen oder voranzugehen, den ferne gesehen hat.“

„Sie hat Recht,“ sagte die Königin, „hundertmal Recht. Ich habe eine unglückliche heit, welche darin besteht, daß ich nie irrath nachdenkend, glaube ich nicht an die Reflex Andern.“

Die Königin fühlte, sie würde vielleicht sich bedürfen, weil sie der Vertrauten bedurfte

Ihre Seele war überdies keine Zusamm von Coquetterie und Mißtrauen, wie die der lichen Weiber; sie hatte Glauben in ihren Fre ten, denn sie wußte, daß sie lieben konnte. Di welche sich selbst mißtrauen, mißtrauen noch den Anderen. Ein großes Unglück, das die bestrast, ist, daß sie sich nie von ihren Liebhaber glauben.

Marie Antoinette vergaß also sehr rasch den Einspruch, den Fräulein von Laverney vor der Thüre von Charny auf sie gemacht hatte. Sie nahm Andrée bei der Hand, ließ sie den Schlüssel dieser Thüre umdrehen und drang mit einer außerordentlichen Schnelligkeit in das Zimmer des Kranken, während der Doctor mit Andrée außen blieb.

Raum hatte diese die Königin verschwinden sehen, als sie zum Himmel einen Blick voll Jorn und Schmerz erhob, einen Blick, dessen Ausdruck einer wüthenden Verwünschung glich.

Der gute Doctor nahm ihren Arm, durchschritt mit ihr die Flur und sagte:

„Glauben Sie, daß es ihr gelingen wird?“

„Gelingen? mein Gott! was?“ rief Andrée.

„Den armen Narren, der hier sterben wird, wenn ein Fieber noch ein wenig fortbauert, anderswohin bringen zu lassen.“

„Anderswo wird er also genesen?“ fragte Andrée ängstlich.

Der Doctor schaute sie erstaunt, unruhig an und antwortete:

„Ich glaube, ja.“

„Oh! dann möge es ihr gelingen!“ rief das arme Mädchen.

LIII.

Wiedergenesung.

Die Königin war indessen gerade auf den Lehnstuhl von Charny zugegangen.

Dieser erhob den Kopf beim Geräusche der Panzern, welche auf dem Boden krachten.

Gharny war zitternd, verwirrt aufgestanden, dann bei den letzten Worten war er auf seine Kniee gesunken so zermalmt durch den physischen und den moralische Schmerz, daß er, gebengt wie ein Schuldiger, weder erheben wollte, noch konnte.

„Ist es möglich,“ fuhr die Königin, gerührt von dieser Ehrfurcht und diesem Stillschweigen, fort, „ist es möglich, daß ein Edelmann, den man einst der loyalsten Verdächte, sich so wie ein Feind an den Ru einer Frau hängt! Denn bemerken Sie wohl, Herr von Gharny, schon bei unserem ersten Zusammenst war es nicht die Königin, was Sie gesehen, und wa ich ihnen gezeigt habe, es war eine Frau, und da hätten Sie nie vergessen müssen.“

Singerissen durch diese aus dem Herzen hervor gegangenen Worte, wollte es Gharny versuchen, etwas zu seiner Vertheidigung zu sprechen, aber Marie Antoinette ließ ihm nicht Zeit dazu.

„Was werden meine Feinde thun,“ sagte sie, „wenn Sie das Beispiel des Verraths geben?“

„Verrath,“ stammelte Gharny

„Rein Herr, wollen Sie wählen? entweder sind sie ein Wahnsinniger, und ich werde Ihnen das Mittel Schlimmes zu thun, benehmen; oder Sie sind ein Verräther, und ich werde Sie bestrafen.“

„Madame, sagen Sie nicht, ich sei ein Verräther In dem Munde der Könige geht diese Anklage den Todesurtheil voran, in dem Munde einer Frau ent

irt sie. Königin, tödten Sie mich, Frau, schonen Sie mich."

"Sind Sie bei gesundem Verstande, Herr von Charny?" sagte die Königin mit bewegter Stimme.

"Ja, Madame."

"Haben Sie das Bewußtsein Ihres Unrechts gegen ich, Ihres Verbrechens gegen . . . den König?"

"Rein Gott!" murmelte der Unglückliche.

"Denn Ihr vergeßt es zu leicht, Ihr Herren Edelknete, der König ist der Gemahl der Frau, die Ihr Alle beleidigt, indem Ihr die Augen zu ihr erhebt; der König ist der Vater Eures zukünftigen Herrn, meines Sohns. Der König ist ein Mann, der größer und starker, als Ihr Alle, ein Mann, den ich verehere und den ich liebe."

"Oh!" murmelte Charny, einen dumpfen Seufzer ausstößend; und um nicht vollends niederzustürzen, war er genöthigt, eine von seinen Händen auf den Boden zu stützen.

Sein Schrei durchdrang das Herz der Königin. Sie las in dem erloschenen Blick des jungen Mannes, daß er auf den Tod getroffen worden, zöge sie nicht aus der Wunde den Pfeil, den sie gegen ihn abdrückt.

Barmherzig und sanft, erschraf sie deshalb über die Blässe und Schwäche des Schuldigen, und sie war dem Augenblick nahe daran, um Hülfe zu rufen.

Aber sie bedachte, der Doctor und André würden diese Ohnmacht des Kranken schlecht deuten. Sie hob ihn mit ihren Händen auf und sagte:

"Sprechen wir, ich als Königin, Sie als Mann. Der Doctor Louis hat es versucht, Sie zu heilen; diese Wunde, welche nichts war, verschlimmert sich durch die Ausschweifungen Ihres Gehirns. Wann wird sie heilt sein, diese Wunde? Wann werden Sie aufhören, dem Doctor das ärgerliche Schauspiel einer Tollheit zu geben, die ihn beunruhigt? Wann werden Sie vom Schlosse abreisen?"

schwand. Die ...
... an haben, 100 ...

... gegen die Ethik
... kaum Zeit hatte
... und auszureife
... alle Achtung, die
... welche minder groß
... Sie hege . . .

„Leben Sie wohl!“ rief die Königin.

„Madame! oh! verzeihen Sie mir!“

„Ich verzeihe Ihnen, Herr von Charny!“

„Madame, einen letzten Blick!“

„Herr von Charny,“ sprach die Königin zitternd : Aufregung und Zorn, „sind Sie nicht der letzte Mensch, so werden Sie heute Abend, morgen t oder vom Schlosse abgereist sein.“

Eine Königin bittet, wenn sie in solchen Ausdrücken leht. Charny faltete voll Trunkenheit die Hände, schleppte sich auf den Knien bis zu den Füßen Marie Antoinette.

Diese hatte schon die Thüre geöffnet, um schneller Gefahr zu entfliehen.

Andrée, deren Augen diese Thüre seit dem Anfang Unterredung verschlungen, sah den jungen Mann bergeworfen, die Königin schwankend; sie sah die gen von jenem vor Stolz und Hoffnung glänzen, die lde von dieser sich erloschen gegen den Boden senken.

Im Herzen getroffen, verzweiflungsvoll, angewollen von Haß und Verachtung, beugte sie den pf nicht. Als sie die Königin zurückkommen sah, len es ihr, Gott habe dieser Frau zu viel gegeben, dem er ihr als Ueberfluß einen Thron und die hönheit gegeben, da er ihr so eben nun auch diese lbe Stunde mit Herrn von Charny geschenkt.

Der Doctor sah zu viele Dinge, um eines zu bes rken.

Ganz nun dem Erfolg der gepflogenen Unterhand: ig entgegenharrend, begnügte er sich, zu fragen:

„Nun, Madame?“

Die Königin brauchte eine Minute, um sich zu solen, und ihre durch die Schläge ihres Herzens erste Stimme wiederzuerlangen.

„Was wird er thun?“ wiederholte der Doctor.

„Er wird abreisen,“ murmelte die Königin.

Und ohne auf Andrée, welche die Stirne faltete, und auf Louis zu achten, der sich die Hände rieb, durchschritt sie rasch die Flur und die Gallerie, hüllte sich maschinenmäßig in ihre Mantille, woran eine Nuße von Spitzen, und kehrte in ihre Wohnung zurück.

Andrée drückte dem Doctor, der wieder zu seinem Kranken eilte, die Hand; dann kehrte sie ebenfalls, mit einem Schritt so feierlich wie der eines Schattens, den Kopf gesenkt, das Auge starr und den Geist abwesend, in ihr Zimmer zurück.

Es war ihr nicht einmal eingefallen, die Königin nach ihren Befehlen zu fragen. Für eine Natur, wie die von Andrée, ist die Königin nichts, die Nebenbuhlerin ist Alles.

Wieder der Sorge von Louis anheimgegeben, schien Gharny nicht mehr derselbe Mensch wie am Tage vorher zu sein.

Stark bis zur Uebertreibung, kühn bis zur Prahlerei, richtete er an den guten Doctor so dringende, so energische Fragen in Beziehung auf seine nahe bevorstehende Genesung, über die zu befolgende Diät, über die Transportmittel, daß Louis glaubte, es sei ein noch gefährlicherer Rückfall, hervorgebracht durch eine Manie anderer Art, eingetreten.

Gharny enttäuschte ihn bald; er glich jenen im Feuer gerötheten Eisen, deren Färbung sich vor dem Auge in dem Maße schwächt, in welchem die Hitze an Intensität abnimmt. Das Eisen ist schwarz und spricht nicht mehr zu dem Blick, aber es ist noch glühend genug, um Alles zu verzehren, was man ihm darbieten wird.

Louis sah den jungen Mann wieder seine Ruhe und seine Logik aus den guten Tagen annehmen. Gharny war in der That so vernünftig, daß er sich für verpflichtet hielt, dem Arzt die plötzliche Veränderung seines Entschlusses zu erklären.

„Die Königin,“ sagte er, „hat mich, indem sie

ich beschämte, mehr geheilt, als Ihre Wissenschaft, rein lieber Doctor, dies mit vortrefflichen Mitteln ethan hätte; mich bei der Eitelkeit packen, sehen Sie, es heißt mich bändigen, wie man ein Pferd mit dem Gebiß bändigt."

"Desto besser, desto besser," murmelte der Doctor.

"Ja, ich erinnere mich, daß ein Spanier — lebend prahlerisch genug — mir eines Tags sagte, um mir seine Willensstärke zu beweisen, es habe bei einem Duell, in dem er verwundet worden, für ihn genügt, sein Blut zurückhalten zu wollen, daß sein Blut nicht floß und nicht das Auge seines Gegners ergöste. Ich habe über diesen Spanier gelacht, indessen in ich ein wenig wie er: wenn mein Fieber, wenn es Delirium, das Sie mir vorwerfen, wiedererscheinen sollten, so würde ich sie, darauf wette ich, verjagen, indem ich sagte: Delirium und Fieber, ihr werdet nicht wiedererscheinen."

"Wir haben Beispiele von diesem Phänomen," sprach der Doctor mit ernstem Tone. "Jedenfalls erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Glück wünsche. Sie sind nun moralisch geheilt."

"Oh! ja."

"Wohl! Sie werden alsbald sehen, welcher Zusammenhang zwischen dem Moralischen und dem Physischen des Menschen stattfindet. Das ist eine schöne Theorie, die ich in einem Buche ausführen würde, wenn ich Zeit dazu hätte. Gesund an Geist, werden Sie in acht Tagen auch körperlich gesund sein."

"Lieber Doctor, ich danke Ihnen."

"Und um anzufangen: werden Sie also abreisen?"

"Wann es Ihnen beliebt. Auf der Stelle."

"Wir wollen diesen Abend abwarten. Mäßigen wir uns. Mit Extremen zu Werke gehen, heißt Alles auf's Spiel setzen"

"Warten wir bis zum Abend, Doctor."

"Werden Sie weit gehen?"

„An das Ende der Welt, wenn es sein muß.“

„Das ist zu weit für einen ersten Ausflug.“ sprach der Doctor mit demselben Phlegma. „Begnügen wir uns vorerst mit Versailles.“

„Versailles, es sei, da Sie es wollen.“

„Mir scheint, von Ihrer Wunde geheilt zu sein, ist für Sie kein Grund, das Land zu verlassen.“

Diese stürbte Kaltblütigkeit bewog Charny vollends, auf seiner Gut zu sein.

„Es ist wahr, Doctor, ich habe ein Haus in Versailles.“

„Gut! das ist es, was wir brauchen, man wird Sie heute Abend dahin bringen.“

„Sie haben mich nicht recht verstanden, Doctor, ich wünschte eine Fahrt nach meinen Gütern zu machen.“

„Ah! ja wohl. Ihre Güter, was Teufels, Ihre Güter sind nicht am Ende der Welt.“

„Sie liegen an der Gränze der Picardie, fünfzehn bis zwanzig Meilen von hier.“

„Ah! Sie sehen wohl.“

Charny drückte dem Doctor die Hand, als wollte er ihm für alle seine Zartheiten danken.

Am Abend trugen die vier Knechte, die er bei ihrem ersten Versuche so heftig zurückgeschlagen hatte, Charny bis zu seinem Wagen, der ihn vor dem Pfortchen des Geseindehauses erwartete.

Der König hatte den ganzen Tag gejagt, sobald zu Nacht gespeist und schlief nun. Charny, welcher ein wenig darüber besorgt war, daß er sich, ohne Abschied zu nehmen, entfernte, wurde durch den Doctor völlig beruhigt; dieser versprach ihm, seinen Abgang zu entschuldigen und denselben durch das Bedürfnis der Ortsveränderung zu motiviren.

Charny, ehe er in seinen Wagen stieg, gab sich die schmerzliche Befriedigung, bis zum letzten Augenblick nach den Fenstern der Wohnung der Königin zu schauen. Niemand konnte ihn sehen. Einer von den

er, der eine Fackel in der Hand trug, beleuchtete Beg, ohne das Gesicht zu beleuchten.

Tharny traf auf den Stufen nur mehrere Officiere, Freunde, welche zeitig genug benachrichtigt worden waren, daß sein Abgang nicht das Ansehen einer T hatte.

Von diesen heiteren Gefährten bis an den Wagen tet, konnte Tharny seinen Augen wohl erlauben, n Fenstern umherzuschweifen; die der Königin ten von Licht. Ein wenig leidend, hatte Ihre stät die Damen in ihrem Schlafzimmer em- en.

Düster und schwarz, verbargen die Fenster von te hinter den Falten ihres Damastvorhangs eine angsterfüllte, ganz zitternde Frau, welche, ohne kt zu werden, jeder Bewegung des Kranken und Geleites folgte.

Der Wagen fuhr endlich ab, doch so langsam, daß jedes Hufeisen der Pferde auf dem schallenden er hörte.

Wenn er nicht mir gehört, so gehört er doch we- ns Niemand mehr," murmelte Andrée.

Erfast ihn wieder die Lust, zu sterben," sagte doctor, während er in seine Wohnung zurückkehrte, ird er doch wenigstens weder bei mir, noch in n Händen sterben. Der Teufel hole die Seelen- zeiten, man ist nicht der Arzt von Antiochus und onike, um solche Krankheiten zu heilen."

Tharny kam gesund und wohlbehalten in seinem an. Der Doctor besuchte ihn am Abend und ihn so gut, daß er ihm sogleich ankündigte, es es sein letzter Besuch.

Der Kranke aß von einer Hühnerbrust und einen voll eingemachtes Obst von Orleans.

Im andern Tag erhielt er einen Besuch von seinem n, Herrn von Suffren, einen von Herrn von
Salzband der Königin. III. 2

Lafayette, sowie den eines Abgesandten des Königs. Es war ungefähr dasselbe am zweiten Tag, und dann kümmerte man sich nicht mehr um ihn.

Er stand auf und ging in seinen Garten.

Nach acht Tagen konnte er ein Pferd von friedlichem Gange besteigen; seine Kräfte waren wiedergekehrt. Da sein Haus noch nicht ganz verlassen war, so verlangte er nach dem Arzte seines Oheims, und ließ den Doctor Louis um Erlaubniß bitten, nach seinen Gütern abreisen zu dürfen.

Louis antwortete mit Zuversicht, die Bewegung von einem Ort zum andern sei der letzte Grad der ärztlichen Behandlung der Wunden; Herr von Charny habe einen guten Wagen, die Straße in der Picardie sei wie ein Spiegel, und in Versailles bleiben, wenn man so gut und so glücklich reisen könne, wäre eine Tollheit.

Charny ließ einen großen Fourgon mit Gepäck beladen, verabschiedete sich beim König, der ihn mit Aeußerungen seines Wohlwollens überhäufte, bat Herrn von Suffren, der Königin seine Ehrfurcht zu bezeigen, stieg dann vor dem Thore des königlichen Schlosses in seinen Wagen und reiste nach dem Städtchen Villers-Coterets ab, von wo aus er das Schloß Boursonnes erreichen sollte; dieses lag eine halbe Meile von dem Städtchen, welches schon die ersten Poesten von Demoustier verherrlichten.

LIV.

Zwei blutende Herzen.

Am andern Morgen nach dem Tage, wo die Königin von Andrée, als sie von dem vor ihr knieenden Charny entfloß, erschaut worden war, trat Fräulein

von Laverney ihrer Gewohnheit gemäß in das königliche Zimmer, zur Stunde der kleinen Toilette, vor der Messe.

Die Königin hatte noch keinen Besuch empfangen. Sie hatte nur ein Billet von Frau von La Mothe gelesen, und ihre Laune war äußerst heiter.

Noch bleicher als am Tage vorher, hatte Andrée in ihrer ganzen Person jenen Ernst und jene kalte Zurückhaltung, welche die Aufmerksamkeit erregt, und die Größten zwingt, mit den Kleinsten zu rechnen.

Einfach, so zu sagen streng in ihrer Toilette, gleich Andrée einer Böttin des Unglücks. War dieses Unglück für sie oder für Andere?

Die Königin hatte einen ihrer Tage der Zerstretheit; sie achtete auch nicht auf den langsamen, ernsten Gang von Andrée, auf ihre gerötheten Augen, auf die matte Weiße ihrer Schläfe und ihrer Hände.

Sie drehte den Kopf gerade nur so viel, als es brauchte, um ihren freundschaftlichen Gruß hören zu lassen.

„Guten Morgen, Kleine!“

Andrée wartete, daß ihr die Königin eine Gelegenheit zum Sprechen gäbe. Sie wartete in der festen Ueberzeugung, ihr Stillschweigen, ihre Unbeweglichkeit würden am Ende die Augen von Marie Antoinette auf sich ziehen.

Dies geschah. Da sie keine andere Antwort, als eine tiefe Verbeugung erhielt, wandte sich die Königin um und erblickte, schräge, dieses Gesicht mit dem scharfen Gepräge des Schmerzes und der Strenge.

„Guter Gott! was gibt es, Andrée?“ fragte sie, indem sie sich ganz umwandte, „ist Dir Unglück widerfahren?“

„Ein großes Unglück, ja, Madame,“ antwortete die junge Frau.

„Was denn?“

„Ich werde Eure Majestät verlassen.“

„Nicht verlassen? Du gehst von hier weg?“

„Ja, Madame.“

„Wohin gehst Du denn? welche Ursache kann diese plötzliche Abreise haben?“

„Madame, ich bin nicht glücklich in meinen Zuneigungen.“

Die Königin schaute empor.

„In meinen Familienzuneigungen,“ fügte Andrée erröthend bei.

Die Königin erröthete ebenfalls, und der Blick ihrer beiden Blicke kreuzte sich glänzend wie bei einem Zusammenstoß von Schwertern.

Die Königin erholte sich zuerst.

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte sie; „mir scheint, Sie waren gestern glücklich?“

„Nein, Madame,“ erwiderte Andrée mit festem Tone: „gestern war abermals einer von den unglücklichen Tagen meines Lebens.“

„Oh!“ machte die Königin, welche träumerisch geworden.

Und sie fügte bei:

„Erklären Sie sich.“

„Ich müßte mich entschließen, Eure Majestät mit Einzelheiten zu ermüden, welche unter ihr sind. Ich habe keine Befriedigung in meiner Familie; ich habe nichts von den Gütern der Erde zu erwarten, und ich bitte Eure Majestät um meinen Abschied, um mich mit meinem Seelenheile zu beschäftigen.“

Die Königin stand auf, nahm, obgleich dieser Schritt ihrem Stolze schwer anzukommen schien, Andrée bei der Hand und sprach:

„Was bedeutet dieser Entschluß eines schlimmen Kopfes? Hatten Sie nicht gestern auch einen Bruder, einen Vater, wie heute? Waren sie minder beschwerlich und minder schädlich, als heute? Glauben Sie, ich sei fähig, Sie in Verlegenheit zu lassen, und bin ich nicht eine Familienmutter, die eine Familie denjenigen gibt, welche keine haben?“

Andrée fing an zu zittern, wie eine Schuldige; sie verbeugte sich vor der Königin und erwiderte:

„Madame, ich bin durchdrungen von Ihrer Güte, aber sie wird mich nicht von meinem Vorhaben abbringen. Ich habe beschlossen, den Hof zu verlassen. Es ist für mich Bedürfnis, in die Einsamkeit zurückzukehren, setzen Sie mich nicht dem aus, daß ich meine Pflichten gegen Sie dadurch verrathe, daß ich mich gegen den Beruf verkehle, den ich in mir fühle.“

„Seit gestern also?“

„Eure Majestät wolle mir nicht befehlen, über diesen Gegenstand zu sprechen.“

„Seien Sie frei,“ sprach die Königin mit Bitterkeit; „nur zeigte ich hinreichend Zutrauen zu Ihnen, daß Sie Vertrauen zu mir haben konnten. Doch ein Thor ist der, welcher einen Menschen, der nicht sprechen will, um ein Wort fragt. Behalten Sie Ihre Geheimnisse, mein Fräulein, seien Sie glücklicher in der Ferne, als Sie es hier gewesen sind. Erinnern Sie sich jedoch stets des Umstandes, daß meine Freundschaft die Leute trotz ihrer Launen nicht verläßt, und daß Sie nicht anhören werden, für mich eine Freundin zu sein. Nun gehen Sie, Andrée, gehen Sie, Sie sind frei.“

Andrée machte eine Hofverbeugung und entfernte sich. An der Thüre rief sie die Königin zurück.

„Wohin gehen Sie, Andrée?“

„In die Abtei Saint-Denis, Madame,“ antwortete Fräulein von Laverney.

„In's Kloster! ah! es ist gut, mein Fräulein, Sie haben sich vielleicht nichts vorzuwerfen; doch hätten Sie nur die Undankbarkeit und die Vergessenheit... das ist noch zu viel; Sie sind sehr strafbar gegen mich; gehen Sie, Fräulein von Laverney, gehen Sie.“

Folge hievon war, daß Andrée, ohne andere Erklärungen zu geben, auf welche das gute Herz der Königin rechnete, ohne sich zu demüthigen, ohne sich rühren zu lassen, die Erlaubniß der Königin rasch benützte und verschwand.

Marie Antoinette konnte gewahren und gewahrte, daß Fräulein von Laverney auf der Stelle das Schloß verließ.

Sie begab sich in der That in das Haus ihres Vaters, wo sie, wie sie erwartete, ihren Bruder im Garten fand. Der Bruder träumte, die Schwester handelte.

Als er Andrée erblickte, die ihr Dienst im Schlosse zurückhalten mußte, ging Philipp erstaunt, beinahe erschrocken auf sie zu.

Erschrocken besonders über diese düstere Miene, er, den Andrée nie anders als mit einem Lächeln zärtlicher Freundschaft anredete. Er fing an, wie die Königin angefangen hatte; er befragte.

Andrée theilte ihm mit, sie habe so eben den Dienst der Königin verlassen, ihr Abschied sei angenommen, und sie werde ins Kloster treten.

Philipp schlug mit Gewalt in seine Hände, wie ein Mensch, der einen unerwarteten Streich empfängt.

„Wie!“ rief er, „Du auch, meine Schwester?“

„Was! ich auch? was willst Du damit sagen?“

„Es ist also eine verfluchte Berührung für unsere Familie, die Berührung der Bourbonen?“ rief er; „Du glaubst Dich genöthigt, das Gelübde abzulegen? Du! Nonne aus Geschmach, aus Gemüth; Du, die am Mindesten weltliche der Frauen und die am mindesten zum ewigen Gehorsam gegen die Gesetze des Aicetismus fähige! Laß hören, was wirfst Du der Königin vor?“

„Man hat der Königin nichts vorzuwerfen, Philipp,“ erwiderte kalt die junge Frau. „Du, der Du so sehr auf die Gunst der Höfe gezählt hast, Du, der Du mehr, als irgend Jemand, darauf zählen mußtest, warum hast Du nicht bleiben können? warum bleibst Du nicht drei Tage? Ich bin drei Jahre geblieben!“

„Die Königin ist zuweilen launenhaft, Andrée.“

„Ist es so, so konntest Du es ertragen, Du, ein

Mann; ich, ein Weib, muß es nicht, will es nicht; hat sie Launen, nun wohl! ihre Dienerinnen sind da.“

„Meine Schwester,“ erwiderte der junge Mann mit einem düstern Wesen, „das erklärt mir nicht, wie Du Zwistigkeiten mit der Königin bekommen hast.“

„Keine, das schwöre ich Dir; hast Du gehabt, Philipp, Du, der Du sie verlassen? Oh! sie ist unantbar, diese Frau.“

„Man muß ihr verzeihen, Andrée; die Schmeichelei hat sie ein wenig verdorben. Sie ist im Grunde gut.“

„Zeuge hievon ist das, was sie für Dich gethan hat, Philipp.“

„Was hat sie gethan?“

„Du hast es schon vergessen? Oh! ich, ich habe ein besseres Gedächtniß! Ich bezahle auch an einem und demselben Tage, mit einem und demselben Entschluß Deine und meine Schuld, Philipp.“

„Zu theuer, wie mir scheint; in Deinem Alter, mit Deiner Schönheit verzichtet man nicht auf die Welt. Nimm Dich in Acht, liebe Freundin, Du veräffest sie jung, Du wirst Dich alt wieder nach ihr lehnen, und wenn es nicht mehr Zeit ist, alle Deine Freunde, von denen eine Tollheit Dich getrennt hat, vor den Kopf stoßend, zurückkehren.“

„Du urtheiltest nicht so, Du, ein braver, ganz von Ehre und Gefühl zusammengesetzter, aber wenig um einen Ruf oder um sein Vermögen bekümmertter Officier, Du, der Du da, wo hundert Andere Vermögen und Titel aufgehäuft haben, nur Schulden zu machen und Dich zu verkleinern wußtest, Du urtheiltest nicht so, als Du zu mir sagtest: sie ist launenhaft, Andrée, sie ist coquette, sie ist treulos, ich will ihr lieber nicht dienen. Diese Theorie praktisch anwendend, hast Du auf die Welt verzichtet, obgleich Du kein Klosterbruder geworden bist, und von uns Weiden bin nicht ich, die ich sie ablegen will, diejenige, welche den

unwiderruflichen Gelübden am nächsten steht, sondern Du bist es, der sie schon gethan hat."

"Du hast Recht, meine Schwester, und ohne unsern Vater . . ."

"Unser Vater! ah! Philipp, sprich nicht so," erwiderte Andrée voll Bitterkeit, "muß ein Vater nicht die Stütze seiner Kinder sein oder ihre Unterstützung annehmen? Nur unter dieser Bedingung ist er der Vater. Was thut der unsere, frage ich Dich? Hast Du je den Gedanken gehabt, Herrn von Laverney ein Geheimniß anzuvertrauen? Und hältst Du ihn für fähig, Dich zu sich zu rufen, um Dir eines von seinen Geheimnissen mitzutheilen? Nein," fuhr Andrée mit einem Ausdruck von Kummer fort, "Herr von Laverney ist gemacht, um allein in dieser Welt zu leben."

"Das will ich wohl glauben, Andrée, doch er ist nicht gemacht, um allein zu sterben."

Diese Worte, mit einer sanften Strenge gesprochen, erinnerten die junge Frau daran, daß sie ihrem Zorn, ihrer Bitterkeit, ihrem Groll gegen die Welt zu viel Platz in ihrem Herzen ließ.

"Ich möchte nicht, daß Du mich für ein Mädchen ohne Gemüth hieltest," erwiderte sie; "Du weißt, ob ich eine zärtliche Schwester bin, aber es wollte hienieden Jeder in mir den sympathetischen Instinct tödten, der ihm entsprach. Gott hatte mir bei der Geburt, wie jedem Geschöpf, eine Seele und einen Leib gegeben, über diese Seele und diesen Leib kann jedes menschliche Geschöpf, für seine Ehre, in dieser und in der andern Welt verfügen. Ein Mann, den ich nicht kannte, hat meine Seele genommen, — Balsamo; — ein Mann, den ich kaum kannte, und der kein Mann für mich war, hat meinen Leib genommen, — Gilbert. — Ich wiederhole Dir, Philipp, um eine gute und fromme Tochter zu sein, fehlt mir nur ein Vater. Gehen wir zu Dir über, untersuchen wir, was Dir der Dank bei den Großen der Erde eingetragen hat, Dir, der Du sie liebtest."

ilipp neigte das Haupt.

„Gehöre mich,“ sagte er, „die Großen der Erde
erachte mich nur mir gleiche Geschöpfe; ich liebe
und habe mich mit ihnen alle liebend geheißen.“

„Philipp,“ rief Andrée, „es geschieht nie auf
dieser Erde, daß das liebende Herz dem, welcher liebt,
nicht antwortet; diejenigen, welche wir gewählt
haben sind Andere.“

Philipp erhob seine bleiche Stirne und betrachtete
die Schwester, ohne einen andern Ausdruck, als
Erstaunens.

„Worum sagst Du mir das? worauf zielst Du
mit dem, was Du sagst?“

„Nichts,“ erwiderte edelmüthig Andrée, welche
Gedanken, zu geheimen Mittheilungen oder
Erläuterungen herabzusteigen, zurückwich. „Ich
sage, mein Bruder. Ich glaube, daß meine
Schwester leidet; schenke meinen Worten keine Aufmerk-

r . . .“

Andrée näherte sich Philipp, nahm ihn bei der
Hand und sprach:

„Ich habe über diesen Gegenstand, mein geliebter
Bruder, gesprochen, um Dich zu bitten, mich
oft zu besuchen: ich habe Saint-Denis ge-
löst und besorgt, ich will dort kein Gelübde able-
gen, es wird später kommen, wenn es nothwendig
ist in einem Asyl zu suchen, was die meisten
Armen finden wollen, die Vergessenheit, verlange
die Erinnerung. Mir scheint, ich habe den
Herrn sehr vergessen. Er ist der einzige König,
der Gebieter, der einzige Trost, wie er der ein-
zige Kummerbereiter ist. Indem ich mich ihm
anvertraue, da ich ihn begreife, werde ich mehr für
ihn gethan haben, als wenn Alles, was es
Starkes, Mächtiges und Liebenswürdigen an
sich gibt, sich verschworen hätte, um mir ein

mer nennen, meine Schwester," antwortete Philipp mit der sanften Majestät des Unglücks.

"Gut, Philipp, das ist ein Wort, welches mir zusagt und das ich annehme. Wohl! es ist also ein unheilbarer Kummer, was mich nach der Einsamkeit treibt."

"Gut, und der Bruder und die Schwester werden im Leben keine Unähnlichkeit gehabt haben. Gleich glücklich, werden sie stets in demselben Grade unglücklich gewesen sein. Das macht die gute Familie, Andrée."

Andrée glaubte, durch seine Gemüthsbewegung fortgerissen, richtete Philipp eine neue Frage an sie, und vielleicht wäre ihr unbeugsames Herz unter dem Drucke der brüderlichen Freundschaft gebrochen.

Aber Philipp mußte aus Erfahrung, daß die großen Seelen sich selbst genügen, er beunruhigte die von Andrée nicht in der Verschanzung, die sie sich gewählt hatte.

"In welcher Stunde und an welchem Tage gedenkst Du abzugehen?"

"Morgen; heute noch, wenn es Zeit wäre."

"Wirfst Du nicht einen letzten Spaziergang mit mir im Parke machen?"

"Nein!" antwortete sie.

Er begriff wohl an dem Händedruck, den diese Weigerung begleitete, die junge Frau weise nur eine Gelegenheit zurück, sich erweichen zu lassen.

"Ich bin bereit, wann Du mich benachrichtigst," sagte er.

Und er küßte ihr die Hand, ohne ein Wort beizufügen, das die Bitterkeit ihres Herzens überströmen gemacht hätte.

Andrée, nachdem sie die ersten Vorbereitungen getroffen, zog sich in ihr Zimmer zurück, wo sie folgendes Billet von Philipp erhielt:

"Du kannst unsern Vater heute Abend um fünf Uhr besuchen. Der Abschied ist unerläßlich. Herr von

Laverney würde über Vernachlässigung, über schlechtes Benehmen schreien.“

Sie antwortete:

„Um fünf Uhr werde ich im Reisefleide bei Herrn von Laverney sein. Um sieben Uhr können wir in Saint-Denis ankommen. Wirst Du mir Deinen Abend bewilligen?“

Statt jeder Antwort, rief Philipp aus seinem Fenster, welches nahe genug bei der Wohnung von André, daß diese es hören konnte:

„Um fünf Uhr die Pferde an den Wagen.“

LV.

Ein Minister der Finanzen.

Wir haben gesehen, daß die Königin, ehe sie André empfing, ein Billet von Frau von La Mothe gelesen und gelächelt hatte.

Dieses Billet enthielt nur, mit allen möglichen Formeln des Respects, die Worte:

„...Und Eure Majestät kann versichert sein, daß ihr Credit gegeben und die Waare im Vertrauen abgeliefert werden wird.“

Die Königin hatte also gelächelt und das Billet von Jeanne verbrannt.

Nachdem sie sich in der Gesellschaft von Fräulein von Laverney ein wenig verdüstert, kam Frau von Misery und meldete, Herr von Calonne warte auf die Ehre, bei ihr zugelassen zu werden.

Es kann nicht ungeeignet erscheinen, wenn wir diese Person dem Leser ein wenig erklären. Die Geschichte hat ihm so ziemlich bekannt gemacht, aber der

roman, der die Perspektiven und die großen Züge seiner genau zeichnet, gibt vielleicht der Einbildungskraft ein befriedigenderes Detail.

Herr von Calonne war ein Mann von Geist, sogar von unendlich viel Geist, welcher, aus der wenig an Thränen gewöhnten, aber vernünftig urtheilenden Generation der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hervorgehend, seinen Entschluß in Beziehung auf das über Frankreich schwebende Unglück gefaßt hatte, sein Interesse mit dem gesellschaftlichen Interesse vermischte, wie Ludwig XV. sagte: nach uns das Ende der Welt, und überall Blumen suchte, um seinen letzten Tag zu schmücken.

Er war vertraut mit der Angelegenheit, er war Hofmann. Alles, was es an Frauen gab, die sich durch ihren Geist, durch ihren Reichtum und ihre Schönheit auszeichneten, hatte er durch seine Huldigungen kultivirt, die denen ähnlich, welche die Biene den mit Nektar und Säften beladenen Pflanzen darbringt.

Die Conversation von sieben bis acht Männern und zehn bis zwölf Frauen war damals der Inbegriff aller Kenntnisse. Herr von Calonne hatte mit d'Alembert rechnen, mit Diderot Vernunftschlüsse machen, mit Voltaire spotten, mit Rousseau trauern können. Er war endlich stark genug gewesen, der Volksthömllichkeit von Necker in's Gesicht zu lachen.

Herr Necker, der Weise und der Tiefe, dessen Rechenschaftsbericht ganz Frankreich zu erhellen geschienen hatte, als ihn Calonne wohl von allen Seiten beobachtet, machte er ihn am Ende lächerlich, selbst in den Augen derjenigen, welche ihn am meisten fürchteten, und der König und die Königin, welche dieser Name leben machte, hatten sich nur zitternd daran gewöhnt, ihn durch einen eleganten Staatsmann von guter Laune schmähen zu hören, der, um auf so viele schöne Ziffern zu antworten, sich auf die Bemerkung beschränkte: „Wozu nützt es, zu beweisen, daß man nichts beweisen kann.“

Necker hatte in der That nur Eines bewiesen, die Unmöglichkeit, in der er sich fand, noch ferner die Finanzen zu verwalten. Herr von Calonne übernahm sie wie eine Last, die zu leicht für seine Schultern.

Was wollte Herr Necker? Reformen. Diese theilweisen Reformen erschreckten alle Geister. Wenige Menschen gewannen dabei, und diejenigen, welche dabei gewannen, gewannen wenig; viele dagegen verloren dabei, und sie verloren zu viel. Wenn Necker eine gerechte Vertheilung der Steuer in's Werk setzen wollte, wenn er die Güter des Adels und die Einkünfte der Geistlichkeit mit Abgaben zu belasten beabsichtigte, bezeichnete er brutaler Weise eine unmögliche Revolution. Er spaltete die Nation und schwächte sie zum Voraus, während er alle Kräfte hätte concentriren müssen, um sie zu einem allgemeinen Resultat der Concurrenz zu führen.

Dieses Ziel bezeichnete Necker, doch dasselbe zu erreichen, machte er schon dadurch unmöglich, daß er es bezeichnete. Von einer Reform von Mißbräuchen mit denjenigen sprechen, welche nicht wollen, daß diese Mißbräuche reformirt werden, heißt das sich nicht dem Widerstande der Betheiligten aussetzen? Darf man den Feind von der Stunde in Kenntniß setzen, zu der man einen Platz stürmen wird?

Das hatte Calonne begriffen, in dieser Hinsicht in Wirklichkeit mehr Freund der Nation, als der Genfer Necker, mehr Freund, sagen wir, in Betreff der vollendeten Thatsachen, denn, statt einem unvermeidlichen Uebel zuvorzukommen, beschleunigte Calonne den Einbruch der Geißel.

Sein Plan war kühn, riesenhaft, sicher; es handelte sich darum, in zwei Jahren zum Bankrott den König und den Adel fortzureißen, die ihn um zehn Jahre verzögert hätten; aber wenn der Bankrott gemacht war, zu sagen: „Nun, ihr Reichen, bezahlt für

die Armen, denn sie haben Hunger und werden diejenigen verschlingen, welche sie nicht nähren.“

Warum sah der König nicht von Anfang an die Folgen dieses Planes oder diesen Plan selbst? Er, der, als er den Rechenschaftsbericht las, vor Wuth gezittert hatte, warum schauerte er nicht, indem er seinen Minister errieth? Warum wählte er nicht zwischen diesen zwei Systemen, und zog es vor, sich dem Zufall zu überlassen? Das ist die einzige wirkliche Rechnung, welche Ludwig XVI., ein Politiker, mit der Nachwelt zu ordnen hat. Es war das bekannte Princip, dem sich stets Jeder widersetzt, der nicht Macht genug hat, um das Uebel abzuschneiden, wenn es inveterirt ist.

Aber um zu erklären, warum sich die Binde dergestalt vor den Augen des Königs verdichtete, warum die Königin, in ihren Wahrnehmungen so scharfsichtig und klar, sich so blind, als ihr Gemahl, in Beziehung auf das Benehmen des Ministers zeigte, wird die Geschichte, man müßte vielmehr sagen der Roman, hier ist er willkommen, einige unerläßliche Details geben.

Herr von Calonne trat bei der Königin ein.

Er war schön, groß von Wuchs und edel von Manieren. Er wußte die Königinnen lachen und seine Geliebten weinen zu machen. Fest überzeugt, Marie Antoinette habe in einem dringenden Bedürfnisse nach ihm verlangt, kam er mit einem Lächeln auf den Lippen. Viele Andere wären mit einer verbrießlichen Miene gekommen, um hernach das Verdienst ihrer Einwilligung zu verdoppeln.

Die Königin war auch sehr freundlich, sie hieß den Minister sitzen und sprach zuerst von tausend Dingen, die nichts waren.

„Haben wir Geld, mein lieber Herr von Calonne?“ sagte sie sodann.

„Geld,“ rief Herr von Calonne, „gewiß haben wir, wir haben immer.“

„Das ist herrlich,“ rief die Königin, „ich habe

nie einen Mann gekannt, der so wie Sie bei Geldfrage antwortete; als Finanzmann sind Sie unvergleichlich.

„Welche Summe braucht Eure Majestät?“

„Ich bitte, erklären Sie mir zuerst, wie habe Sie es gemacht, um Geld da zu finden, wo Herr Necker sagte, es gebe keines.“

„Herr Necker hatte Recht, es war kein Geld mehr in den Kassen, und das ist so wahr, daß ich an den Tag, wo ich das Ministerium übernahm, am 3. November 1783, man vergißt dergleichen Dinge nicht Madame, als ich den öffentlichen Schatz suchte, in der Kasse nicht mehr als zwei Säcke mit zwölf hundert Livres fand.“

Die Königin lachte.

„Nun?“ sagte sie.

„Nun! Madame, wenn Necker, statt zu sagen: Es ist kein Geld mehr vorhanden, wie ich es gethan habe, hundert Millionen im ersten Jahre und hundert und fünf und zwanzig im zweiten entlehnt und die Ueberzeugung von einem weiteren Anlehen von achtzig Millionen für das dritte gehabt hätte, so wäre Necker ein wahrer Finanzmann gewesen; Jedermann kann sagen Es ist kein Geld mehr in der Kasse; aber nicht Jeder weiß zu antworten: Es ist vorhanden.“

„Das sagte ich Ihnen, hierüber beglückwünsche ich Sie. Wie wird man bezahlen? das ist die Schwierigkeit.“

„Oh! Madame,“ erwiderte Calonne mit einem Lächeln, dessen tiefe, erschreckliche Bedeutung kein menschliches Auge ermessen konnte, „ich stehe Ihnen dafür daß man bezahlen wird.“

„Ich verlasse mich auf Sie,“ sagte die Königin, „doch sprechen wir immerhin von den Finanzen; bei Ihnen ist es eine Wissenschaft voll Interesse; ein Strauch bei den Andern, ist es bei Ihnen ein Baum mit Früchten!“

Calonne verbeugte sich.

„Haben Sie einige neue Gedanken?“ fragte die Königin; „ich bitte, geben Sie mir den ersten davon.“

„Ich habe einen Gedanken, der zwanzig Millionen in die Taschen der Franzosen und sieben bis acht in die Ihrige bringen wird; verzeihen Sie, in die Kasse Seiner Majestät.“

„Diese Millionen werden hier willkommen sein. Woher werden sie fließen?“

„Es ist Eurer Majestät nicht unbekannt, daß die Goldmünze nicht denselben Werth in allen Staaten Europas hat!“

„Ich weiß es. In Spanien ist das Gold theurer, als in Frankreich.“

„Eure Majestät hat vollkommen Recht, und es ist in Vergnügen, mit Eurer Majestät über Finanzangelegenheiten zu plaudern. Das Gold gilt in Spanien seit fünf bis sechs Jahren achtzehn Unzen mehr der Mark nach, als in Frankreich. Daraus geht hervor, daß die Exportanten mit einer Mark Gold, die sie von Frankreich nach Spanien ausführen, den Werth von ungefähr vierzehn Unzen Silber gewinnen.“

„Das ist bedeutend!“

„So daß in einem Jahre,“ fuhr der Minister fort, „wenn die Kantonsräthe wüßten, was ich weiß, kein einziger Louisd'or mehr in unserem Lande wäre.“

„Sie werden das verhindern?“

„Unmittelbar, Madame; ich will den Werth des Goldes auf fünfzehn Mark vier Unzen erhöhen, ein fünfzehntel Nutzen. Eure Majestät begreift, daß kein Louisd'or in den Kassen bleiben wird, erfährt man, daß in der Münze dieser Nutzen denjenigen, welche Gold ringen, gegeben wird. Es wird die Umschmelzung dieser Münze vorgenommen werden, und in der Mark Gold, welche heute dreißig Louisd'or enthält, finden wir zwei und dreißig.“

„Ein gegenwärtiger Nutzen, ein zukünftiger Nutzen,“

Das Halsband der Königin. III.

rief die Königin; „das ist eine reizende Idee, welche Furore machen wird.“

„Ich glaube es, Madame, und bin sehr glücklich, daß sie so vollkommen Ihre Billigung erhalten hat.“

„Haben Sie immer solche, und ich bin sicher, daß Sie alle unsere Schulden bezahlen werden.“

„Erlauben Sie mir, Madame, daß ich auf das, was Sie von mir wünschen, zurückkomme.“

„Wäre es möglich, mein Herr, hätten Sie in diesem Augenblick . . .“

„Welche Summe?“

„Oh! sie ist vielleicht viel zu stark.“

Calonne lächelte auf eine Weise, welche die Königin ermutigte.

„Funfmal hunderttausend Livres,“ sagte sie.

„Ah! Madame,“ rief Calonne, „welche Angst hat mir Eure Majestät gemacht! ich glaubte, es handle sich um eine wahre Summe.“

„Sie können also?“

„Sicherlich.“

„Ohne daß der König . . .“

„Ah! Madame, das ist unmöglich; alle meine Rechnungen werden jeden Monat dem König vorgelegt; aber es gibt kein Beispiel, daß sie der König gelesen hat, und ich schätze es mir zur Ehre!“

„Wann kann ich auf diese Summe zählen?“

„An welchem Tage braucht sie Eure Majestät?“

„Erst am fünften des nächsten Monats.“

„Die Zahlungen sollen zur den zweiten befohlen werden; Sie werden Ihr Geld am dritten haben, Madame.“

„Herr von Calonne, ich danke.“

„Mein höchstes Glück ist, Eurer Majestät zu gefallen. Ich sehe Sie an, sich bei meiner Kasse nie Zwang anzuthun. Das wird ein Vergnügen voll Eigerliebe für Ihren Generalcontroleur der Finanzen sein.“

Er stand auf und verbeugte sich demüthig; die Königin reichte ihm ihre Hand zum Kuß.

„Noch ein Wort,“ sagte sie.

„Ich höre, Madame.“

„Dieses Geld kostet mich einen Gewissensbiß.“

„Einen Gewissensbiß . . .“

„Ja. Es dient zu Befriedigung einer Laune.“

„Desto besser, desto besser. Es wird bei der Summe wenigstens die Hälfte Nutzen für unsere Industrie, für unsern Handel und unsere Vergnügungen sein.“

„Das ist in der That wahr,“ murmelte die Königin. „und Sie haben eine reizende Art, mich zu trösten, mein Herr!“

„Gott sei gelobt, Madame; mögen wir nie andere Gewissensbisse haben, als die Eurer Majestät, und wir werden geraden Weges in's Paradies eingehen.“

„Sehen Sie, Herr von Calonne, es wäre zu grausam für mich, wenn ich meine Launen das arme Volk bezahlen ließe.“

„Wohl!“ erwiderte der Minister, indem er auf jedes seiner Worte einen Nachdruck mit seinem unheimlichen Lächeln legte, „haben Sie keine Bedenklichkeiten mehr, Madame, denn ich schwöre Ihnen, es wird nie das arme Volk ~~das~~ bezahlt.“

„Warum nicht?“ fragte die Königin erstaunt.

„Weil das arme Volk nichts mehr hat,“ antwortete unsterblich der Minister, „und weil da, wo nichts ist, der Kaiser sein Recht verliert.“

Er verbeugte sich und ging ab.

LVI.

**Wiedergefundene Illusionen. — Verlore
Geheimniß.**

Raum hatte Herr von Galonne die Gallerie bis
schritten, um nach Hause zurückzukehren, als der M
einer eilfertigen Hand an der Thüre des Boudoir
Königin fragte.

Jeanne erschien.

„Madame,“ sagte sie, „er ist da.“

„Der Cardinal?“ fragte die Königin, ein w
erstaunt über das Wort er, das, von einer L
ausgesprochen, so viele Dinge bezeichnet.

Sie vollendete nicht. Jeanne hatte schon S
von Rohan eingeführt und sich, dem beschützten
schüzer verstoßen die Hand drückend, wieder entf

Der Prinz befand sich allein, drei Schritte
der Königin, vor der er ehrerbietig die schuld
Bücklinge machte. -

Die Königin, als sie diese Zurückhaltung
Takt sah, war gerührt; sie reichte ihre Hand dem C
dinal, der seine Augen noch nicht zu ihr erhoben h

„Mein Herr,“ sprach sie, „~~ich~~ mir einen
von Ihnen mitgetheilt, der viel ~~schon~~ tilgt.“

„Erlauben Sie mir,“ erwiederte der Prinz, zitt
von einer Gemüthsbewegung, welche nicht geheu
war, „erlauben Sie mir, Madame, Sie zu versich
daß das Unrecht, von dem Eure Majestät spricht, d
ein Wort der Erklärung zwischen ihr und mir
geschwächt würde.“

„Ich verbiete Ihnen durchaus nicht, sich zu r
fertigen,“ sprach die Königin mit Würde, „aber
was Sie mir sagen würden, würde einen Schatten
die Liebe und die Achtung, die ich für mein Vater
und meine Familie hege. Sie können sich nur entla

indem Sie mich verletzen, Herr Cardinal. Doch wir wollen dieses schlecht erloschene Feuer nicht anrühren, es würde vielleicht noch Ihre Finger und die meinigen verbrennen; Sie unter dem neuen Lichte sehen, das Sie mir geoffenbart haben, verbindlich, ehrerbietig, ergeben . . ."

"Ergeben bis zum Tod," unterbrach der Cardinal.

"Gut. Doch," sagte Marie Antoinette lächelnd, „doch bis jetzt handelt es sich nur um den Ruin. Sie wären mir ergeben bis zum Ruin, Herr Cardinal? Das ist sehr schön, das ist schön genug. Zum Glück bringe ich Ordnung in die Sache. Sie werden leben und nicht ruiniert sein, wenn Sie nicht etwa, wie man sagt, sich selbst ruiniren.“

"Madame . . ."

"Das ist Ihre Sache. Als Freundin, da wir nun gute Freunde sind, will ich Ihnen indessen einen Rath geben: Seien Sie sparsam, das ist eine Hirtentugend; der König wird Sie mehr lieben, wenn Sie sparsam, als wenn Sie verschwenderisch sind.“

"Ich werde geizig werden, um Eurer Majestät zu gefallen.“

"Der König," versetzte die Königin mit einer zarten Nuance, „der König liebt auch die Geizigen nicht . . .“

"Ich werde werden, was Eure Majestät will," unterbrach sie der Cardinal mit einer schlecht verkleideten Leidenschaft.

"Ich sagte Ihnen also," schnitt die Königin kurz ab, „Sie werden durch meine Schuld nicht zu Grunde gerichtet werden. Sie sind für mich gut gestanden, ich danke Ihnen dafür, aber ich habe Mittel, meinen Verbindlichkeiten zu entsprechen, kümmern Sie sich also nicht mehr um diese Angelegenheiten, welche von der ersten Zahlung nur mich angehen werden.“

"Damit die Sache beendigt sein möge, Madame," sprach der Cardinal, sich verbeugend, „habe ich Eurer Majestät nur noch das Halsband anzubieten.“

Zu gleicher Zeit zog er aus seiner Tasche das Etui und überreichte es der Königin.

Sie schaute es nicht einmal an, was bei ihr ein sehr großes Verlangen, es zu sehen, offenbarte, und zitternd vor Freude legte sie es auf ein Arbeitstischchen, doch so, daß sie es unter ihrer Hand behielt.

Der Cardinal versuchte sodann einige Worte der Höflichkeit, welche sehr gut aufgenommen wurden, und hierauf kam er auf das zurück, was die Königin in Betreff ihrer Versöhnung geiagt hatte.

Da sie sich aber gelobt hatte, die Diamanten nicht in seiner Gegenwart anzuschauen, und da sie vor Begierde, dieselben zu sehen, brannte, so hörte sie ihn nur noch zerstreut an.

Aus Zerstreuung überließ sie ihm auch ihre Hand, die er mit entzückter Miene küßte. Dann nahm er Abschied, da er zu beengen glaubte, was ihn mit Freude erfüllte. Ein einfacher Freund beengt nie, ein Gleichgültiger noch viel weniger.

Das war der Verlauf dieser Zusammenkunft, welche alle Wunden im Herzen des Cardinals schloß. Er verließ die Königin begeistert, trunken von Hoffnung, und bereit, Frau von La Mothe für die Unterhandlung, die sie so glücklich geführt, eine grenzenlose Dankbarkeit zu beweisen.

Jeanne erwartete ihn in ihrem Wagen, hundert Schritte von der Barrière; sie empfing die glühende Bethörung seiner Freundschaft.

„Nun,“ sagte sie nach dem ersten Ausbruch dieser Dankbarkeit, „werden Sie Richelieu oder Mazarin sein? Hat Ihnen die österreichische Lippe Ermuthigungen des Ehrgeizes oder der Zärtlichkeit gegeben? Sind Sie in die Politik oder in die Intrigue versezt?“

„Echerzen Sie nicht, Gräfin, ich bin wahnstinnig vor Glück.“

„Schon!“

„Stehen Sie mir bei, und in drei Wochen kann ich ein Ministerium in den Händen haben.“

„Teufel! in drei Wochen; wie lange das ist; der Verfall der ersten Verbindlichkeiten ist auf vierzehn Tage gestellt.“

„Ah! alles Glück kommt zugleich; die Königin hat Geld, sie wird bezahlen; ich werde nur das Verdienst der Absicht haben. Das ist zu wenig, Gräfin, auf Ehre, es ist zu wenig. Gott ist mein Zeuge, daß ich diese Versöhnung gern um den Preis von fünfmal hunderttausend Livres bezahlt hätte...“

„Seien Sie unbesorgt,“ unterbrach ihn lächelnd die Gräfin, „Sie werden dieses Verdienst neben den anderen haben. Ist Ihnen viel daran gelegen?“

„Ich gestehe, daß ich es vorzöge; wäre die Königin meine Schuldnerin geworden...“

„Monseigneur, es sagt mir Etwas, es werde Ihnen diese Befriedigung zu Theil werden. Sind Sie darauf vorbereitet?“

„Ich habe meine letzten Güter verkaufen lassen, und für das nächste Jahr meine Einkünfte und Pfründen verpfändet.“

„Sie haben also die fünfmalhunderttausend Livres?“

„Ich habe sie; nur weiß ich nicht, wenn diese Zahlung geleistet ist, wie ich es nachher machen werde.“

„Diese Zahlung,“ rief Jeanne, „gibt uns ein Vierteljahr Ruhe. In drei Monaten, guter Gott! welche Ereignisse können da eintreten!“

„Das ist wahr; doch der König läßt mir sagen, ich soll keine Schulden machen.“

„Ein Aufenthalt von zwei Monaten im Ministerium wird Ihnen alle Ihre Schulden bereinigen.“

„Oh! Gräfin...“

„Empörend Sie sich nicht. Wenn Sie es nicht thäten, würden es Ihre Better thun.“

„Sie haben immer Recht. Wohin gehen Sie?“

„Ich will die Königin wieder' auffuchen und in

Erfahrung bringen, welche Wirkung Ihre Gegenwart gemacht hat."

"Sehr gut, ich kehre nach Paris zurück."

"Warum? Sie wären heute Abend zum Spiel zurückgekommen. Das ist gute Taktik; verlassen Sie den Platz nicht."

"Ich muß leider bei einem Rendezvous sein, das ich diesen Morgen vor meinem Abgang erhalten habe."

"Ein Rendezvous?"

"Von ziemlich ernster Natur, nach dem Inhalt des Billets zu urtheilen, das man mir zugeschickt hat. Sehen Sie."

"Eine männliche Handschrift," sagte die Gräfin. Und sie las:

"„Monseigneur, es will sich Jemand mit Ihnen über die Beitreibung einer bedeutenden Summe besprechen. Diese Person wird sich heute Abend bei Ihnen, in Paris, einfinden, um die Ehre einer Audienz zu erhalten.“"

"Anonym... Ein Bettler."

"Nein, Gräfin, man setzt sich nicht mit heiterem Herzen der Gefahr aus, von meinen Leuten durchgeprügelt zu werden, weil man mich hintergangen hat. Ich weiß nicht warum, doch mir scheint, ich kenne diese Handschrift."

"Wohl denn! Monseigneur; überdies wagt man nie viel bei Leuten, welche Geld versprechen. Das Schlimmste wäre, wenn sie nicht bezahlen würden. Guten Tag, Monseigneur."

"Gräfin, ich rechne auf das Glück, Sie wiederzusehen."

"Ah! Monseigneur, zwei Dinge!"

"Sprechen Sie."

"Wenn Ihnen unerwartet eine große Summe einginge?"

"Nun! Gräfin?"

"Etwas Verlorenes; ein Fund! ein Schatz!"

verstehe Sie, Schlimme, Halbpart, nicht

lner Treue, Monseigneur!"

bringen mir Glück, Gräfin, warum sollte nicht dafür Rechenschaft tragen? Das wird

Nun das Andere?"

en Sie. Lassen Sie sich nicht einfallen, die untertausend Livres anzugreifen."

! seien Sie unbesorgt."

Sie trennten sich. Es kehrte der Cardinal Atmosphäre himmlischer Glückseligkeit nach rück.

Leben nahm für ihn in der That seit zwei ein anderes Gesicht an. War er nur verzogte ihm die Königin mehr gegeben, als er zu hoffen gewagt hätte; war er ehrgeizig, so in noch mehr hoffen.

nicht von seiner Frau geleitet, wurde der es Werkzeug eines Glückes, das fortan nichts halten konnte. Der Prinz Louis fühlte sich : er hatte so viel politisches Genie, als nicht seinen Nebenbuhlern, er verstand die Frage fferung, er verband die Geistlichkeit mit dem eine von den festen Majoritäten zu bilden lange durch die Stärke und das Recht res

ie Spitze dieser Reformbewegung die Königin ie er anbetete, und deren beständig zunehmende Beliebtheit er in eine Popularität ohne Gleichen andelt hätte: das war der Traum des Präsidens diesen Traum konnte ein einziges zärtliches Königin Marie Antoinette in eine Wirklichkeit umwandeln.

er verzichtete der Unbesonnene auf seine Leichnam, der Weltliche machte sich zum Philosophen, ge wurde ein unermüdlicher Arbeiter. Es ist die Aufgabe für die großen Charaktere, die

Blässe der Schwelgereien mit der Ermüdung durch das Studium zu vertauschen. Fortgezogen durch das Gespinn, das man den Ehrgeiz und die Liebe nennt, war Herr von Rohan weit gegangen.

Er glaubte sich schon bei seiner Rückkehr nach Paris beim Werke, verbrannte auf einmal eine Kiste voll Liebesbillets, rief seinen Intendanten, um Reformen anzuordnen, ließ durch einen Secretär Federn schneiden, um Memoiren über die Politik Englands zu schreiben, die er vortrefflich verstand, und, seit einer Stunde bei der Arbeit, fing er an wieder in den Besitz seiner selbst zurückzukehren, als ihm der Ton einer Klingel in seinem Cabinet verkündigte, es erscheine ein wichtiger Besuch bei ihm.

Ein Huissier trat ein.

„Wer ist da?“ fragte der Prälat.

„Die Person, welche diesen Morgen an Monseigneur geschrieben hat.“

„Ohne zu unterzeichnen?“

„Ja, Monseigneur.“

„Doch diese Person hat einen Namen. Fragen Sie dieselbe danach.“

Der Huissier kam nach einem Augenblick zurück und meldete:

„Der Herr Graf von Cagliostro.“

Der Prinz bebte.

„Er trete ein.“

Der Graf trat ein, die Thüren schlossen sich wieder hinter ihm.

„Großer Gott!“ rief der Cardinal, „was sehe ich?“

„Nicht wahr, Monseigneur, daß ich mich kaum verändert habe.“

„Ist es möglich...“ murmelte Herr von Rohan, „Joseph Balsamo lebendig, er, von dem man sagte, er sei bei jenem Brande umgekommen. Joseph Balsamo...“

„Graf von Fönix lebendig, ja, Monseigneur, und lebendiger, als je.“

„Aber, mein Herr, unter welchem Namen erschei-
Sie denn? und warum haben Sie nicht den alten
ten?“

Gerade, Monseigneur, weil er alt ist und, vor
bei mir, sodann bei den Andern zu viele traurige
beschwerliche Erinnerungen zurückeruft. Ich spreche
von Ihnen, Monseigneur, hätten Sie Joseph Bals-
nicht von Ihrer Thüre gewiesen?“

„Ich? oh! nein, mein Herr, nein.“

Und der Cardinal bot, immer noch erstaunt, Ca-
ro nicht einmal einen Stuhl an.

Dann hat Eure Eminenz mehr Gedächtniß und
Gerechtigkeit, als alle Menschen miteinander,“ sagte
er.

„Mein Herr, Sie haben mir einst einen solchen
Dienst geleistet . . .“

„Nicht wahr, Monseigneur, ich habe mein Alter
verändert,“ unterbrach ihn Balsamo, „und ich bin
ein böses Muster der Resultate meiner Lebenstropfen.“

„Ich gestehe es, mein Herr, doch Sie sind über
den Menschenheit, Sie, der Sie so freigebig das Gold
in die Gesundheit Allen spenden.“

„Die Gesundheit, ich leugne das nicht, Monseig-
neur, doch das Gold . . . nein, oh! nein . . .“

„Sie machen kein Gold mehr?“

„Nein, Monseigneur.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich das letzte Theilchen von einem unerläß-
lichen Ingredienz verloren habe, das mir mein Lehrer,
Mose Althotas, nach seinem Abgange aus Aegypten
überlassen hatte; es ist dies das einzige Recept, welches
ich selbst eigen besaß.“

„Er hat es behalten?“

„Nein, das heißt, ja, behalten oder mit in's Grab
nehmen, wie Sie wollen.“

„Er ist gestorben?“

„Ich habe ihn verloren.“

„Warum haben Sie nicht das Leben dieses, des unumgänglich nothwendigen Verworfenes unumgänglich nothwendigen Receptes, Sie, der Sie sich seit Jahrhunderten lebendig erhalten haben, wie Sie sagen?“

„Weil ich Alles gegen die Krankheit, Wunde vermag und nichts gegen den Unfall, ohne daß man mich ruft.“

„Und es war ein Unfall, der die Lage dieses endigte?“

„Sie mußten es erfahren, da Sie mich nicht wußten.“

„Der Brand der Rue Saint-Glaude, bei dem Sie verschwanden?“

„Hat Althotas allein getödtet, oder der Mangel, des Lebens müde, sterben.“

„Das ist feltfam.“

„Nein, es ist natürlich. Ich habe hundertmal daran gedacht, ich sollte zu leben.“

„Aber Sie haben dennoch auf dem Leben.“

„Weil ich mir einen Jugendzustand nach welchem die schöne Gesundheit, die Leidenschaftlichen Vergnügungen des Körpers mir noch einige Jahre verschaffen; Althotas dagegen hatte sich den Tod erwählt.“

„Althotas mußte es machen, wie Sie.“

„Nein, er war ein tiefer und erhabener Geist. Von allen Dingen dieser Welt wollte er nur die Wissenschaft. Und diese Jugend mit dem gebieterischen Willen diese Leidenschaften, diese Vergnügungen hätte er durch die ewigen Beschauung abgelenkt; Monseigneur von Gewicht, daß man immer fieberfrei ist zu denken, muß man sich in einer unflüchtigen Aufmerksamkeit aborbiren können. Der Greis sinnt nicht anders als der junge Mann; wenn ihn die Traurigkeit gibt es auch kein Mittel mehr. Althotas war das Opfer seiner Ergebenheit für die Wissenschaft.“

wie ein Weltlicher, verliere meine Zeit und
haus nichts. Ich bin eine Pflanze. Ich darf
en, eine Blume, ich lebe nicht, ich athme.“

!“ murmelte der Cardinal, „mit dem wieder-
en Mann ersteht auch wieder mein ganzes
n. Sie geben mich jener Zeit zurück, mein
die Zauberkrast Ihrer Worte, wo das Wun-
Ihrer Handlungen alle meine Fähigkeiten ver-
und in meinen Augen den Werth eines Ge-
erhöhten. Sie erinnern mich an die zwei
meiner Jugend. Wissen Sie, es sind siebenzehn
aß Sie mir erschienen.“

weiß es, wir haben Beide sehr abgenommen.
ieur, ich bin kein Weiser mehr, sondern ein
: Sie, Sie sind nicht mehr ein schöner junger
ondern ein schöner Fürst. Erinnern Sie sich,
ieur, jenes Tages, wo ich in meinem heute
Tapeten verjüngten Cabinet Ihnen die Liebe
u versprach, deren blonde Haare meine Seherin
hatte?“

Cardinal erbleichte und erröthete dann plötzlich,
reden und die Freude hatten hinter einander
äge seines Herzens unterbrochen.

erinnere mich,“ sagte er, „doch nur verworren.“
er wollen sehen,“ sprach Cagliostro lächelnd,
llen sehen, ob ich noch für einen Zauberer
nnte. Warten Sie, daß ich mich in diesem
feststelle.“

dachte nach.

die blonde junge Person Ihrer Liebesträume,“
nach einem Stillschweigen, „wo ist sie? was
? Ah! bei Gott, ich sehe sie; ja . . . und
st haben sie heute gesehen. Mehr noch, Sie
von ihr her.“

Cardinal drückte eine eiskalte Hand auf sein
s Herz.

ein Herr,“ sagte er so leise, daß es Cagliostro
rte, „ich bitte . . .“

„Wollen Sie, daß wir von etwas Anderem sprechen verfezte der Wahrsager mit höflichem Tone. „Oh! bin ganz zu Ihren Befehlen, Monseigneur. Geben Sie die Güte, über mich zu verfügen.“

Und er streckte sich ziemlich frei auf einem Stuhl aus, den der Cardinal ihm zu bezeichnen seit dem Anfang dieses interessanten Gespräches vergessen hatte.

LVII.

Der Gläubiger und der Schuldner.

Der Cardinal sah seinem Gaste mit einer behaglichen verduhten Miene zu.

„Nun!“ sagte Gagliostro, „da wir unsere Bekanntschaft erneuert haben, Monseigneur, plaudern wir, wie es Ihnen beliebt.“

„Ja,“ erwiderte der Prälat, der sich allmählich erhobte, „ja, sprechen wir von der Bettreibung, wozu . . . welche . . .“

„Die ich in meinem Briefe bezeichnen habe, nicht wahr, Eure Eminenz wünscht eiligst zu erfahren.“

„Oh! das war ein Vorwand . . . so denken wenigstens.“

„Rein, mein Herr, durchaus nicht; es war Wirklichkeit, und zwar eine höchst ernste. Diese Bettreibung lohnt sich wohl der Mühe, bewerkstelligt werden, in Betracht, daß es sich um fünfmal hunderttausend Livres handelt, und daß fünfmal hunderttausend Livres eine Summe sind.“

„Und zwar eine Summe, die Sie mir zum wenigsten gleichen haben,“ rief der Cardinal, auf Gesicht eine leichte Bläse

a, Monseigneur, die ich Ihnen geliehen habe," Balsamo; „ich sehe mit Vergnügen bei einem Fürsten, wie Sie, ein so gutes Gedächtniß.“ Der Cardinal hatte den Schlag empfangen, er einen kalten Schweiß von seiner Stirne nach Wangen herabrieseln.

„Ich glaube einen Augenblick," sagte er, indem lächeln suchte, „Joseph Balsamo, der übernatürlich Mann, habe seine Schuldforderung in sein Grab genommen, wie er meinen Schein in's Feuer gehalten.“

„Monseigneur," erwiderte der Graf mit ernstem Tone, „das Leben von Joseph Balsamo ist unzerstörbar, dieses Blatt Papier ist, das Sie für vernichtet

der Tod vermag nichts gegen das Lebenselixir, der Tod vermag nichts gegen den Asbest.“

„Ich verstehe nicht," sagte der Cardinal, dem eine Thräne vor den Augen vorüberzog.

„Wie werden verstehen, Monseigneur, dessen Inhalt?"

„Wie so?"

„Indem Sie Ihre Unterschrift erkennen.“

„Dann gab er dem Prinzen ein zusammengelegtes Blatt Papier und dieser rief, sogar ehe er es geöffnet:

„Kein Schein!"

„a, Monseigneur, Ihr Schein," erwiderte der Cardinal mit einem leichten Lächeln, das noch durch eine Thräne erbleicht wurde.

„Wie verbrannten ihn doch, ich sah die Flamme

„Ich habe das Papier allerdings in's Feuer gegeben, aber, wie gesagt, Monseigneur, der Zufall war, daß Sie auf ein Stück Asbest geschrieben hatten, anstatt gewöhnliches Papier zu schreiben, so daß ich kein unversehrt auf den verzehrten Kohlen gefunden habe.“

„Mein Herr,“ sprach der Cardinal mit gewissem Stolz, denn er glaubte in der Form des Scheins ein Zeichen von Mißtrauen zu „mein Herr, glauben Sie mir, daß ich diese eben so wenig ohne dieses Papier geleugnet hätte ich sie mit diesem Papier leugne. Sie hatten Unrecht, daß Sie mich täuschten.“

„Ich, Sie täuschen? Ich hatte nicht einen Blick diese Absicht, das schwöre ich Ihnen.“

„Sie haben mich glauben gemacht, das Unrecht sei vernichtet.“

„Um Ihnen den ruhigen und glücklichen Genüß fünfmal hundert tausend Livres zu lassen,“ erwiderte Balsamo mit einer leichten Bewegung der Schulter.

„Aber, mein Herr,“ fuhr der Cardinal fort, „haben Sie zehn Jahre lang eine solche Summe sezt gelassen?“

„Monseigneur, ich wußte, bei wem ich Sie an hatte. Die Ereignisse, das Spiel, die Diebe haben mich allmählig aller meiner Güter beraubt. Ich aber wußte, daß ich dieses Geld in Sicherheit so wartete ich geduldig bis zum letzten Augenblick.

„Und der letzte Augenblick ist gekommen?“

„Ach! ja, Monseigneur.“

„So, daß Sie sich weder mehr gedulden, noch warten können?“

„Das ist mir in der That unmöglich,“ antwortete Cagliostro.

„Sie verlangen also Ihr Geld von mir zu geben?“

„Ja, Monseigneur.“

„Schon heute?“

„Wenn es Ihnen beliebt?“

Der Cardinal beobachtete ein ganz von Verwunderung zeudendes Stillschweigen.

Dann sprach er mit bebender Stimme:

„Herr Graf, die unglücklichen Fürsten der Welt improvisiren nicht so rasche Vermögen, wie Sie

die Ihr über die Ister der Finsterniß und des gebietet.“

Oh! Monseigneur, glauben Sie mir, ich würde Summe nicht von Ihnen gefordert haben, hätte ich vorher gewußt, daß Sie dieselbe besitzen.“

Ich habe fünfmal hundert tausend Livres, ich?“

er Cardinal.
10,000 Livres in Gold, 10,000 in Silber, das e in Bankscheinen.“

er Cardinal erbleichte.

Welche dort in jenem Schranke von Boule sind,“ Tagliostro bei.

Oh! mein Herr, Sie wissen das?“

Ja, Monseigneur, und ich kenne auch alle die die Sie bringen mußten, um sich diese Summe schaffen. Ich hörte sogar sagen, Sie haben die-ld um seinen doppelten Werth gekauft.“

Oh! das ist wahr.“

Doch . . .“

Doch?“ rief der unglückliche Prinz.

Doch ich, ich wäre seit zehn Jahren zwanzigmal e vor Hunger oder in Verlegenheit neben diesem : gestorben, das für mich eine halbe Million te, und dennoch habe ich, um Sie nicht zu beun- n, gewartet. Ich glaube daher, daß wir so unge- uitt sind, Monseigneur.“

Quitt, mein Herr,“ rief der Prinz, „oh! sagen icht, wir seien quitt, da Ihnen der Vorthail mir so großmüthig eine Summe von dieser Be- g geliehen zu haben; quitt! oh! nein, nein! ich id bleibe ewig Ihr Schuldner. Nur frage ich Herr Graf, warum Sie, der Sie seit zehn Jahren Summe von mir zurückverlangen konnten, ge- zen haben? Seit zehn Jahren hätte ich zwan- Gelegenheit gehabt, Ihnen dieses Geld zurück- n, ohne daß es mir schwer gefallen wäre.“

„Während heute?“ . . . fragte Cagliostro.

„Oh! heute verberge ich Ihnen nicht, daß Wiedererstattung, die Sie fordern, denn nicht Sie fordern sie?“

„Leider, Monseigneur.“

„Mir gewaltig schwer fällt.“

Cagliostro machte mit dem Kopf und den Händen eine kleine Bewegung, welche bedeutete: Was len Sie, Monseigneur, das ist so und kann nicht anders sein.

„Aber Sie, der Sie Alles errathen,“ rief Prinz, „Sie, der Sie im Grunde der Herzen und im Grunde der Schränke zu lesen wissen, was zur noch viel schlimmer ist, Sie brauchen ohne Zweifel nicht erst zu erfahren, warum mir so viel an dem Gelde liegt, und was der geheimnißvolle und heilige Gebrauch ist, zu dem ich es bestimme?“

„Sie irren sich, Monseigneur,“ erwiderte Cagliostro mit einem eifigen Ton, „nein, ich habe keine Ahnung, und meine Geheimnisse haben mir genug Trübnisse, Täuschungen und Jammer zugezogen, da mich durchaus nicht um die Geheimnisse Andere kümmern, wenn sie mich nicht interessieren. Es interessirte mich, zu wissen, ob Sie Geld hatten oder Sie keines hatten, insofern ich von Ihnen zu so befugt war. Als ich aber einmal wußte, daß Sie Geld hatten, lag mir wenig daran, zu erfahren, wozu es bestimmten. Ueberdies, Monseigneur, wenn ich diesem Augenblick die Ursache Ihrer Verlegenheit zu würdigen würde, sie mir vielleicht gewichtig genug und so ach werth erscheinen, daß ich die Schwäche hätte, noch zu warten, was mir unter den gegenwärtigen Umständen ich wiederhole es Ihnen, den größten Nachtheil bringt. Ich ziehe es daher vor, nichts zu wissen.“

„Oh! mein Herr,“ rief der Cardinal, dessen Empfindlichkeit diese letzten Worte wieder erhalten hatten, „glauben Sie wenigstens nicht, ich wolle

Mitleid in Beziehung auf meine persönlichen Verlesungen erregen; Sie haben Ihre Interessen, sie sind vertreten und garantirt durch diesen Schein, dieser Schein ist von meiner Hand unterzeichnet, das ist genug. Sie sollen Ihre fünfmal hundert tausend Livres bekommen."

Cagliostro verbeugte sich.

"Ich weiß wohl," sprach der Cardinal, verzehrt von dem Schmerz, in einer Minute so viel mühsam aufgehäuftes Geld zu verlieren, "ich weiß, daß dieses Papier nur eine Anerkennung der Schuld ist und keine Verfallzeit für die Bezahlung bestimmt."

"Eure Eminenz wolle mich entschuldigen," erwiderte der Graf, "ich berufe mich auf den Buchstaben des Scheins und sehe hier geschrieben:

"Ich bescheinige, von Herrn Joseph Balsamo die Summe von 500,000 Livres empfangen zu haben, die ich ihm auf seine erste Forderung zurückbezahlen werde.

"Unterz. Louis von Rohan."

Der Cardinal schauerte an allen seinen Gliedern; er hatte nicht nur die Schuld, sondern auch die Worte, an denen sie bescheinigt war, vergessen.

"Sie sehen, Monseigneur, daß ich nicht das Unmögliche verlange," fuhr Balsamo fort. "Sie können nicht, gut. Nur bedaure ich, daß Eure Eminenz zu ergessenen scheint, daß die Summe aus freien Stücken von Joseph Balsamo in einer bedeutungsvollen Stunde gegeben worden ist, und dies wem? Herrn von Rohan, den er nicht kannte. Das ist, wie mir scheint, das Benehmen eines vornehmen Mannes, das Herr von Rohan, in jeder Hinsicht ein so vornehmer Mann, bei der Wiedererstattung hätte nachahmen können. Doch Sie dachten, das müßte nicht so geschehen, sprechen wir also nicht mehr davon; ich nehme meinen Schein zurück. Gott befohlen, Monseigneur."

Nach diesen Worten legte Cagliostro das Papier

falt zusammen und schickte sich an, es wieder in seine Tasche zu stecken.

Der Cardinal hielt ihn zurück.

„Herr Graf,“ sagte er, „ein Rohan duldet nicht, daß ihm irgend Jemand in der Welt Lektionen in der Großmuth gibt. Ueberdies wäre es hier ganz einfach eine Lektion der Redlichkeit. Ich bitte Sie, mein Herr, geben Sie mir den Schein, damit ich ihn bezahle.“

Nun war es Cagliostro, der seinerseits zu zögern schien.

Das bleiche Gesicht, die angeschwollenen Augen, die bebende Hand des Cardinals schienen in der That ein lebhaftes Mitleid in ihm zu erregen.

Der Cardinal, so stolz er war, begriff diesen guten Gedanken von Cagliostro. Einen Augenblick hoffte er, es würde ein gutes Resultat daraus hervorgehen.

Plötzlich aber verhärtete sich das Auge des Grafen, eine Wolke lief über seine gefaltete Stirn hin und er streckte die Hand und den Schein gegen den Cardinal aus.

Im Herzen getroffen, verlor Herr von Rohan nicht einen Augenblick; er wandte sich nach dem Schranke, den Cagliostro bezeichnet hatte, und zog daraus ein Bündel Anweisungen auf die Wasser- und Forstkasse; dann bezeichnete er mit dem Finger mehrere Säcke Silber und öffnete eine Schublade voll Gold.

„Herr Graf,“ sagte er, „hier sind Ihre fünfmal hunderttausend Livres; nur bin ich Ihnen zu dieser Stunde noch zweimal hundert und fünfzig tausend Livres schuldig, indem ich annehme, daß Sie Zins aus Zins ausschlagen, was eine noch viel beträchtlichere Summe machen würde. Ich will die Rechnungen durch meinen Intendanten stellen lassen und Ihnen Sicherheiten für diese Bezahlung geben, wobei ich Sie bitte, mir Zeit bewilligen zu wollen.“

„Monseigneur,“ erwiderte Cagliostro, „ich habe Herrn von Rohan fünfmal hundert tausend Livres ge-

sehen. Herr von Rohan ist mir fünfmal hundert tausend Livres schuldig und nicht mehr. Hätte ich Interessen ziehen wollen, so würde ich sie in dem Schein ausbedungen haben. Mandatar oder Erbe von Joseph Balsamo, wie es Ihnen beliebt, denn Joseph Balsamo ist wohl todt, darf ich nur die in der Schuldbekunde ausgesprochenen Summen annehmen, Sie bezahlen mir dieselben, dafür sage ich Ihnen meinen ehrerbietigen Dank. Ich nehme also die Anweisung an, Monsieur, und da ich noch am heutigen Tage der ganzen Summe bedarf, so werde ich das Gold und das Silber, was ich Sie bereit zu halten bitte, abholen lassen.“

Nach diesen Worten, auf welche der Cardinal nichts zu erwidern wußte, steckte Cagliostro das Bündel mit den Papieren in die Tasche, verbeugte sich ehrerbietig vor dem Prinzen, in dessen Hände er den Schein legte, und entfernte sich.

„Das Unglück,“ seufzte der Prinz, nach dem Abgang von Cagliostro, „das Unglück trifft nur mich, da die Königin zu bezahlen im Stande ist, und zu ihr wenigstens kein unerwarteter Joseph Balsamo kommen wird, um einen Rückstand von fünfmal hundert tausend Livres zu fordern.“

LVIII.

Haushaltungsrechnungen.

Es war zwei Tage vor der ersten von der Königin bestimmten Zahlung. Herr von Calonne hatte sein Versprechen noch nicht gehalten. Seine Rechnungen waren noch nicht vom König unterzeichnet.

Der Minister hatte viel zu thun gehabt und dadurch die Königin ein wenig vergessen. Sie, ihrerseits,

hielt es nicht ihrer Würde angemessen, das Gedächtniß des Controleur der Finanzen aufzufrischen. Da sie seine Zusage erhalten hatte, so wartete sie.

Sie fing indessen an ruhig zu werden und zu erkundigen, sie suchte die Mittel, Herrn von Calonne zu sprechen, ohne die Königin zu compromittiren, als ihr ein Billet folgenden Inhalts vom Minister zukam:

„Diesen Abend wird die Sache, mit der mich Eure Majestät gnädigst beauftragt hat, im Rathe unterzeichnet werden, und die Gelder werden morgen früh bei der Königin sein.“

Ihre ganze Heiterkeit Marie Antoinette zurück nicht mehr an den so

Man sah sie sogar einfaßliche Klagen suchen von aller materiellen sondern,

Sie ging noch mit Grafen d'Artois spazieren Mittagsmahl in der

Der König war aus Rußland kamen schon war im Wolf von Lyon einzeln verweigerten die vom König selbst polirt vor Hitze gesprungen, Vereintigung des 30. 55. der Länge in zwei festsetzt schmolte mit der von Calonne.

Vergebens hat dieser sein schärfes mit seiner lachenden Mien und verdrücklich kitzelte der König Papier Schraffirungen, ich wie die guten Alten und bebeneten.

Es war eine Manie des Königs, während der Rathssitzungen zu zeichnen. Ludwig XVI. liebte es nicht, den Leuten in's Gesicht zu sehen, er war schüchtern; eine Feder in seiner Hand gab ihm Sicherheit und Haltung. Während er sich so beschäftigte, konnte der Redner seine Beweisgründe entwickeln; der König, indem er das Auge verstohlen aufschlug, nahm da und dort ein wenig Feuer mit seinen Blicken — gerade so viel, als er brauchte, um, die Idee beurtheilend, den Menschen nicht zu vergessen.

Sprach er selbst, und er sprach gut, so benahm seine Zeichnung seiner Rede jedes Aussehen der Anmaßung; er brauchte keine Geberde mehr zu machen; er konnte nach Belieben sich unterbrechen oder erwärmen, der Zug auf dem Papier ersetzte im Nothfall die Zierrathen des Wortes.

Der König nahm also, seiner Gewohnheit gemäß, die Feder, und die Minister fingen an Entwürfe oder diplomatische Noten vorzulesen.

Der König gab keine Sylbe von sich, er ließ die auswärtige Correspondenz vorüber gehen, als begriffe er kein Wort von dieser Art von Arbeit.

Aber man kam zum Detail der Rechnungen des Monats; er erhob das Haupt.

Herr von Calonne hatte einen Aufsatz in Beziehung auf das für das folgende Jahr beabsichtigte Anlehen eröffnet.

Der König machte mit der größten Wuth Schrafstrungen.

„Immer entleihen, ohne zu wissen, wie man es zurückgeben wird,“ sagte er; „das ist doch ein Problem, Herr von Calonne.“

„Sire, ein Anlehen ist ein Aberlaß, den man an einer Quelle macht, das Wasser verschwindet hier, um dort im Ueberfluß zu strömen. Mehr noch, es sieht sich verdoppelt durch die unterirdischen Anpumpungen. Und vor Allem, statt zu sagen, wie werden wir bezahlen,

müßte man sagen: wie und worauf werden wir ent-
leihen? Denn das Problem, von dem Gute ~~Wohl-~~
stätt sprach, ist nicht: womit wird man zurückgekehrt,
sondern: wird man wohl Gläubiger finden?

Der König trieb seine Schraffungen bis zum
undurchsichtigsten Schwarz, doch er fügte kein Wort
mehr bei; seine Sätze sprachen von selbst.

Nachdem Herr von Calonne seinen Plan, mit
dem Gutheßen seiner Kollegen, aneinandergefeßt hatte,
nahm der König den Entwurf und unterzeichnete ihn
obwohl seufzend.

„Nun, da wir Geld haben, geben wir aus,“ sprach
Herr von Calonne lachend.

Der König schaute seinen Minister mit einem Erb-
müßigkeit an und machte aus der Schraffung einen
gehörigen Tintenleck.

Herr von Calonne gab ihm einen Etat, und ~~das~~
gehalten, Gratifikationen, Aufmunterungen, ~~Ge-~~
und Besoldungen bestehend.

Die Arbeit war kurz, gut aneinandergefeßt. Der
König wandte die Blätter um und eilte zur ~~Be-~~
summe.

„Eine Million und viermal hundert tausend ~~tausend~~
für so wenig! Wie kommt das?“

„Und er ließ die Feder ruhen.“

„Lesen Sie, Sire, lesen Sie, und wollen Sie
bemerken, daß bei den elfmal hundert tausend ~~tausend~~
einziger Artikel auf fünfmal hundert tausend ~~tausend~~
gestellt ist.“

„Welcher Artikel, Herr Generalcontroleur?“

„Der Vorschuß für Ihre Majestät die Königin, Sire.“

„Für die Königin!“ rief Ludwig XVI. „Fünfmal
hundert tausend Livres der Königin! Et, mein Herr,
das ist nicht möglich!“

„Verzeihen Sie, Sire, die Zahl ist genau.“

„Fünfmal hundert tausend Livres der Königin!“ ~~das~~
berholte der König. „Es muß ein Irrthum ~~vorhanden~~“

In der vorigen Woche, nein, vor vierzehn Tagen habe ich Ihrer Majestät ihre drei Monate ausbezahlt lassen.“

„Sire, wenn die Königin Geld nöthig hat, und man weiß, wie Ihre Majestät Gebrauch davon macht, so ist es nichts Außerordentliches...“

„Nein, nein!“ rief der König; — er fühlte nämlich das Bedürfniß, von seiner Sparsamkeit sprechen zu machen, um der Königin einiges Beifallklatschen zu verschaffen, wenn sie in die Oper gehen würde —; die Königin will diese Summe nicht, Herr von Calonne. Die Königin hat mir gesagt, ein Schiff sei mehr werth, als Juwelen. Die Königin denkt, wenn Frankreich entlehne, um seine Armen zu ernähren, so müssen die reichen Leute Frankreich borgen. Braucht die Königin dieses Geld, so wird ihr Verdienst größer sein, wenn sie darauf wartet; und ich stehe Ihnen dafür, daß sie warten wird.“

Die Minister zollten viel Beifall diesem patriotischen Erguß des Königs, den der göttliche Horaz in diesem Augenblick nicht Uxorius genannt hätte.

Nur Herr von Calonne, der die Verlegenheit der Königin kannte, beharrte auf der Genehmigung des Postens.

„Wahrhaftig,“ sprach der König, „Sie sind mehr für uns interessirt, als wir selbst. Beruhigen Sie sich, Herr von Calonne.“

„Die Königin, Sire, wird mich beschuldigen, ich sei wenig eifrig für ihren Dienst gewesen.“

„Ich werde Ihre Sache bei ihr vertheidigen.“

„Die Königin, Sire, verlangt nie, wenn sie nicht durch die Nothwendigkeit gezwungen wird.“

„Hat die Königin Bedürfnisse, so sind sie, wie ich hoffe, minder gebieterisch, als die der Armen, und das wird sie zuerst zugestehen.“

„Sire . . .“

„Besagter Artikel...“ sprach der König entschlossen.

Und er nahm die Feder von den Schaffnungen.

„Sie durchstreichen diesen Credit, Sire?“
Herr von Calonne bestürzt.

„Ich durchstreiche ihn,“ antwortete Ludwig XVI majestätisch. „Und es ist mir, als hörte ich Ihre edle Stimme der Königin mir danken, daß ich Ihr Herz so gut erkannt.“

Herr von Calonne biß sich auf die Lippen. Mit diesem heldenmüthigen persönlichen Opfer zufrieden, unterschrieb der König alles Uebrige mit einem blinden Vertrauen.

Und er zeichnete ein schönes Zebra, umgeben von Mullen, und wiederholte:

„Ich habe heute Abend fünfmal hundert tausend Livres gewonnen, ein schöner Königstag, Herr von Calonne; Sie werden diese gute Kunde der Königin überbringen, Sie werden sehen; Sie werden sehen.“

„Ah! mein Gott, Sire,“ murmelte der Minister, „ich wäre in Verzweiflung, wenn ich Ihnen die Freude dieses Bekenntnisses rauben sollte. Jedem nach seinem Verdienste!“

„Es sei,“ erwiderte der König, „heben wir die Sitzung auf. Genug der Arbeit, wenn die Arbeit gut ist. Ah! dort kommt die Königin; gehen wir ihr entgegen, Calonne.“

„Sire, ich bitte Ihre Majestät um Verzeihung, ich habe meine Unterschrift.“

Und er machte sich so schnell als möglich durch den Corridor aus dem Staube.

Der König ging muthig und ganz glänzend Marie Antoinette entgegen, welche, sich mit ihrem Arm auf den des Grafen d'Artois stützend, im Parkhause sang.

„Madame,“ sagte er, „nicht wahr, Sie haben einen guten Spaziergang gemacht?“

„Einen vortrefflichen, und Sie, haben Sie eine gute Arbeit gemacht?“

„Beurtheilen Sie selbst, ich habe fünfmal hundert tausend Livres für Sie gewonnen.“

„Calonne hat Wort gehalten,“ dachte die Königin.

„Stellen Sie sich vor,“ fügte Ludwig XVI. bei, „Calonne hatte Sie für eine halbe Million auf den credit gesetzt.“

„Oh!“ machte Marie Antoinette lächelnd.

„Und ich . . . ich habe durchstrichen. So sind infmal hundert tausend Livres mit einem Federstrich gewonnen.“

„Wie, durchstrichen?“ rief die Königin erbleichend.

„Gerade zu; das wird ungeheuer wohlthätig für Sie sein. Guten Abend, Madame, guten Abend.“

„Sire! Sire!“

„Ich verspüre gewaltigen Hunger und kehre in eine Gemächer zurück. Habe ich mein Abendbrod nicht wohl verdient?“

„Sire, hören Sie doch!“

Doch Ludwig hüpfte und entfloh, strahlend über seinen Scherz, und ließ die Königin erstaunt, stumm und bestürzt zurück.

„Mein Schwager,“ sagte sie endlich zum Grafen Artois, „lassen Sie mir Herrn von Calonne holen, hinter ihm ist ein schlimmer Streich.“

Gerade in diesem Augenblick brachte man der Königin folgendes Billet des Ministers:

„Eure Majestät wird erfahren haben, daß der credit vom König verweigert worden ist. Das ist unangreiflich, Madame, und ich habe mich krank und von Schmerz durchdrungen aus dem Rathe entfernt.“

„Lesen Sie,“ sagte sie, das Billet dem Grafen Artois reichend.

„Und es gibt Leute, welche behaupten, wir verheulern die Staatseinkünfte, meine Schwägerin,“ rief der Prinz. „Das ist das Verfahren . . .“

„Eines Chemanns,“ murmelte die Königin. „Guten Abend, mein Schwager.“

„Empfangen Sie meine Beileidsbezeugungen, liebe Schwägerin; ich bin nun gewarnt, ich, der ich morgen erlangen wollte.“

„Man hole mir Frau von La Mothe,“ sagte die Königin nach einem langen Nachsinnen zu Frau von Misery, „wo sie auch sein mag, und auf der Stelle.“

LIX.

**Marie Antoinette, Königin. Frau von
La Mothe, Weib.**

Der Courier, den man nach Paris an Frau von La Mothe absandte, fand die Gräfin oder fand sie vielmehr nicht beim Cardinal von Rohan.

Jeanne hatte Seiner Eminenz einen Besuch gemacht, sie hatte hier zu Mittag gespeist, sie speiste hier zu Nacht und unterhielt sich mit ihm von der unseligen Rückerstattung, als der Käufer anfragte, ob sich die Gräfin bei Herrn von Rohan befinde.

Der Portier, als ein gewandter Mann, erwiederte, Seine Eminenz sei ausgefahren, und Frau von La Mothe befinde sich nicht im Hotel, doch nichts so leichter, als ihr das sagen zu lassen, womit Ihre Majestät ihren Boten beauftragt, insofern sie wahrscheinlich diesen Abend in das Hotel kommen würde.

„Sie soll sich so schnell als möglich nach Versaill begeben,“ sagte der Käufer; und er entfernte sich, nachdem er denselben Auftrag in allen muthmaßlichen Cimicilen der nomadischen Gräfin ausgestreut hatte.

Doch kaum war der Käufer weggegangen, als Portier, der seinen Auftrag besorgte, ohne weit zu gehen, Frau von La Mothe durch seine Frau bei H

han, wo die zwei Verbündeten nach Mufe über Haltbarkeit großer Geldsummen philosophirten, ichtigen ließ.

Die Gräfin begriff bei dieser Mittheilung, es sei bald, daß sie sogleich abgehe. Sie verlangte ein gute Pferde vom Cardinal, der sie selbst in eine ohne Wappen setzte, und während er viele Aemter über diese Botschaft machte, fuhr die so gut, daß sie in einer Stunde vor das kam.

Wartete hier Jemand, um sie ohne Verzug bei Antoinette einzuführen.

Die Königin hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen. Bedienung war abgethan und keine Frau mehr Gemächern, außer Frau von Misery, welche im Boudoir las.

Wie Antoinette stieß, oder gab sich den Anschein, daß sie, und horchte dabei mit unruhigem Ohr des Geräusch außen, als Jeanne auf sie zustürzte. „H!“ rief die Königin, „Sie sind hier, desto Eine Neuigkeit, Gräfin . . .“

„Eine gute, Madame?“

„Urtheilen Sie. Der König hat die fünfmal tausend Livres verweigert.“

„Herrn von Calonne?“

„Bermann. Der König will mir kein Geld mehr dergleichen Dinge begegnen nur mir.“

„Ein Gott!“ murmelte die Gräfin.

„Was ist unglaublich, nicht wahr, Gräfin? Versuchen Sie die schon ausgefertigte Anweisung durchstreichen. Doch, sprechen wir nicht mehr von dem, was

Sie werden sogleich nach Paris zurückkehren.“

„Ja, Madame.“

„Sagen Sie dem Cardinal sagen, da er mit so viel Ginzeln zu Werke gegangen, um mir Vergnügen zu verschaffen, so nehme ich seine fünfmal hundert tausend bis zum nächsten Quartal an. Das ist selbst-

süchtig von
brauche sei

„Ah!

loten. Da

Die A
oder beleid

„Kein

„Nad

Rohan nid

Es war ei

„Fünf

„Ja,!

„Aber

„Sein

Die A
glück, inne

„Richt

„Mir bege

Sie, Gräß

„Er t

Stunden,

wieder gut

send Livre

Schublade

Die A

Hände.

„Man

„Was

„Schi

tion, die n

Rücken de

Wichtigkeit

Coquetteri

band war

„Das

nur ihre!

fragte . .

„Ich will vor Allem meine Ruhe, das Glück meines Hauses zu Rathe ziehen. Es brauchte nicht mehr, als diese erste Niederlage, um mir darzuthun, wie vielen Verdrießlichkeiten ich mich auszusetzen im Begriff stand, wie fruchtbar an Widerwärtigkeiten der Weg war, den ich gewählt hatte. Gehen wir offen, gehen wir frei, gehen wir einfach zu Werke.“

„Madame!“

„Und um anzufangen, opfern wir unsere Eitelkeit auf dem Altar der Pflicht, wie Herr Dorat sagen würde.“

Dann murmelte sie mit einem Seufzer:

„Oh! das Halsband war doch sehr schön!“

„Es ist noch so.“

„Von nun an ist es nur noch ein Haufen Steine für mich. Mit den Steinen macht man, wenn man damit espielt hat, was die Kinder nach dem Mühlenspiel damit machen, man wirft sie weg, man läßt sie liegen.“

„Was will die Königin hiemit sagen?“

„Die Königin will sagen, liebe Gräfin, Sie werden das . . . von Herrn von Rohan mir überbrachte Gut zurücknehmen und wieder zu den Juwelieren Böhmert und Boffange tragen.“

„Es ihnen zurückgeben?“

„Allerdings.“

„Aber, Madame, Eure Majestät hat zweimal hundert und fünfzig tausend Livres Angeld gegeben!“

„Dabei gewinne ich abermals zweimal hundert und fünfzig tausend Livres, und ich bin nun im Einklang mit den Rechnungen des Königs.“

„Madame! Madame!“ rief die Gräfin, „so eine Viertelmillion verlieren! Denn es kann geschehen, daß die Juweliere Schwierigkeiten machen, die Gelder zurückzugeben, über die sie verfügt haben werden.“

„Darauf zähle ich und ich überlasse ihnen das Angeld unter der Bedingung, daß der Handel rückgängig wird. Seitdem ich dieses Ziel erschauere, Gräfin, fühle ich mich viel leichter. Mit diesem Halsband

haben sich hier die Sorgen, der Verdruß, die Angst, der Argwohn einquartiert. Nie hätten diese Diamanten Feuer genug gehabt, um alle die Thränen zu trocknen, die ich in Wolken über mir lasten fühle. Gräfin, tragen Sie mir dieses Etui auf der Stelle fort. Die Juweliere machen da ein gutes Geschäft. Zweimal hundert und fünfzig tausend Livres Neukauf, das ist ein Gewinn; es ist der Nutzen, den sie an mir machten, und dabei haben sie noch das Halsband. Ich denke, sie werden sich nicht beklagen, und Niemand wird etwas davon erfahren."

"Aber Herr von Rohan, Madame?"

"Der Cardinal hat nur in der Absicht, mir Vergnügen zu machen, gehandelt. Sie sagen ihm, es sei mein Vergnügen, das Halsband nicht mehr zu haben, und wenn er ein Mann von Geist ist, so wird er mich verstehen; ist er ein guter Priester, so wird er mein Benehmen billigen und mich in meinem Opfer bestärken."

So sprechend, reichte die Königin Jeanne das geschlossene Etui. Diese schob es sanft zurück und sagte:

"Madame, warum wollen Sie es nicht versuchen, noch eine Frist zu erlangen?"

"Verlangen... nein!"

"Ich habe gesagt erlangen, Madame."

"Verlangen, heißt sich demüthigen, Madame; erlangen, heißt gedemüthigt werden. Ich würde vielleicht begreifen, da man sich für eine geliebte Person demüthigte, daß man sich demüthigte, um ein lebendes Geschöpf zu retten, und wäre es nur sein Hund; doch um das Recht zu haben, diese Steine zu behalten, welche brennen, wie die angezündete Kohle, ohne mehr leuchtend und ebenso dauerhaft zu sein, oh! Gräfin, nie wird mich ein Rath bestimmen, das anzunehmen! Tragen Sie das Etui fort, meine Liebe, tragen Sie es fort."

"Aber bedenken Sie, Madame, welchen Lärmen

lese Juweliere machen werden, aus Höflichkeit wenigstens, und um Sie zu beklagen. Ihre Zurückweisung wird Sie eben so sehr dem Verdruß und der Nachrede aussetzen, als Ihre Einwilligung. Das ganze Publikum wird erfahren, daß Sie die Diamanten in Ihrer Gewalt gehabt haben.“

„Niemand wird es erfahren. Ich bin diesen Juwelieren nichts mehr schuldig; ich werde sie nicht mehr empfangen; es ist doch das Wenigste, daß sie für meine Weisheit hundert und fünfzigtausend Livres schweigen; und meine Feinde, statt zu sagen, ich kaufe für anderthalb Millionen Diamanten, werden nun sagen, ich werfe mein Geld in den Handel. Das ist minder unangenehm. Tragen Sie es fort, Günstin, tragen Sie es fort, und danken Sie Herrn von Rohan für seine Freundschaft und seinen guten Willen.“

Und mit einer gebieterischen Geberde reichte die Königin das Etui abermals Jeanne, welche diese Last nicht ohne eine gewisse Bewegung in ihren Händenühlte.

„Sie haben keine Zeit zu verlieren,“ fuhr die Königin fort; „je weniger die Juweliere Unruhe haben werden, desto sicherer werden wir der Geheimhaltung sein; fahren Sie rasch zurück, und Niemand sehe das Etui. Begeben Sie sich zuerst in Ihre Wohnung, denn ich befürchte, ein Besuch bei Böhmer zu dieser Stunde dünnte Verdacht bei der Polizei erregen, die sich sicherlich mit dem beschäftigt, was man bei mir thut; dann, wenn Ihre Rückkehr die Spione von der Fährte abgerracht hat, gehen Sie zu den Juwelieren und bringen Sie mir einen Empfangschein von ihnen.“

„Ja, Madame, es soll so geschehen, da Sie es wollen.“

Sie steckte das Etui unter ihr Mäntelchen, wobei sie dafür besorgt war, daß nichts den Umfang desselben errieth, und stieg in den Wagen mit all dem Eifer, den die Genossin ihrer Handlung forderte.

Zuerst ließ sie sich nach Hause fahren und schickte den Wagen zu Herrn von Rohan zurück, um dem Kutscher, der sie geführt, nichts von dem Geheimniß zu enthüllen. Dann ließ sie sich umkleiden, um ein minder elegantes und mehr für dieses nächtliche Unternehmen geeignetes Gewand anzuthun.

Ihre Kammerfrau kleidete sie rasch an, und bemerkte, daß sie während dieser Operation, welche gewöhnlich mit der ganzen Aufmerksamkeit einer Dame von Hofe beehrt wurde, nachdenkend und zerstreut war.

Jeanne dachte in der That nicht an ihre Toilette, sie ließ sich machen, und richtete ihr Nachdenken auf einen seltsamen, ihr von der Gelegenheit eingegebenen Gedanken.

Sie fragte sich, ob der Cardinal nicht einen großen Fehler begehe, wenn er die Königin diesen Schmutz zurückgeben lasse, und ob der begangene Fehler nicht eine Verminderung für das Glück herbeiführen werde, das Herr von Rohan träume, und welches zu erreichen er, die kleinen Geheimnisse der Königin theilend, sich schmeicheln könne.

Dem Befehle von Marie Antoinette gemäß handeln, ohne sich mit Herrn von Rohan zu berathen, hieß das nicht sich gegen die ersten Pflichten des Bündnisses verfehlen? Würde der Cardinal, wenn er mit allen seinen Mitteln am Ende, nicht lieber sich selbst verkaufen, als die Königin eines Gegenstands beraubt lassen, nach dem sie begehrt hatte?

„Ich kann es nicht anders machen, als mich mit dem Cardinal berathen,“ sagte Jeanne zu sich selbst.

„Vierzehnmal hundert tausend Livres,“ fügte sie in ihrem Geiste bei; „nie wird er vierzehnmal hundert tausend Livres haben!“

Dann wandte sie sich plötzlich gegen ihre Kammerfrau um und sagte:

„Gehen Sie, Rose.“

Die Kammerfrau gehorchte, und Frau von La Mothe setzte ihren geistigen Monolog fort.

„Welche Summe! welch' ein Vermögen, und wie all die Glückseligkeit, all der Glanz, den eine solche Summe verschafft, durch die kleine Schlange in Edelsteinen, welche in diesem Etui hier flammt, gut dargestellt sind!“

Sie öffnete das Etui und versengte sich die Augen bei der Berührung dieser rieselnden Flammen. Sie zog das Halsband aus dem Atlas, rollte es in ihren Fingern, schloß es in ihre zwei kleinen Hände und sagte:

„Vierzehnmal hundert tausend Livres, welche hierin Raum haben, denn dieses Halsband hat wirklich einen Geldwerth von vierzehnmal hundert tausend Livres, und die Juweliere würden noch heute diesen Preis bezahlen.“

„Ein seltsames Geschick, das Jeanne von Balois, der Welterin, der Unbekannten, gestattet; mit ihrer Hand die Hand der Königin, der größten der Welt, zu berühren, und auch in ihren Händen, allerdings für eine Stunde, vierzehnmal hundert tausend Livres zu besitzen, eine Summe, die in dieser Welt nie allein geht, und die man stets durch bewaffnete Wächter oder durch Garantien begleiten läßt, welche in Frankreich nicht geringer sein können, als die eines Cardinals und einer Königin.“

– „Das Alles in meinen Fingern! Wie schwer das ist und wie es leicht ist!

„Um in Gold, diesem kostbaren Metall, das Equivalent dieses Kleinods fortzuschaffen, hätte ich zwei Pferde nöthig; um es in Rassenbillets fortzuschaffen... und werden die Rassenbillets immer bezahlt? muß man nicht unterzeichnen, controliren? Und dann ist ein Billet Papier; das Feuer, die Luft, das Wasser zerstören es. Ein Rassenbillet hat nicht in allen Ländern Cours; es verräth seinen Ursprung, es offenbart den

Namen des Ausstellers, den Namen seines Inhabers. Ein Kassenbillet verliert nach einiger Zeit einen Theil seines Werthes, oder seinen ganzen Werth. Die Diamanten dagegen sind die harte Materie, welche Allem widersteht, und die Jedermann kennt, schätzt, bewundert und kauft, in London, in Berlin, in Madrid, in Brastlitz sogar. Alle verstehen einen Diamant, einen Diamant besonders von dem Schnitt und dem Wasser, wie man es in diesen findet! Wie schön sind sie! Wie bewunderungswürdig sind sie! Welche Gesamtmasse und welche Einzelheit! Jeder von ihnen ist vielleicht getrennt, verhältnißmäßig mehr werth, als alle miteinander!

„Doch woran denke ich!“ sagte sie plötzlich; „fassen wir rasch den Entschluß, entweder den Cardinal aufzusuchen, oder das Halsband, dem Auftrage der Königin gemäß, Böhmer zurückzugeben.“

Sie erhob sich, immer in ihrer Hand die Diamanten haltend, die sich erwärmten und glänzten.

„Sie werden also zu dem kalten Juwelier zurückkehren, der sie abwägen und mit seiner Bürste poliren wird. Sie, die am Busen von Marie Antoinet glänzen könnten... Böhmer wird zuerst aufschreien dann sich bei dem Gedanken, er habe den Nutzen und behalte die Waare, beruhigen. Ah! ich vergaß, welcher Form soll ich den Empfangschein der Juweliere abfassen lassen? Das ist ernster Natur, es bei dieser Abfassung mit viel Diplomatie zu Werke gehen. Die Schrift darf weder Böhmer, noch Königin, noch den Cardinal, noch mich verbinden machen.“

„Ich werde nie eine solche Urkunde allein entwerfen. Ich bedarf eines Rathes.“

„Der Cardinal... Oh! nein: Wenn der Cardinal mich liebte oder reicher wäre und mir die Diamanten schenkte...“

Sie setzte sich auf ihr Sopha, die Diamant

Hand gewickelt, den Kopf brennend, voll verworrenen Gedanken, die sie bald erschreckten, bald von ihrer fieberhaften Energie zurückgestoßen würden. Plötzlich ward ihr Auge ruhiger, fester, mehr ein Bild des Geistes geheftet; sie gewahrte nicht, die Minuten vergingen, daß Alles in ihr eine unerschütterliche Haltung annahm; daß sie, jenen Römern ähnlich, die den Fuß in den Schlamm gesetzt haben, jede Bewegung, die sie machte, sich zu befreien, weiter hinabzog. Eine Stunde lang in dieser stummen und tiefen Beschauung eines himmlischen Ziels.

Wonach sie langsam aufstand, erleucht wie die Sterin durch die Inspiration, und ihrer Kammerläutete.

Es war zwei Uhr Morgens,
„Suchen Sie mir einen Fiacre,“ sagte sie, „oder einen Handwagen, wenn kein anderes Gefährt mehr da ist.“

Die Dienerin fand einen Fiacre, der in der Vieille du Temple schlief.

Frau von La Mothe stieg allein ein und schickte die Kammerfrau zurück.

Nach zehn Minuten hielt der Fiacre vor der Wohnung des Pamphletschreibers Reteaux von Billette.

LX.

Empfangschein von Böhmer und die Verschreibung der Königin.

Das Resultat dieses nächtlichen Besuchs bei dem Pamphletschreiber Reteaux von Billette erschien erst am andern Tag, und zwar auf folgende Weise:

süchtig von mir, Gräfin, doch ich muß . . . ich mißbrauche seine Güte.“

„Ah! Madame,“ murmelte Jeanne, „wir sind verloren. Der Herr Cardinal hat kein Geld mehr.“

Die Königin sprang auf, als wäre sie verwundet oder beleidigt worden.

„Kein . . . Geld . . . mehr?“ stammelte sie.

„Madame, eine Schuldforderung, an die Herr von Rohan nicht mehr dachte, ist an ihn gestellt worden. Es war eine Ehrenschuld, er hat bezahlt.“

„Fünfsmal hundert tausend Livres?“

„Ja, Madame.“

„Aber . . .“

„Sein letztes Geld . . . Kein Mittel mehr.“

Die Königin hielt, wie betäubt durch dieses Unglück, inne.

„Nicht wahr, ich bin wohl wach?“ sagte sie dann.

„Mir begeben alle diese Verrechnungen? Woher wissen Sie, Gräfin, daß Herr von Rohan kein Geld mehr hat?“

„Er erzählte mir diesen Unstern vor anderthalb Stunden, Madame. Das Unglück ist um so weniger wieder gut zu machen, als diese fünfmal hundert tausend Livres das waren, was man den Boden der Schublade nennt.“

Die Königin stützte ihre Stirne auf ihre beiden Hände.

„Man muß einen großen Entschluß fassen,“ sagte sie.

„Was will die Königin thun?“ dachte Jeanne.

„Sehen Sie, Gräfin, das ist eine fürchtbare Lectio, die mich dafür bestrafen wird, daß ich hinter dem Rücken des Königs eine Handlung von mittelmäßiger Wichtigkeit, von geringer Ehrsucht oder von gemeiner Coquetterie begangen habe. Gestehen Sie, dieses Halsband war kein Bedürfniß für mich?“

„Das ist wahr, Madame, doch wenn eine Königin nur ihre Bedürfnisse und ihren Geschmack um Rath fragte . . .“

„Ich will vor Allem meine Ruhe, das Glück meines Hauses zu Rathe ziehen. Es brauchte nicht mehr, als diese erste Niederlage, um mir darzuthun, wie vielen Verdrießlichkeiten ich mich aussetzen im Begriff stand, wie fruchtbar an Widerwärtigkeiten der Weg war, den ich gewählt hatte. Gehen wir offen, gehen wir frei, gehen wir einfach zu Werke.“

„Madame!“

„Und um anzufangen, opfern wir unsere Eitelkeit auf dem Altar der Pflicht, wie Herr Dorat sagen würde.“

Dann murmelte sie mit einem Seufzer:

„Oh! das Halsband war doch sehr schön!“

„Es ist noch so.“

„Von nun an ist es nur noch ein Haufen Steine für mich. Mit den Steinen macht man, wenn man damit espielt hat, was die Kinder nach dem Mühlenspiel damit machen, man wirft sie weg, man läßt sie liegen.“

„Was will die Königin hiemit sagen?“

„Die Königin will sagen, liebe Gräfin, Sie werden das . . . von Herrn von Rohan mir überbrachte Stück zurücknehmen und wieder zu den Juwelieren böhmer und Boffange tragen.“

„Es ihnen zurückgeben?“

„Allerdings.“

„Aber, Madame, Eure Majestät hat zweimal hundert und fünfzig tausend Livres Angeld gegeben!“

„Dabei gewinne ich abermals zweimal hundert und fünfzig tausend Livres, und ich bin nun im Einklang mit den Rechnungen des Königs.“

„Madame! Madame!“ rief die Gräfin, „so eine Viertelmillion verlieren! Denn es kann geschehen, daß die Juweliere Schwierigkeiten machen, die Gelder zurückzugeben, über die sie verfügt haben werden.“

„Darauf zähle ich und ich überlasse ihnen das Angeld unter der Bedingung, daß der Handel rückgängig wird. Seitdem ich dieses Ziel erschauere, Gräfin, fühle ich mich viel leichter. Mit diesem Halsband

haben sich hier die Sorgen, der Verbruß, die Angst der Argwohn einquartiert. Nie hätten diese Diamanten Feuer genug gehabt, um alle die Thränen zu trocknen die ich in Wolken über mir lasten fühle. Gräfin, tragen Sie mir dieses Etui auf der Stelle fort. Die Juweliere machen da ein gutes Geschäft. Zweihundert und fünfzig tausend Livres Neukauf, das ist ein Gewinn; es ist der Nutzen, den sie an mir machten und dabei haben sie noch das Halsband. Ich denke sie werden sich nicht beklagen, und Niemand wird etwas davon erfahren."

"Aber Herr von Rohan, Madame?"

"Der Cardinal hat nur in der Absicht, mir Vergnügen zu machen, gehandelt. Sie sagen ihm, es sei mein Vergnügen, das Halsband nicht mehr zu haben und wenn er ein Mann von Geist ist, so wird er mich verstehen; ist er ein guter Priester, so wird er mein Benehmen billigen und mich in meinem Opfer bestärken."

So sprechend, reichte die Königin Jeanne das geschlossene Etui. Diese schob es sanft zurück und sagte

"Madame, warum wollen Sie es nicht versuchen noch eine Frist zu erlangen?"

"Verlangen... nein!"

"Ich habe gesagt erlangen, Madame."

"Verlangen, heißt sich demüthigen, Madame; erlangen, heißt gedemüthigt werden. Ich würde vielleicht begreifen, da man sich für eine geliebte Person müthigte, daß man sich demüthigte, um ein leber Geschöpf zu retten, und wäre es nur sein Hund; um das Recht zu haben, diese Steine zu behauchen welche brennen, wie die angezündete Kohle, ohne zu leuchten und ebenso dauerhaft zu sein, oh! Gott nie wird mich ein Rath bestimmen, das anzunehmen. Tragen Sie das Etui fort, meine Liebe, trager es fort."

"Aber bedenken Sie, Madame, welchen &

Juweliere machen werden, aus Höflichkeit wenig- und um Sie zu beklagen. Ihre Zurückweisung Sie eben so sehr dem Verdruß und der Nachrede, als Ihre Einwilligung. Das ganze Publi- wird erfahren, daß Sie die Diamanten in Ihrer it gehabt haben.“

Niemand wird es erfahren. Ich bin diesen Ju- en nichts mehr schuldig; ich werde sie nicht mehr ngen; es ist doch das Wenigste, daß sie für meine al hundert und fünfzigtausend Livres schweigen; eine Feinde, statt zu sagen, ich kaufe für andert- Millionen Diamanten, werden nun sagen, ich mein Geld in den Handel. Das ist minder un- hm. Tragen Sie es fort, Gräfin, tragen Sie t, und danken Sie Herrn von Rohan für seine ollichkeit und seinen guten Willen.“

nd mit einer gebieterischen Geberde reichte die in das Etui abermals Jeanne, welche diese Last ohne eine gewisse Bewegung in ihren Händen

Sie haben keine Zeit zu verlieren,“ fuhr die Kö- fort; „je weniger die Juweliere Unruhe haben t, desto sicherer werden wir der Geheimhaltung fahren Sie rasch zurück, und Niemand sehe das Begeben Sie sich zuerst in Ihre Wohnung, denn fürchte, ein Besuch bei Böhmer zu dieser Stunde Verdacht bei der Polizei erregen, die sich sicher- it dem beschäftigt, was man bei mir thut; dann, Ihre Rückkehr die Spione von der Fährte abge- hat, gehen Sie zu den Juwelieren und bringen mir einen Empfangschein von ihnen.“

Ja, Madame, es soll so geschehen, da Sie es

Sie steckte das Etui unter ihr Mäntelchen, wobei ür besorgt war, daß nichts den Umfang desselben th, und kieg in den Wagen mit all dem Eifer, e Genossin ihrer Handlung forderte.

Zuerst ließ sie sich nach Hause fahren und schickte den Wagen zu Herrn von Rohan zurück, um dem Kutscher, der sie geführt, nichts von dem Geheimniß zu enthüllen. Dann ließ sie sich umkleiden, um ein minder elegantes und mehr für dieses nächtliche Unternehmen geeignetes Gewand anzuthun.

Ihre Kammerfrau kleidete sie rasch an, und bemerkte, daß sie während dieser Operation, welche gewöhnlich mit der ganzen Aufmerksamkeit einer Dame von Hofe beachtet wurde, nachdenkend und zerstreut war.

Jeanne dachte in der That nicht an ihre Toilette, sie ließ mit sich machen, und richtete ihr Nachdenken auf einen seltsamen, ihr von der Gelegenheit eingegebenen Gedanken.

Sie fragte sich, ob der Cardinal nicht einen großen Fehler begehe, wenn er die Königin diesen Schmutz zurückgeben lasse, und ob der begangene Fehler nicht eine Verminderung für das Glück herbeiführen werde, das Herr von Rohan träume, und welches zu erreichen er, die kleinen Geheimnisse der Königin theilend, sich schmeicheln könne.

Dem Befehle von Marie Antoinette gemäß handeln, ohne sich mit Herrn von Rohan zu berathen, hieß das nicht sich gegen die ersten Pflichten des Bündnisses verfehlen? Würde der Cardinal, wenn er mit allen seinen Mitteln am Ende, nicht lieber sich selbst verkaufen, als die Königin eines Gegenstands beraubt lassen, nach dem sie begehrt hatte?

„Ich kann es nicht anders machen, als mich mit dem Cardinal berathen,“ sagte Jeanne zu sich selbst.

„Vierzehnmal hundert tausend Livres,“ rügte sie in ihrem Geiste bei; „nie wird er vierzehnmal hundert tausend Livres haben!“

Dann wandte sie sich plötzlich gegen ihre Kammerfrau um und sagte:

„Sehen Sie, Rose.“

Die Kammerfrau gehorchte, und Frau von La Mothe setzte ihren geistigen Monolog fort.

„Welche Summe! welch' ein Vermögen, und wie all die Glückseligkeit, all der Glanz, den eine solche Summe verschafft, durch die kleine Schlange in Edelsteinen, welche in diesem Etui hier flammt, gut dargestellt sind!“

Sie öffnete das Etui und versengte sich die Augen bei der Berührung dieser rieselnden Flammen. Sie zog das Halsband aus dem Atlas, rollte es in ihren Fingern, schloß es in ihre zwei kleinen Hände und sagte:

„Vierzehnmahl hundert tausend Livres, welche hierin Raum haben, denn dieses Halsband hat wirklich einen Geldwerth von vierzehnmahl hundert tausend Livres, und die Juweliere würden noch heute diesen Preis bezahlen.“

„Ein seltsames Geschick, das Jeanne von Balois, der Betlerin, der Unbekannten, gestattet; mit ihrer Hand die Hand der Königin, der größten der Welt, zu berühren, und auch in ihren Händen, allerdings für eine Stunde, vierzehnmahl hundert tausend Livres zu besitzen, eine Summe, die in dieser Welt nie allein geht, und die man stets durch bewaffnete Wächter oder durch Garantien begleiten läßt, welche in Frankreich nicht geringer sein können, als die eines Cardinals und einer Königin.“

– „Das Alles in meinen Fingern! Wie schwer das ist und wie es leicht ist!“

„Um in Gold, diesem kostbaren Metall, das Equivalent dieses Kleinods fortzuschaffen, hätte ich zwei Pferde nöthig; um es in Rassenbillets fortzuschaffen... und werden die Rassenbillets immer bezahlt? muß man nicht unterzeichnen, controliren? Und dann ist ein Billet Papier; das Feuer, die Luft, das Wasser zerstören es. Ein Rassenbillet hat nicht in allen Ländern Kurs; es verräth seinen Ursprung, es offenbart den

Namen des Ausstellers, den Namen seines Inhabers. Ein Rassenbillet verliert nach einiger Zeit einen Theil seines Werthes, oder seinen ganzen Werth. Die Diamanten dagegen sind die harte Materie, welche Allem widersteht, und die Jedermann kennt, schätzt, bewundert und kauft, in London, in Berlin, in Madrid, in Brasilien sogar. Alle verstehen einen Diamant, einen Diamant besonders von dem Schnitt und dem Wasser, wie man es in diesen findet! Wie schön sind sie! Wie bewunderungswürdig sind sie! Welche Gesammtmasse und welche Einzelheit! Jeder von ihnen ist vielleicht getrennt, verhältnißmäßig mehr werth, als alle miteinander!

„Doch woran denke ich!“ sagte sie plötzlich; „fassen wir rasch den Entschluß, entweder den Cardinal aufzusuchen, oder das Halsband, dem Austrage der Königin gemäß, Böhmer zurückzugeben.“

Sie erhob sich, immer in ihrer Hand die Diamanten haltend, die sich erwärmten und glänzten.

„Sie werden also zu dem kalten Juwelier zurückkehren, der sie abwägen und mit seiner Bürste poliren wird. Sie, die am Busen von Marie Antoinette glänzen könnten... Böhmer wird zuerst aufschreien, dann sich bei dem Gedanken, er habe den Nutzen und behalte die Waare, beruhigen. Ah! ich vergaß, in welcher Form soll ich den Empfangschein der Juweliere abfassen lassen? Das ist ernster Natur, es ist bei dieser Abfassung mit viel Diplomatie zu Werke zu gehen. Die Schrift darf weder Böhmer, noch die Königin, noch den Cardinal, noch mich verbindlich machen.“

„Ich werde nie eine solche Urkunde allein entwerfen. Ich bedarf eines Rathes.“

„Der Cardinal... Oh! nein: Wenn der Cardinal mich liebte oder reicher wäre und mir die Diamanten schenkte...“

Sie setzte sich auf ihr Sopha, die Diamanten

ihre Hand gewickelt, den Kopf brennend, voll verworrenen Gedanken, die sie bald erschreckten, bald von ihr mit einer fieberhaften Energie zurückgestoßen würden.

Plötzlich ward ihr Auge ruhiger, fester, mehr auf ein Bild des Geistes geheftet; sie gewahrte nicht, daß die Minuten vergingen, daß Alles in ihr einen starr unerschütterlichen Halt annahm; daß sie, jenen Schwimmern ähnlich, die den Fuß in den Schlamm der Flüsse gesetzt haben, jede Bewegung, die sie machte, um sich zu befreien, weiter hinabzog. Eine Stunde verging in dieser stummen und tiefen Beschauung eines geheimnißvollen Ziels.

Wonach sie langsam aufstand, erleuchtete wie die Dichterin durch die Inspiration, und ihrer Kammeranläutete.

Es war zwei Uhr Morgens,

„Suchen Sie mir einen Fiacre,“ sagte sie, „obernen Handwagen, wenn kein anderes Gefährt mehr da ist.“

Die Dienerin fand einen Fiacre, der in der Vieille rue du Temple schlief.

Frau von La Mothe stieg allein ein und schickte ihre Kammerfrau zurück.

Nach zehn Minuten hielt der Fiacre vor der Thüre des Pamphletschreibers Reteaux von Billette.

LX.

Der Empfangschein von Böhmer und die Verschreibung der Königin.

Das Resultat dieses nächtlichen Besuchs bei dem Pamphletschreiber Reteaux von Billette erschien erst am andern Tag, und zwar auf folgende Weise:

Um jede
 Noth der Ri-
 der. In welcher
 war also abg-
 „Wie, die
 lich an die 2
 mal hundert
 band wieder
 Diamanten
 welche uns
 durch die Ueb-
 Summe von
 Livres entsch-
 l

Runmehr
 gequält hatte,
 in ihr Arbeit

Aber in
 Schein, erhie-
 zwei Tage n-
 Rohan, der e-
 zwischen den
 ersten Räte g

Herr vor
 auf dem Qua-
 fallzeit der er-
 gerung Kaltge-
 lere sein.

Aber das
 Segentheil d
 glücklich, als
 einen runden
 bei dem Qual
 seinen vorneh-
 der Bestiebig

„Nun!“ f-
 lungstermin.

„Monseigneur, nein,“ antwortete Böhmer, „Ihre Majestät konnte kein Geld geben. Sie wissen, daß Herr von Galonne sich vom König abgewiesen gesehen hat; die ganze Welt spricht davon.“

„Ja, die ganze Welt spricht davon, Böhmer, und es ist gerade diese Abweisung, was mich hierherführt.“

„Doch Ihre Majestät ist vortrefflich und vom besten Willen. Da sie nicht bezahlen konnte, so hat sie die Schuld garantirt, und wir verlangen nicht mehr.“

„Ah! desto besser!“ rief der Cardinal, „die Schuld garantirt, sagen Sie? Das ist sehr gut, doch... wie?“

„Auf die einfachste und zarteste Weise,“ erwiderte der Juwelier, „auf eine ganz königliche Weise.“

„Durch die Vermittelung der geistreichen Gräfin vielleicht?“

„Nein, Monseigneur, nein. Frau von La Mothe ist nicht einmal erschienen, und das hat uns ungemein geschmeichelt, Herrn Bossange und mir.“

„Nicht erschienen! die Gräfin ist nicht erschienen? Glauben Sie mir, daß sie von Bedeutung bei dieser Sache ist, Herr Böhmer. Jede gute Eingebung muß der Gräfin entfließen. Sie begreifen, ich benehme hiedurch Ihrer Majestät nichts.“

„Monseigneur wird beurtheilen, ob Ihre Majestät zart und gut gegen uns gewesen ist. Es hatten sich Gerüchte über die Weigerung des Königs in Betreff der Anweisung der fünfmal hundert tausend Livres verbreitet; wir schrieben an Frau von La Mothe.“

„Wann dies?“

„Gestern, Monseigneur.“

„Was antwortete sie?“

„Eure Eminenz weiß nichts davon?“ fragte Böhmer mit einer unmerklichen Nuance ehrerbietiger Vertraulichkeit.

„Nein, seit drei Tagen habe ich nicht die Ehre gehabt, die Frau Gräfin zu sehen,“ erwiderte der Prinz als wahrer Prinz.

„Wohl! Frau von La Roche erwiderte mir die zwei Worte: „Warten Sie.““

„Schriftlich.“

„Nein, Monseigneur, mündlich. In unserem Brief hatten wir Frau von La Roche, Sie um eine Audienz zu ersuchen und die Königin darauf aufmerksam zu machen, daß der Zahlungstermin herannah.“

„Das Wort: Warten Sie, war ganz natürlich,“ sagte der Cardinal.

„Wir warteten also, Monseigneur, und gestern Abend erhielten wir von der Königin, durch einen sehr geheimnißvollen Courier, einen Brief.“

„Einen Brief! an Sie, Böhmer?“

„Oder vielmehr eine Verschreibung in guter Form, Monseigneur.“

„Lassen Sie sehen.“

„Oh! ich würde sie Ihnen zeigen, hätten mich mein Associe und ich, nicht geschworen, sie Niemand zu lassen.“

„Und warum?“

„Weil diese Behutsamkeit aus von der Königin selbst auferlegt worden ist; beurtheilen Sie, Ihre Majestät empfiehlt und Gehelmshaltung.“

„Ah! das ist etwas Anderes; Sie sind sehr glücklich, meine Herren Juweliere, daß Sie Briefe von der Königin besitzen.“

„Für dreizehnmal hundert und fünfzig tausend Livres, Monseigneur,“ sagte lichernd der Juwelier, „man kann haben . . .“

„Zehn Millionen gewisse Dinge mit strengem Tone.“

„So gut als“

„Die Königin“

„In gehören“

„Und macht“

„In drei Monaten fünfmal hundert tausend Livres; den Rest in einem halben Jahr.“

„Und . . . die Interessen?“

„Oh! Monseigneur, ein Wort Ihrer Majestät verbürgt uns dieselben. „„Machen wir,““ fügt Ihre Majestät voll Güte bei, „„machen wir diese Angelegenheit unter uns ab;““ unter uns, Eure Eminenz begreift die Empfehlung; „„Sie werden keinen Anlaß haben, es zu bereuen.““ Und sie unterzeichnet. Von nun an, sehen Sie, Monseigneur, ist das für mich und meinen Associé eine Ehrensache.“

„Ich bin nun quitt gegen Sie, Herr Böhmer,“ sagte der Cardinal entzückt; „bald ein anderes Geschäft.“

„Wenn uns Eure Eminenz mit Ihrem Vertrauen beehren wird . . .“

„Doch bemerken Sie abermals hierin die Hand dieser liebenswürdigen Gräfin . . .“

„Wir sind Frau von La Mothe sehr dankbar, Monseigneur, und wir haben beschlossen, Herr Bossange und ich, für diese Güte erkenntlich zu sein, wenn uns das Halsband, völlig bezahlt, wieder zu barem Geld gebracht haben wird.“

„Et! it!“ machte der Cardinal, „Sie haben mich nicht begriffen.“

Und er kehrte zu seinem Wagen zurück, geleitet von den Ehrfurchtsbezeigungen des ganzen Hauses.

Man kann nun die Larve aufheben. Für Niemand ist der Schleier auf der Bildsäule geblieben. Was Jeanne von La Mothe gegen ihre Wohlthäterin gethan, Jeder hat das begriffen, als er sie die Feder des Pamphletschreibers Reteaux von Billette entlehnen sah. Keine Unruhe bei den Juwelieren, keine Bedenklichkeiten bei der Königin, keine Zweifel bei dem Cardinal mehr. Drei Monate sind der Ergründung des Betrugs und des Verbrechens gegeben; in diesen drei Monaten wer-

ben bi
die ru
dieser
um fi
ben d
die d
gin, i
verber
gen, u
gleich
Abfi
barkei
als d
seinem
Stele
zurück
sprech
verkau
Länder
fünf l
Abbau
ihellh
kaufen
Bei d
ließ,
ben d
die d
der d
sagte,
Salob

tigkeit in einem solchen Fall der Ruin, daß der Ruin der Schandpsahl und ein lebenslängliches Gefängniß waren. Sie verschloß die Diamanten in das tiefste ihrer Verstecke und faßte den Entschluß, sich mit so soliden Vertheidigungswaffen, mit so scharfen Angriffswaffen zu versehen, daß im Falle eines Krieges diejenigen, welche sich im Kampfe zeigen würden, zum Voraus verloren wären.

Zwischen dem Verlangen des Cardinals, der immer zu erlahmen suchen würde, zwischen den Indiscretionen der Königin, die immer sich rühmen würde, daß sie ausgeschlagen habe, laviren, war eine furchtbare Gefahr. Ein Wort zwischen der Königin und dem Cardinal ausgetauscht, und Alles war entdeckt. Jeanne tröstete sich wieder dadurch, daß sie bedachte, verliebt in die Königin, habe der Cardinal, wie alle Verliebte, eine Binde auf der Stirne und er würde folglich in alle Fallen stürzen, die ihm die List unter einem Schatten von Liebe stellen würde.

Doch diese Falle mußte eine geschickte Hand so bieten, daß die zwei Interessirten darin gefangen würden. Entdeckte die Königin den Diebstahl, so durfte sie es nicht wagen, sich zu beklagen, entdeckte der Cardinal den Betrug, so mußte er sich verloren fühlen. Es war ein Meisterstreich gegen zwei Gegner zu spielen, welche zum Voraus die ganze Gallerie für sich hatten.

Jeanne wich nicht zurück. Sie gehörte zu jenen unerschrockenen Naturen, welche das Böse bis zum Heldenmuth, das Gute bis zum Schlimmen treiben. Ein einziger Gedanke beschäftigte sie von diesem Augenblick an, der, eine Zusammenkunft des Cardinals mit der Königin zu verhindern.

So lange sie, Jeanne, zwischen ihnen stünde, war nichts verloren, wechselten sie hinter ihr ein Wort, so richtete dieses Wort bei Jeanne das Glück der Zukunft zu Grunde, dessen Gerüste auf der Harmlosigkeit der Vergangenheit errichtet war.

„Sie werden sich nicht mehr sehen,“ sagte sie. „Nie mehr.“

„Aber,“ warf sie ein, „der Cardinal wird die Königin wiedersehen wollen; er wird Versuche zu diesem Ende machen.“

„Warten wir nicht, bis er es versucht,“ dachte die Schläue; „geben wir ihm einen Gedanken ein. Er wolle sie sehen; er bitte sie darum; er compromittire sich, indem er darum bittet.“

„Ja, doch wenn nur er compromittirt ist?“

Dieser Gedanke versetzte sie in eine schmerzliche Verlegenheit.

„Wäre er allein compromittirt, so hätte die Königin ihre Zuflucht; sie spricht so laut, die Königin; sie weiß so gut den Betrügern eine Larve zu entreißen.“

„Was ist zu thun? Damit die Königin nicht anschuldigen kann, muß sie den Mund nicht öffnen können; um diesen edlen und muthigen Mund zu schließen, muß man die Federn desselben durch die Initiative einer Anklage niederdrücken.“

„Vor einem Gerichte seinen Diener eines Diebstahls zu bezüchtigen, wagt derjenige nicht, der durch seinen Diener eines Verbrechens, welches so entehrend ist, als der Diebstahl, überwiesen werden kann. Wird Herr von Rohan in Beziehung auf die Königin compromittirt, so ist es beinahe sicher, daß die Königin in Beziehung auf Herrn von Rohan compromittirt werden wird.“

„Doch der Zufall nähere einander diese zwei Personen nicht, in deren Interesse es liegt, dieses Geheimniß zu entdecken.“

Jeanne wich Anfangs vor der Unermeßlichkeit des Felsen zurück, den sie über ihrem Haupte aufgehängt hatte. So feuchend, erschrocken, angstvoll, unter der Drohung eines solchen Sturzes leben!

Ja, doch wie dieser Angst entgehen? Durch die Verbannung, durch die Flucht! durch die Ueberschaffung

amanten vom Halsband der Königin in ein
Land!

stfliehen! ein Leichtes. Eine gute Chaise bringt
sich in zehn Stunden zu Wege; der Raum
dem jener kostbaren Schlafen der Königin; der
Raum, den der Cardinal zwischen ein Abend-
mit seinen Freunden und sein Aufstehen am
Tag legt. Die Landstraße entrolle sich vor
sie biete ihr endloses Pflaster den brennenden
der Kofse, das genügt. Jeanne wird in zehn
n frei und unverfehrt sein.

och welches Aergerniß! welche Schmach! Ver-
den, obgleich frei; in Sicherheit, obgleich geächtet;
ist keine Frau von Stand mehr, es ist eine
eine dem Verichte Entwichene, welche die Justiz
erreicht, aber bezeichnet, die das Eisen des Hen-
veil sie zu weit entfernt ist, nicht brandmarkt,
die öffentliche Meinung zermalmt.

in. Sie wird nicht fliehen. Der Gipfel der
Genheit und der Gipfel der Gewandtheit sind wie
zwei Spitzen des Atlas, die den Zwillingen der
gleichen. Der eine führt zum andern, der eine
aufselben Werth, wie der andere. Wer den einen
lehrt den andern.

anne beschloß, mit Verwegenheit zu bezahlen
bleiben. Sie beschloß dies besonders, als sie
Höflichkeit erschaut hatte, zwischen dem Cardinal
r Königin eine Solidarität der Angst für den
schaffen, wo der Eine oder die Andere wahr-
wollte, es sei ein Diebstahl innerhalb ihrer
Freundschaft begangen worden.

anne hatte sich gefragt, wie viel in zwei Jahren
nft der Königin und die Liebe des Cardinals
en würden; sie hatte den Ertrag von diesen
klücken zu sechsmal hundert tausend Livres ge-
wonach der Ueberdruß, die Ungnade und die

Bernachlässigung die Gunst und die Bevorzugungen lassen würden.

„Ich gewinne bei meinem Plane sieben- bis mal hundert tausend Livres,“ sagte die Gräfin selbst.

Man wird sehen, wie diese tiefe Seele den krummen Weg zurücklegte, der zur Schande führt zur Verzweiflung für die Andern auslaufen sollte.

„In Paris bleiben,“ sagte die Gräfin zusammen, „festen Fußes dem ganzen Spiele der zwei Parteien beiwohnen, sie nur die meinen Interessen nützlichen spielen lassen; unter den guten Augenblicken einen die Flucht günstigen Augenblick wählen, mag die von der Königin gegebener Auftrag oder eine Ungelegenheit sein, die man im Fluge auffangen würde.“

„Den Cardinal verhindern, sich je mit Mariette zu unterreden.“

„Das ist hauptsächlich die Schwierigkeit, da von Rohan verliebt ist, da er Prinz ist, da er mehr Male im Jahr das Recht des Eintritts bei der Königin hat, und die Königin, coquette, Huldigungssüchtig, dies dankbar gegen den Cardinal, nicht entfliehen wenn man sie aufsucht.“

„Das Mittel, diese zwei erhabenen Personen trennen, wird der Zufall liefern. Man wird die Gelegenheiten unterstützen.“

„Nichts wäre so gut, so geschickt, als bei der Königin den Stolz anzustacheln, der die Keuschheit krönt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein lebhaftes Vordringen des Cardinals die zarte empfindliche Frau verletzt. Naturen, wie die der Königin, lieben die Huldigungen, fürchten aber die Angriffe und weisen sie zurück.“

„Ja, das Mittel ist unfehlbar. Indem man von Rohan rath, sich frei zu erklären, wird man die Geistes der Königin eine Bewegung des Ufels,

villens bewerkstelligen, welche für immer, nicht rücken von der Fürstin, sondern den Mann von zu, das Männchen vom Weibchen trennen wird. diesem Grunde wird man Waffen gegen den Car:griffen haben, dessen Manoeuvres man insgesamt ihren Lage der Feindseligkeiten lähmt.

gut. Doch ich wiederhole, wenn man den Car:er Königin zuwider macht, wirkt man nur auf Cardinal; man läßt die Tugend der Königin, das heißt, man befreit die Prinzessin, und man r jene Freiheit der Sprache, welche jede Anklage ert und ihr das Gewicht des Ansehens verleiht. Das man braucht, ist ein Beweis gegen Herrn han und die Königin; es ist ein zweischneidiges it, das rechts und links verwundet, das verwundet, es aus der Scheide geht, das die Scheide selbst idend verwundet.

Das man braucht, ist eine Anklage, welche die n erleichen, den Cardinal erröthen machen muß, beglaubigt, Jeanne, die Vertraute der zwei Schuldigen, von allem Verdachte reinigt. Was raucht, ist eine Combination, hinter der Jeanne, ter Zeit und geeigneten Ortes verschänkt, sagen Klagt mich nicht an, oder ich klage Euch an; mich nicht zu Grunde, oder ich richte Euch zu . Laßt mir das Vermögen, ich werde Euch die rffen.

Das lohnt der Mühe, daß man sucht," dachte die Gräfin, „und ich werde suchen. Meine Zeit ir von heute an bezahlt.“

der That, Frau von La Mothe versenkte sich Polster, rückte näher zu ihrem von einer mil:nne beschienenen Fenster und suchte in Gegen:ottes mit der Fackel Gottes.

„Wohl! Frau von La Mothe erwiederte mir die zwei Worte: „Warten Sie.““

„Schriftlich.“

„Nein, Monseigneur, mündlich. In unserm Brief baten wir Frau von La Mothe, Sie um eine Audienz zu ersuchen und die Königin darauf aufmerksam zu machen, daß der Zahlungstermin herannahet.“

„Das Wort: Warten Sie, war ganz natürlich, sagte der Cardinal.“

„Wir warteten also, Monseigneur, und gestern Abend erhielten wir von der Königin, durch einen sehr geheimnißvollen Courier, einen Brief.“

„Einen Brief! an Sie, Böhmer?“

„Oder vielmehr eine Verschreibung in guter Form Monseigneur.“

„Lassen Sie sehen.“

„Oh! ich würde sie Ihnen zeigen, hätten wir mein Associé und ich, nicht geschworen, sie Niemandem zu lassen.“

„Und warum?“

„Weil diese Behutsamkeit uns von der Königin selbst auferlegt worden ist; beurtheilen Sie, Ihre Majestät empfiehlt uns Geheimhaltung.“

„Ah! das ist etwas Anderes; Sie sind sehr glücklich, meine Herren Juweliere, daß Sie Briefe von der Königin besitzen.“

„Für dreizehnmal hundert und fünfzig tausend Eures, Monseigneur,“ sagte lichernd der Juwelier, „man kann haben . . .“

„Zehn Millionen, und hundert Millionen bezahle gewisse Dinge nicht,“ erwiederte der Cardinal mit strengem Tone. „Sie haben also gute Garantie?“

„So gut als möglich, Monseigneur.“

„Die Königin hat die Schuld anerkannt?“

„In gebührender Form.“

„Und macht sich verbindlich, zu bezahlen . . .“

„In drei Monaten fünfmal hundert tausend Livres; den Rest in einem halben Jahr.“

„Und . . . die Interessen?“

„Oh! Monseigneur, ein Wort Ihrer Majestät verbürgt uns dieselben. „„Machen wir,““ fügt Ihre Majestät voll Güte bei, „„machen wir diese Angelegenheit unter uns ab;““ unter uns, Eure Eminenz begreift die Empfehlung; „„Sie werden keinen Anlaß haben, es zu be-
reuen.““ Und sie unterzeichnet. Von nun an, sehen Sie, Monseigneur, ist das für mich und meinen Associé eine Ehrensache.“

„Ich bin nun quitt gegen Sie, Herr Böhmer,“ sagte der Cardinal entzückt; „bald ein anderes Geschäft.“

„Wenn uns Eure Eminenz mit Ihrem Vertrauen beehren wird . . .“

„Doch bemerken Sie abermals hierin die Hand dieser liebenswürdigen Gräfin . . .“

„Wir sind Frau von La Mothe sehr dankbar, Monseigneur, und wir haben beschlossen, Herr Bossange und ich, für diese Güte erkenntlich zu sein, wenn uns das Halsband, völlig bezahlt, wieder zu baarem Geld gebracht haben wird.“

„St! st!“ machte der Cardinal, „Sie haben mich nicht begriffen.“

Und er kehrte zu seinem Wagen zurück, geleitet von den Ehrfurchtsbezeugungen des ganzen Hauses.

Man kann nun die Larve aufheben. Für Niemand der Schleier auf der Bildsäule geblieben. Was Anne von La Mothe gegen ihre Wohlthäterin gethan, der hat das begriffen, als er sie die Feder des Pame-
tschreibers Reteaux von Billette entlehnen sah. Keine Unruhe bei den Juwelieren, keine Bedenklichkeiten der Königin, keine Zweifel bei dem Cardinal mehr. In drei Monate sind der Ergründung des Betrugs und Verbrechens gegeben; in diesen drei Monaten wer-

ben
die

bief
am

ben
die
gin
vert
gen,

alei
Abf

bar
als
fein

Biel
zur
pre
vert
Zän
fünj
Abf
thei
faul

Bel
ließ
ben
die
der
fagt
Gal

t in einem solchen Fall der Ruin, daß der Ruin
Schandpfahl und ein lebenslängliches Gefängniß
: Sie verschloß die Diamanten in das tiefste ihrer
ede und faßte den Entschluß, sich mit so soliden
eidigungswaffen, mit so scharfen Angriffswaffen
rsehen, daß im Falle eines Krieges diejenigen,
e sich im Kampfe zeigen würden, zum Voraus
ren wären.

zwischen dem Verlangen des Cardinals, der immer
ahren suchen würde, zwischen den Indiscretionen
önigin, die immer sich rühmen würde, daß sie
schlagen habe, laviren, war eine furchtbare Ge-

Ein Wort zwischen der Königin und dem Car-
ausgetauscht, und Alles war entdeckt. Jeanne
te sich wieder dadurch, daß sie bedachte, verliebt
: Königin, habe der Cardinal, wie alle Verliebte,
Binde auf der Stirne und er würde folglich in
allen stürzen, die ihm die List unter einem Schat-
on Liebe stellen würde.

Doch diese Falle mußte eine geschickte Hand so
, daß die zwei Interessirten darin gefangen wür-
Entdeckte die Königin den Diebstahl, so durfte
nicht wagen, sich zu beklagen, entdeckte der Car-
den Betrug, so mußte er sich verloren fühlen. Es
in Meisterstreich gegen zwei Gegner zu spielen,
: zum Voraus die ganze Gallerie für sich hatten.
Jeanne wich nicht zurück. Sie gehörte zu jenen
hrothen Naturen, welche das Böse bis zum
nmuth, das Gute bis zum Schlimmen treiben.
inziger Gedanke beschäftigte sie von diesem Augen-
an, der, eine Zusammenkunft des Cardinals mit
önigin zu verhindern.

So lange sie, Jeanne, zwischen ihnen stünde, war
verloren, wechselten sie hinter ihr ein Wort, so
te dieses Wort bei Jeanne das Glück der Zukunft
runde, dessen Gerüste auf der Harmlosigkeit der
ingenheit errichtet war.

„Sie werden sich nicht mehr sehen,“ sagte sie. „! mehr.“

„Aber,“ warf sie ein, „der Cardinal wird Königin wiedersehen wollen; er wird Versuche zu seinem Ende machen.“

„Warten wir nicht, bis er es versucht,“ dachte Schlaue; „geben wir ihm einen Gedanken ein. Wollte sie sehen; er bitte sie darum; er compromittirt sich, indem er darum bittet.“

„Ja, doch wenn nur er compromittirt ist?“

Dieser Gedanke versetzte sie in eine schmerzliche Verlegenheit.

„Wäre er allein compromittirt, so hätte die Königin ihre Zuflucht; sie spricht so laut, die Königin weiß so gut den Betrügern eine Larve zu entreißen.“

„Was ist zu thun? Damit die Königin nicht schuldigen kann, muß sie den Mund nicht öffnen können um diesen edlen und muthigen Mund zu schließen, man die Federn desselben durch die Initiative einer Anklage niederdrücken.“

„Vor einem Gerichte seinen Diener eines Diebstahls zu bezüchtigen, wagt derjenige nicht, der durch seinen Diener eines Verbrechens, welches so entehrend ist, der Diebstahl, überwiesen werden kann. Wird es von Rohan in Beziehung auf die Königin compromittirt, so ist es beinahe sicher, daß die Königin in Beziehung auf Herrn von Rohan compromittirt werden wird.“

„Doch der Zufall näherte einander diese zwei Personen nicht, in deren Interesse es liegt, dieses Geheimniß zu entdecken.“

Jeanne wich Anfangs vor der Unermeßlichkeit der Felsen zurück, den sie über ihrem Haupte aufgehängt hatte. So feuchend, erschrocken, angstvoll, unter der Drohung eines solchen Sturzes leben!

Ja, doch wie dieser Angst entgehen? Durch Verbannung, durch die Flucht! durch die Uberschaffung

er Diamanten vom Halsband der Königin in ein fremdes Land!

Entfliehen! ein Leichtes. Eine gute Chaise bringt die Sache in zehn Stunden zu Wege; der Raum von einem jener kostbaren Schlofen der Königin; der Zwischenraum, den der Cardinal zwischen ein Abendrod mit seinen Freunden und sein Aufstehen am andern Tag legt. Die Landstraße entrolle sich vor Jeanne, sie biete ihr endloses Pflaster den brennenden Füßen der Kofse, das genügt. Jeanne wird in zehn Stunden frei und unverfehrt sein.

Doch welches Aergerniß! welche Schmach! Verwundungen, obgleich frei; in Sicherheit, obgleich geächtet; Jeanne ist keine Frau von Stand mehr, es ist eine Diebin, eine dem Gerichte Entwichene, welche die Justiz nicht erreicht, aber bezeichnet, die das Eisen des Henkers, weil sie zu weit entfernt ist, nicht brandmarkt, aber die öffentliche Meinung zermalmt.

Nein. Sie wird nicht fliehen. Der Gipfel der Berwegenheit und der Gipfel der Gewandtheit sind wie jene zwei Spizen des Atlas, die den Zwillingen der Erde gleichen. Der eine führt zum andern, der eine hat denselben Werth, wie der andere. Wer den einen leht, steht den andern.

Jeanne beschloß, mit Berwegenheit zu bezahlen und zu bleiben. Sie beschloß dies besonders, als sie die Möglichkeit erschaut hatte, zwischen dem Cardinal und der Königin eine Solidarität der Angst für den Tag zu schaffen, wo der Eine oder die Andere wahrnehmen wollte, es sei ein Diebstahl innerhalb ihrer innigen Freundschaft begangen worden.

Jeanne hatte sich gefragt, wie viel in zwei Jahren die Gunst der Königin und die Liebe des Cardinals beitragen würden; sie hatte den Ertrag von diesen zwei Glücken zu sechsmal hundert tausend Livres geschätzt, wonach der Ueberdruß, die Ungnade und die

„Sie werden sich nicht mehr sehen,“ sagte sie. „Nie mehr.“

„Aber,“ warf sie ein, „der Cardinal wird die Königin wiedersehen wollen; er wird Versuche zu diesem Ende machen.“

„Warten wir nicht, bis er es versucht,“ dachte die Schlaue; „geben wir ihm einen Gedanken ein. Er wolle sie sehen; er bitte sie darum; er compromittire sich, indem er darum bittet.“

„Ja, doch wenn nur er compromittirt ist?“

Dieser Gedanke versetzte sie in eine schmerzliche Verlegenheit.

„Wäre er allein compromittirt, so hatte die Königin ihre Zuflucht; sie spricht so laut, die Königin; sie weiß so gut den Betrügern eine Larve zu entreißen.“

„Was ist zu thun? Damit die Königin nicht anschuldigen kann, muß sie den Mund nicht öffnen können; um diesen edlen und muthigen Mund zu schließen, muß man die Federn desselben durch die Initiative einer Anklage niederdrücken.“

„Vor einem Gerichte seinen Diener eines Diebstahls zu bezüchtigen, wagt derjenige nicht, der durch seinen Diener eines Verbrechens, welches so entehrend ist, als der Diebstahl, überwiesen werden kann. Wird Herr von Rohan in Beziehung auf die Königin compromittirt, so ist es beinahe sicher, daß die Königin in Beziehung auf Herrn von Rohan compromittirt werden wird.“

„Doch der Zufall näherte einander diese zwei Personen nicht, in deren Interesse es liegt, dieses Geheimniß zu entdecken.“

Jeanne wich Anfangs vor der Unermeßlichkeit des Felsen zurück, den sie über ihrem Haupte aufgehängt hatte. So feuchend, erschrocken, angstvoll, unter der Drohung eines solchen Sturzes leben!

Ja, doch wie dieser Angst entgehen? Durch die Verbannung, durch die Flucht! durch die Uberschaffung

Diamanten vom Halsband der Königin in ein
des Land!

Entfliehen! ein Leichtes. Eine gute Chaise bringt
Sache in zehn Stunden zu Wege; der Raum
einem jener kostbaren Schlafen der Königin; der
Chenraum, den der Cardinal zwischen ein Abend-
mit seinen Freunden und sein Aufstehen am
:n Tag legt. Die Landstraße entrolle sich vor
ne, sie biete ihr endloses Pflaster den brennenden
n der Kofse, das genügt. Jeanne wird in zehn
iden frei und unverfehrt sein.

Doch welches Mergerniß! welche Schmach! Ver-
inden, obgleich frei; in Sicherheit, obgleich geächtet;
ne ist keine Frau von Stand mehr, es ist eine
in, eine dem Verichte Entwichene, welche die Justiz
erreicht, aber bezeichnet, die das Eisen des Hen-
weil sie zu weit entfernt ist, nicht brandmarkt,
die öffentliche Meinung zermalmt.

Nein. Sie wird nicht fliehen. Der Gipfel der
wegenheit und der Gipfel der Gewandtheit sind wie
zwei Spitzen des Atlas, die den Zwillingen der
gleichem. Der eine führt zum andern, der eine
denselben Werth, wie der andere. Wer den einen
steht den andern.

Jeanne beschloß, mit Berwegenheit zu bezahlen
zu bleiben. Sie beschloß dies besonders, als sie
Möglichkeit erschaut hatte, zwischen dem Cardinal
der Königin eine Solidarität der Angst für den
zu schaffen, wo der Eine oder die Andere wahr-
ien wollte, es sei ein Diebstahl innerhalb ihrer
en Freundschaft begangen worden.

Jeanne hatte sich gefragt, wie viel in zwei Jahren
Hunst der Königin und die Liebe des Cardinals
agen würden; sie hatte den Ertrag von diesen
Glücken zu sechsmal hundert tausend Livres ge-
t, wonach der Ueberdruß, die Ungnade und die

erwillens bewerkstelligen, welche für immer, nicht Fürsten von der Fürstin, sondern den Mann von Frau, das Männchen vom Weibchen trennen wird. diesem Grunde wird man Waffen gegen den Cardergriffen haben, dessen Manoeuvres man insgesammt großen Toge der Feindseligkeiten lähmt.

„Gut. Doch ich wiederhole, wenn man den Carder der Königin zumider macht, wirkt man nur auf Cardinal: man läßt die Tugend der Königin len, das heißt, man befreit die Prinzessin, und man ihr jene Freiheit der Sprache, welche jede Anklage htert und ihr das Gewicht des Ansehens verleiht.

Was man braucht, ist ein Beweis gegen Herrn Johan und die Königin; es ist ein zweischneidiges ert, das rechts und links verwundet, das verwundet, t es aus der Scheide geht, das die Scheide selbst neßwend verwundet.

Was man braucht, ist eine Anklage, welche die zin erbleichen, den Cardinal erröthen machen muß, e, beglaubigt, Jeanne, die Vertraute der zwei ischuldigen, von allem Verdachte reinigt. Was braucht, ist eine Combination, hinter der Jeanne, chter Zeit und geeigneten Ortes verschanzt, sagen

Klagt mich nicht an, oder ich klage Euch an; t mich nicht zu Grunde, oder ich richte Euch zu be. Laßt mir das Vermögen, ich werde Euch die lassen.

„Das lohnt der Mühe, daß man sucht,“ dachte die ise Gräfin, „und ich werde suchen. Meine Zeit mir von heute an bezahlt.“

In der That, Frau von La Mothe versenkte sich te Polster, rückte näher zu ihrem von einer mil- sonne beschienenen Fenster und suchte in Gegen- Gottes mit der Fackel Gottes.

wäl
end
ben

in
ber
ein

die
entf
verl
wel
als
Leg

het
von
nich

Ria

Rec
hat
Itch

in
174

Ich
Da
nich
wel

Oliva baute Luftschlöffer in der Tiefe ihrer Behausung in der Rue Saint-Claude, chimärische Schlösser, worin, man muß es gestehen, der arme Beaufrre selten seinen Platz fand.

Wenn sie am Morgen, geschmückt mit allen Annehmlichkeiten, womit Cagliostro ihr Ankleidecabinet ausgestattet hatte, die vornehme Dame spielte und die Nuancen der Rolle von Celimene durchging, lebte sie nur für die Stunde des Tags, zu der Cagliostro zweimal in der Woche kam, um sich zu erkundigen, ob sie das Leben leicht ertrage.

In ihrem schönen Salon, inmitten eines wirklichen Luxus und eines verständigen Luxus, gestand dann die kleine Creatur heraufsch sich selbst, Alles in ihrem vergangenen Leben sei Täuschung, Irrthum gewesen; im Widerspruche mit der Behauptung des Moralisten: Die Tugend macht das Glück, sei es das Glück, was unfehlbar die Tugend mache.

Leider fehlte es bei der Zusammensetzung dieses Glücks an einem für seine Dauer unerläßlichen Element.

Oliva war glücklich, aber Oliva langweilte sich.

Bücher, Gemälde, musikalische Instrumente hatten nicht hinreichend zerstreut. Die Bücher waren nicht viel genug, oder die, welche es waren, hatte sie zu schnell gelesen. Die Gemälde sind immer dasselbe, wenn man sie einmal angeschaut hat, — Oliva urtheilt, und urtheilt wir, — und die musikalischen Instrumente haben keinen Schrei und nie eine Stimme für die unruhige Hand, die ihnen anliegt.

Es ist nicht zu leugnen, Oliva langweilte sich bald selbstsam bei ihrem Glück, und oft sehnte sie sich unter ihnen nach jenen guten, Kleinen, am Fenster in der Dauphine zugebrachten Morgen zurück, da sie, die sie mit ihren Blicken magnetisirend, den Kopf Vorübergehenden sich erheben machte.

Ind welche süße Spaziergänge im Quartier Saint-Ain, als, indem der zierliche Pantoffel auf
Salzband der Königin. III. 6

seinen Absätzen um zwei Zoll einen Fuß von einer wollüstigen Biegung erhöhte, jeder Schritt der Wandelrin ein Triumph war und den Bewunderern einen kleinen Schrei der Angst, wenn er ausglitt, oder des Verlangens, wenn sich nach dem Fuß das Bein zeigte, entriß.

Das dachte die eingeschlossene Nicole. Allerdings waren die Agenten des Herrn Polizeilieutenants furchtbare Leute, allerdings hatte das Hospital, in dem die Weiber in einer schmutzigen Gefangenschaft erstickten, nicht den Werth der ephemeren und glänzenden Entzierung der Rue Saint-Glaude. Doch wozu würde es dienen, Frau zu sein und das Recht der Frauen zu haben, wenn man nicht zuweilen gegen das Gute aufstünde, um es in Böses zu verwandeln, oder wenigstens in Träume?

Und dann wird bald Alles schwarz für denjenigen, welcher sich langweilt. Nicole bebauerte die Abwesenheit von Beaufire, nachdem sie den Verlust ihrer Freiheit beklagt hatte. Gestehen wir, daß nichts in der Welt die Frauen ändert seit der Zeit, wo die Töchter Juda am Vorabend einer Liebesheirath ihre Jungfräuschaft auf dem Berge beweinten.

Wir sind zu einem Tage der Trauer, der Gereiztheit gelangt, an welchem Oliva, seit zwei Wochen jeder Gesellschaft, jedes Anblicks beraubt, in die traurigste Periode des Uebels der Langweile eintrat.

Nachdem sie Alles erschöpft, da sie es weder wagte, an das Fenster zu treten, noch auszugehen, fing sie an den Appetit des Magens zu verlieren, aber nicht den der Einbildungskraft, der im Gegentheil in demselben Maße sich verdoppelte, in welchem der andere abnahm.

In diesem Augenblick moralischer Aufregung erhielt sie einen an diesem Tage unerwarteten Besuch von Cagliostro.

Er trat, wie dies seine Gewohnheit war, durch

tere Thüre des Hotel ein, ging durch den neuen Garten in die Höfe und klopfte an die der Wohnung von Oliva.

er Schläge, in bestimmten Zwischenräumen gethan, das verabredete Zeichen, daß die junge Frau die zurückzog, welche sie als Sicherheit zwischen einem mit Schlüsseln versehenen Besuche for- müssen geglaubt hatte.

Oliva dachte, die Vorsichtsmaßregeln seien nicht g, um eine Tugend zu bewahren, die sie bei Gelegenheiten lästig fand.

Dem von Tagliostro gegebenen Signal öffnete sie den Riegel mit einer Geschwindigkeit, welche für ihr Bedürfniß, eine Unterredung zu haben, zeugte.

Wie ein Pariser Gräsette, eilte sie den Thüren des edlen Kerkermeisters entgegen, ergriff ihn, mehr, um ihn zu kneipen, als um ihn zu küssen, und rief mit einer gereizten, heisern, abge-

Stimme:

„Mein Herr, ich langweile mich; erfahren Sie das.“ Tagliostro schaute sie mit einer leichten Kopfbewegung an.

„Wie langweilen sich,“ sagte er, während er die Augen wieder schloß, „ach! meine Liebe, das ist ein dicker Nebel.“

„Ich mißfalle mir hier. Ich sterbe hier.“ Tagliostro sprach lehrhaftig!

„Ich habe schlimme Gedanken.“

„Hör! la!“ machte der Graf, indem er sie besänftigte, „ich will einen Pudel besänftigt, wenn Sie sich nicht beruhigen bei mir fühlen, so grollen Sie mir darum nicht sehr. Bewahren Sie all Ihren Zorn für den Polizeileutnant, der Ihr Feind ist.“

„Sie bringen mich in Verzweiflung mit Ihrer Unhöflichkeit,“ sagte Oliva. „Ein guter Zorn, ein gerechter Zorn ist mir lieber, als eine solche Sanftheit;“

Sie finden das Mittel, mich zu beruhigen und das macht mich toll vor Wuth."

"Bestehen Sie, daß Sie ungerecht sind," erwiederte Cagliostro, indem er sich fern von ihr mit jener Affectation von Achtung oder von Gleichgültigkeit niedersetzte, die ihm so gut bei Oliva gelang.

"Sie sprechen sehr nach Ihrem Gefallen, Sie," sagte Oliva, "Sie gehen, Sie kommen, Sie athmen, Ihr Leben besteht aus einer Anzahl von Vergnügungen, die Sie sich wählen; ich vegetire in dem Raum, den Sie begrenzt haben; ich athme nicht, ich zittere. Ich erkläre Ihnen, mein Herr, daß mir Ihr Beistand unnütz ist, wenn er mich nicht zu sterben hindert."

"Sterben! Sie!" versetzte lächelnd der Graf, "gehen Sie doch!"

"Ich sage Ihnen, daß Sie sich sehr schlecht gegen mich benehmen; Sie vergessen, daß ich tief, leidenschaftlich Einen liebe."

"Herrn Beauffre?"

"Ja, Beauffre. Ich liebe ihn, sage ich Ihnen. Ich denke, ich habe es Ihnen nie verborgen. Sie konnten sich nicht einbilden, ich würde meinen theuren Beauffre vergessen?"

"Ich habe es so wenig gedacht, daß ich Allem aufbot, um Nachricht von ihm zu erhalten, und ich bringe Ihnen."

"Ah!" machte Oliva.

"Herr von Beauffre," fuhr Cagliostro fort, "ist ein reizender Junge."

"Bei Gott!" rief Oliva, welche nicht sah, wohin man sie führte.

"Jung und hübsch."

"Nicht wahr?"

"Voll Einbildungskraft."

"Voll Feuer . . . Ein wenig brutal gegen mich. Doch . . . wer gut liebt, züchtigt gut."

„Sie sprechen goldene Worte. Sie haben ebenso viel Gemüth, als Geist, ebenso viel Geist, als Schönheit, und ich, der ich das weiß, der ich mich für jede Schönheit der Welt interessire, — das ist eine Manie, — ich habe daran gedacht, Sie Beaufire näher zu bringen.“

„Das war vor einem Monat nicht Ihre Idee,“ sagte Oliva mit einer gezwungenen Miene lächelnd.

„Hören Sie doch, mein liebes Kind, jeder galante Mann, der eine hübsche Person sieht, sucht ihr zu gefallen, wenn er frei ist, wie ich es bin. Sie werden jedoch gestehen, daß, wenn ich Ihnen ein Bischen den Hof gemacht habe, dies nicht lange gedauert, nicht so?“

„Das ist wahr,“ erwiderte Oliva in demselben Ton, „höchstens eine Viertelstunde.“

„Es war sehr natürlich, daß ich abließ, da ich sah, wie sehr Sie Herrn von Beaufire liebten.“

„Oh! spotten Sie meiner nicht.“

„Nein, auf Ehre; Sie haben mir sehr widerstanden.“

„Oh! nicht wahr?“ rief Oliva, entzückt, auf frischer That des Widerstands ertappt worden zu sein. „Ja, gestehen Sie, daß ich widerstanden habe.“

„Das war die Folge Ihrer Liebe,“ bemerkte Cagliostro phlegmatisch.

„Doch die Ihrige,“ entgegnete Oliva, „sie war nicht sehr zähe.“

„Ich bin weder alt genug, noch häßlich genug, noch dumm genug, noch arm genug, um die Weigerungen oder die Chancen einer Niederlage zu ertragen, Mademoiselle; Sie hätten stets Herrn von Beaufire mir vorgezogen, das habe ich gefühlt, und ich habe meinen Entschluß gefaßt.“

„Ah! nein, nein!“ rief die Coquette. „Das herrliche Bündniß, das Sie mir vorgeschlagen, Sie wissen wohl, das Recht, mir den Arm zu geben, mich zu besuchen, mir in allen Ehren den Hof zu machen, war das nicht ein kleiner Rest von Hoffnung?“

Und indem sie diese Worte sprach, versengte die

Trenlose mit ihren zu lange müßig gewesenen Augen den Besuch, der sich in der Falle gefangen hatte.

„Ich muß es bekennen,“ erwiderte Cagliostro, „Sie sind von einem Scharfsinne, dem nichts widersteht.“

Und er stellte sich, als schlänge er die Augen nieder, um nicht von dem doppelten Flammenstrom verzehrt zu werden, der aus den Blicken von Oliva hervorsprang.

„Kommen wir auf Beaupre zurück,“ sagte sie, gereizt durch die Unbeweglichkeit des Grafen; „was macht er, wo ist er, der theure Freund?“

Da schaute sie Cagliostro mit einem Reste von Schüchternheit an und erwiderte:

„Ich sagte, ich habe Sie mit ihm vereinigen wollen.“

„Nein, Sie sagten das nicht,“ murmelte sie mit Verachtung; „doch da sie es mir sagen, so nehme ich es für gesagt an. Fahren Sie fort. Warum haben Sie ihn nicht gebracht? Das wäre lieblich gewesen. Er ist frei, er . . .“

„Weil,“ antwortete Cagliostro, ohne sich über diese Ironie zu wundern, „weil Herr von Beaupre, der ist wie Sie, der zu viel Geist besitzt, sich auch eine kleine Angelegenheit mit der Polizei gemacht hat.“

„Auch!“ rief Oliva erbleichend, denn diesmal erkannte sie das Gepräge der Wahrheit.

„Auch,“ wiederholte Cagliostro artig.

„Was hat er gemacht?“ stammelte die junge Frau.

„Einen reizenden Schelmenstreich, ein äußerst geistreiches Stückchen, ich nenne das einen drolligen Einfall; aber die verdrießlichen Leute, Herr von Grosne zum Beispiel, Sie wissen, wie schwerfällig er ist, dieser Herr von Grosne; nun! sie nennen das einen Diebstahl.“

„Ein Diebstahl!“ rief Oliva erschrocken; „mein Gott!“

„Ah! ein hübscher Diebstahl! das beweist, wie viel Geschmach dieser arme Beaufstre für schöne Dinge hat.“

„Nein Herr . . . mein Herr . . . er ist verhaftet?“

„Nein, doch er ist signalisirt.“

„Sie schwören mir, daß er nicht verhaftet ist, daß er keine Gefahr läuft?“

„Ich kann Ihnen wohl schwören, daß er nicht verhaftet ist; was aber den zweiten Punkt betrifft, da bekommen Sie mein Wort nicht. Sie fühlen, mein liebes Kind, daß man, wenn man signalisirt ist, verfolgt oder wenigstens aufgesucht wird, und daß Herr von Beaufstre mit seiner Gestalt, mit seiner Haltung, mit allen seinen wohlbekanntem Eigenschaften, wenn er sich zeigte, sogleich von den Leithunden von Herrn von Grosne gewittert würde. Bedenken Sie ein wenig, welchen Nezzug Herr von Grosne machen würde . . . Sie durch Herrn von Beaufstre, und Herrn von Beaufstre durch Sie festnehmen . . .“

„Oh! ja, ja, er muß sich verbergen! Armer Junge! Ich will mich auch verbergen. Lassen Sie mich aus Frankreich fliehen, mein Herr. Suchen Sie mir diesen Dienst zu leisten; denn sehen Sie, eingeschlossen, erstickt, würde ich hier nicht dem Verlangen widerstehen, eines Tages eine Unvorsichtigkeit zu begehen.“

„Was nennen Sie Unvorsichtigkeit, meine Liebe?“

„Mich zeigen, mir ein wenig Luft geben.“

„Uebertreiben Sie nicht, meine Freundin. Sie sind schon ganz bleich, und Sie werden am Erbe Ihre schöne Gesundheit verlieren. Herr von Beaufstre würde sie nicht mehr lieben. Nein, nehmen Sie so viel Luft, als Sie wollen, bewirthen Sie sich damit, daß Sie einige menschliche Gestalten vorübergehen sehen.“

„Oh! rief Oliva, „nun sind Sie gegen mich aufgebracht, und Sie werden mich auch verlassen. Ich bin Ihnen vielleicht beschwerlich?“

LXI.

Die Gefangene.

Während dieser geistigen Bewegungen der Gräfin, während ihrer Träumerei, ereignete sich eine Scene anderer Art in der Rue Saint-Glaude, dem von Jeanne bewohnten Hause gegenüber.

Herr von Cagliostro hatte, wie man sich erinnert, in das ehemalige Hotel von Balsamo die flüchtige, von der Polizei von Herrn von Crosne verfolgte Oliva einquartiert.

Sehr in Angst, hatte Mlle. Oliva mit Fremden die Gelegenheit, zugleich der Polizei und Beaufire zu entfliehen, angenommen; sie lebte also zurückgezogen, verborgen, zitternd in der geheimnißvollen Wohnung, welche so viele furchtbare Dramen, ach! furchtbarer, als das tragi-komische Abenteuer von Mlle. Nicole Legay, beherbergt hatte.

Cagliostro hatte jede Fürsorge, jede Zuborkommenheit für sie gehabt; es kam der jungen Frau süß vor, von diesem vornehmen Herrn beschützt zu werden, der nichts verlangte, aber viel zu hoffen schien.

Und was hoffte er? das fragte sich umsonst die Klausnerin.

Für Mlle. Oliva war Herr von Cagliostro, der Beaufire gebändigt und über die Polizeienten geflegt hatte, ein rettender Gott. Er war auch ein sehr beliebter Liebhaber, da er respectirte.

Denn die Eitelkeit von Oliva erlaubte ihr nicht, zu glauben, Cagliostro habe eine andere Absicht mit ihr, als sie eines Tages zu seiner Geliebten zu machen.

Es ist eine Tugend für die Frauen, welche keine haben, zu glauben, man könne sie ehrfurchtsvoll lieben. Das Herz ist sehr verwelkt, sehr dürr, sehr todt, das nicht mehr auf die Liebe zählt, und auf die Achtung, welche der Liebe folgt.

Oliva baute Luftschlösser in der Tiefe ihrer Behausung in der Rue Saint-Glaude, chimärische Schlösser, worin, man muß es gestehen, der arme Beaufrre selten seinen Platz fand.

Wenn sie am Morgen, geschmückt mit allen Annehmlichkeiten, womit Gagliostro ihr Ankleidecabinet ausgestattet hatte, die vornehme Dame spielte und die Nuancen der Rolle von Gelimene durchging, lebte sie nur für die Stunde des Tags, zu der Gagliostro zweimal in der Woche kam, um sich zu erkundigen, ob sie das Leben leicht ertrage.

In ihrem schönen Salon, inmitten eines wirklichen Luxus und eines verständigen Luxus, gestand dann die kleine Creatur berauscht sich selbst, Alles in ihrem vergangenen Leben sei Täuschung, Irrthum gewesen; im Widerspruche mit der Behauptung des Moralisten: Die Tugend macht das Glück, sei es das Glück, was unfehlbar die Tugend mache.

Leider fehlte es bei der Zusammensetzung dieses Glücks an einem für seine Dauer unerläßlichen Element.

Oliva war glücklich, aber Oliva langweilte sich.

Bücher, Gemälde, musikalische Instrumente hatten sie nicht hinreichend zerstreut. Die Bücher waren nicht frei genug, oder die, welche es waren, hatte sie zu schnell gelesen. Die Gemälde sind immer dasselbe, wenn man sie einmal angeschaut hat, — Oliva urtheilt, und nicht wir, — und die musikalischen Instrumente haben nur einen Schrei und nie eine Stimme für die unwissende Hand, die ihnen anliegt.

Es ist nicht zu leugnen, Oliva langweilte sich bald grausam bei ihrem Glück, und oft sehnte sie sich unter Thränen nach jenen guten, kleinen, am Fenster in der Rue Dauphine zugebrachten Morgen zurück, da sie, die Straße mit ihren Blicken magnetisirend, den Kopf aller Vorübergehenden sich erheben machte.

Und welche süße Spaziergänge im Quartier Saint-Germain, als, indem der zierliche Pantoffel auf

seinen Absätzen um zwei Zoll einen Fuß von einer wollüstigen Biegung erhöhte, jeder Schritt der Wandlerin ein Triumph war und den Bewunderern einen kleinen Schrei der Angst, wenn er ausglitschte, oder des Verlangens, wenn sich nach dem Fuß das Bein zeigte, entriß.

Das dachte die eingeschlossene Nicole. Allerdings waren die Agenten des Herrn Polizeilieutenants furchtbare Leute, allerdings hatte das Hospital, in dem die Weiber in einer schmutzigen Gefangenschaft ersticken, nicht den Werth der ephemeren und glänzenden Einküferung der Rue Saint-Glaude. Doch wozu würde es dienen, Frau zu sein und das Recht der Frauen zu haben, wenn man nicht zuweilen gegen das Gute aufstünde, um es in Böses zu verwandeln, oder wenigstens in Träume?

Und dann wird halb Alles schwarz für denjenigen, welcher sich langweilt. Nicole bedauerte die Abwesenheit von Beaufre, nachdem sie den Verlust ihrer Freiheit beklagt hatte. Gestehen wir, daß nichts in der Welt die Frauen ändert seit der Zeit, wo die Töchter Judä am Vorabend einer Liebesheirath ihre Jungfräuschaft auf dem Berge beweinten.

Wir sind zu einem Tage der Trauer, der Gereiztheit gelangt, an welchem Oliva, seit zwei Wochen jeder Gesellschaft, jedes Anblicks beraubt, in die traurigste Periode des Uebels der Langweile eintrat.

Nachdem sie Alles erschöpft, da sie es weder wagte, an das Fenster zu treten, noch auszugehen, fing sie an den Appetit des Magens zu verlieren, aber nicht den der Einbildungskraft, der im Gegentheil in demselben Maße sich verdoppelte, in welchem der andere abnahm.

In diesem Augenblick moralischer Aufregung erhielt sie einen an diesem Tage unerwarteten Besuch von Cagliostro.

Er trat, wie dies seine Gewohnheit war, durch

die hintere Thüre des Hotel ein, ging durch den neu angelegten Garten in die Höfe und klopfte an die Läden der Wohnung von Oliva.

Vier Schläge, in bestimmten Zwischenräumen gethan, waren das verabredete Zeichen, daß die junge Frau die Kiegel zurückzog, welche sie als Sicherheit zwischen ihr und einem mit Schlüsseln versehenen Besuche fordern zu müssen geglaubt hatte.

Oliva dachte, die Vorsichtsmaßregeln seien nicht unnöthig, um eine Tugend zu bewahren, die sie bei gewissen Gelegenheiten lästig fand.

Bei dem von Cagliostro gegebenen Signal öffnete sie die Kiegel mit einer Geschwindigkeit, welche für ihr Bedürfniß, eine Unterredung zu haben, zeugte.

Lebhaft wie eine Pariser Grisette, eilte sie den Schritten des edlen Kerkermeisters entgegen, ergriff seine Hände, mehr, um ihn zu kneipen, als um ihn zu lieblosen, und rief mit einer gereizten, heisern, abgestoßenen Stimme:

„Mein Herr, ich langweile mich; erfahren Sie das.“

Cagliostro schaute sie mit einer leichten Kopfbewegung an.

„Sie langweilen sich,“ sagte er, während er die Thüre wieder schloß, „ach! meine Liebe, das ist ein häßliches Uebel.“

„Ich mißfalle mir hier. Ich sterbe hier.“

„Wahrhaftig!“

„Ja, ich habe schlimme Gedanken.“

„La! la!“ machte der Graf, indem er sie besänftigte, wie man einen Pudel besänftigt, „wenn Sie sich nicht behaglich bei mir fühlen, so grollen Sie mir darum nicht zu sehr. Bewahren Sie all Ihren Zorn für den Herrn Polizeikapitän, der Ihr Feind ist.“

„Sie bringen mich in Verzweiflung mit Ihrer Kaltblütigkeit,“ sagte Oliva. „Ein guter Zorn, ein Aufbrausen ist mir lieber, als eine solche Sanftheit;

Sie finden das Mittel, mich zu beruhigen und das macht mich toll vor Wuth."

"Wesuchen Sie, daß Sie ungerecht sind," erwiderte Gagliostro, indem er sich fern von ihr mit jener Affektation von Achtung oder von Gleichgültigkeit niedersetzte, die ihm so gut bei Oliva

"Sie sprechen sehr," sagte Oliva, "Sie gehen. Ihr Leben besteht aus dem die Sie sich wählen; ich begrenzt haben; ich erkläre Ihnen, mein Gerundung ist, wenn er mich

"Sterben! Sie!"
"gehen Sie doch!"

"Ich sage Ihnen, daß Sie sich sehr schlecht gegen mich benehmen; Sie vergessen, daß ich tief, leidenschaftlich einen Liebe."

"Herrn Beaukre?"

"Ja, Beaukre. Ich liebe ihn, sage ich Ihnen. Ich denke, ich habe es Ihnen nie verborgen. Sie konnten sich nicht einbilden, ich würde meinen Herrn Beaukre vergessen?"

"Ich habe es so wenig gedacht, daß ich Ihnen aufbot, um Nachricht von ihm zu erhalten, und ich bringe Ihnen."

"Ah!" machte Oliva.

"Herr von Beaukre," fuhr Gagliostro fort, "ist ein reizender Junge."

"Bei Gott!" rief Oliva, welche nicht sah, wofür man sie führte.

"Jung und hübsch."

"Nicht wahr?"

"Voll Einbildungskraft."

"Voll Feuer . . . Ein wenig brutal gegen mich. Doch . . . wer gut liebt, züchtigt gut."

„Sie sprechen goldene Worte. Sie haben ebenso viel Gemüth, als Geist, ebenso viel Geist, als Schönheit, und ich, der ich das weiß, der ich mich für jede Schönheit der Welt interessire, — das ist eine Manie, — ich habe daran gedacht, Sie Beaufre näher zu bringen.“

„Das war vor einem Monat nicht Ihre Idee,“ sagte Oliva mit einer gezwungenen Miene lächelnd.

„Hören Sie doch, mein liebes Rint, jeder galante Mann, der eine hübsche Person sieht, sucht ihr zu gefallen, wenn er frei ist, wie ich es bin. Sie werden jedoch gestehen, daß, wenn ich Ihnen ein Bischen den Hof gemacht habe, dies nicht lange gedauert, nicht so?“

„Das ist wahr,“ erwiderte Oliva in demselben Ton, „höchstens eine Viertelstunde.“

„Es war sehr natürlich, daß ich abließ, da ich sah, wie sehr Sie Herrn von Beaufre liebten.“

„Oh! spotten Sie meiner nicht.“

„Nein, auf Ehre; Sie haben mir sehr widerstanden.“

„Oh! nicht wahr?“ rief Oliva, entzückt, auf frischer That des Widerstands ertappt worden zu sein. „Ja, gestehen Sie, daß ich widerstanden habe.“

„Das war die Folge Ihrer Liebe,“ bemerkte Cagliostro phlegmatisch.

„Doch die Ihrige,“ entgegnete Oliva, „sie war nicht sehr zähe.“

„Ich bin weder alt genug, noch häßlich genug, noch dumm genug, noch arm genug, um die Weigerungen oder die Chancen einer Niederlage zu ertragen, Mademoiselle; Sie hätten stets Herrn von Beaufre mir vorgezogen, das habe ich gefühlt, und ich habe meinen Entschluß gefaßt.“

„Ah! nein, nein!“ rief die Coquette. „Das herrliche Bündniß, das Sie mir vorgeschlagen, Sie wissen wohl, das Recht, mir den Arm zu geben, mich zu besuchen, mir in allen Ehren den Hof zu machen, war das nicht ein kleiner Rest von Hoffnung?“

Und indem sie diese Worte sprach, versengte die

Treulose mit ihren zu lange müßig gewesenen Augen den Besuch, der sich in der Falle gefangen hatte.

„Ich muß es bekennen,“ erwiderte Cagliostro, „Sie sind von einem Scharfsinne, dem nichts entgeht.“

Und er stellte sich, als schließe er die Augen, um nicht von dem doppelten Flammenstrom verzettelt werden, der aus den Blicken von Oliva hervorsprang.

„Kommen wir auf Beaupre zurück,“ sagte sie reizt durch die Unbeweglichkeit des Grafen; „was ist er, wo ist er, der theure Freund?“

Da schaute sie Cagliostro mit einem Rest Schüchternheit an und erwiderte:

„Ich sagte, ich habe Sie mit ihm vereinigt.“

„Nein, Sie sagten das nicht,“ murmelte sie Verachtung; „doch da Sie es mir sagen, so nehme ich es für gesagt an. Fahren Sie fort. Warum haben Sie ihn nicht gebracht? Das wäre lieblich gewesen. Er ist frei, er . . .“

„Weil,“ antwortete Cagliostro, ohne sich über Ironie zu wundern, „weil Herr von Beaupre, da wie Sie, der zu viel Geist besitzt, sich auch eine Angelegenheit mit der Polizei gemacht hat.“

„Auch!“ rief Oliva erbleichend, denn dies konnte sie das Gepräge der Wahrheit.

„Auch,“ wiederholte Cagliostro artig.

„Was hat er gemacht?“ stammelte die junge

„Einen reizenden Schelmenstreich, ein äusserst geistreiches Stückchen, ich nenne das einen drohenden Einfall; aber die verdrießlichen Leute, Herr von Beaupre zum Beispiel, Sie wissen, wie schwerfällig er ist, Herr von Grosne; nun! Sie nennen das einen Diebstahl.“

„Ein Diebstahl!“ rief Oliva erschrocken; „Gott!“

„Ah! ein hübscher Diebstahl! das beweist, wie viel Geschmach dieser arme Beaufire für schöne Dinge hat.“

„Mein Herr . . . mein Herr . . . er ist verhaftet?“

„Nein, doch er ist signalisirt.“

„Sie schwören mir, daß er nicht verhaftet ist, daß er keine Gefahr läuft?“

„Ich kann Ihnen wohl schwören, daß er nicht verhaftet ist; was aber den zweiten Punkt betrifft, da bekommen Sie mein Wort nicht. Sie fühlen, mein liebes Kind, daß man, wenn man signalisirt ist, verfolgt oder wenigstens aufgesucht wird, und daß Herr von Beaufire mit seiner Gestalt, mit seiner Haltung, mit allen seinen wohlbekanntem Eigenschaften, wenn er sich zeigte, sogleich von den Leithunden von Herrn von Grosne gewittert würde. Bedenken Sie ein wenig, welchen Nezzug Herr von Grosne machen würde . . . Sie durch Herrn von Beaufire, und Herrn von Beaufire durch Sie festnehmen . . .“

„Oh! ja, ja, er muß sich verbergen! Armer Junge! Ich will mich auch verbergen. Lassen Sie mich aus Frankreich fliehen, mein Herr. Suchen Sie mir diesen Dienst zu leisten; denn sehen Sie, eingeschlossen, erstickt, würde ich hier nicht dem Verlangen widerstehen, eines Tages eine Unvorsichtigkeit zu begehen.“

„Was nennen Sie Unvorsichtigkeit, meine Liebe?“

„Mich zeigen, mir ein wenig Luft geben.“

„Uebertreiben Sie nicht, meine Freundin. Sie sind schon ganz bleich, und Sie werden am Erbe Ihre schöne Gesundheit verlieren. Herr von Beaufire würde sie nicht mehr lieben. Nein, nehmen Sie so viel Luft, als Sie wollen, bewirthen Sie sich damit, daß Sie einige menschliche Gestalten vorübergehen sehen.“

„Oh! rief Oliva, „nun sind Sie gegen mich aufgebracht, und Sie werden mich auch verlassen. Ich bin Ihnen vielleicht beschwerlich?“

„Ich! sind Sie toll? Warum sollten Sie mir beschwerlich sein?“ sprach der Graf mit einem eifrigen Ernst.

„Weil . . . ein Mann, der Geschmack für eine Frau hat, ein so bedeutender Mann, wie Sie, ein so schöner Herr, wie Sie es sind, berechtigt ist, in Zorn zu gerathen, Ekel zu bekommen, selbst wenn eine Tolle, wie ich, ihn abweist. Oh! verlassen Sie mich nicht, richten Sie mich nicht zu Grunde, fassen Sie keinen Haß gegen mich, mein Herr!“ rief die junge Frau.

Und eben so erschrocken, als sie coquette gewesen war, schlang sie ihren Arm um den Hals von Cagliostro.

„Arme Kleine!“ sagte dieser, indem er einen feurigen Kuß auf die Stirne von Oliva hauchte, „wie Sie bange hat! Haben Sie keine so abscheuliche Meinung von mir, meine Tochter, Sie liefen Gefahr, ich habe ihnen einen Dienst geleistet; ich hatte Ideen mit Ihnen, ich bin davon zurückgekommen, doch das ist das Ganze. Ich habe Ihnen nicht mehr Haß zu bezeigen, als Sie mir Dankbarkeit zu bieten haben. Ich habe für mich gehandelt, Sie haben für sich gehandelt, wir sind quitt.“

„Oh! mein Herr, wie viel Güte, Welch ein edelmüthiger Mann sind Sie!“

Und Oliva legte zwei Arme statt eines einzigen auf die Schultern von Cagliostro.

Doch dieser schaute sie mit seiner gewöhnlichen Ruhe an und sprach:

„Sie sehen wohl, Oliva, trügen Sie mir nur ihre Liebe an, ich . . .“

„Nun?“ fragte sie ganz roth.

„Trügen Sie mir nun Ihre anbetungswürdige Person an, ich würde sie zurückweisen, so sehr liebe ich es, nur wahre, reine und von allem Interesse freie Gefühle einzulösen. Sie haben mich für interessirt gehalten. Sie sind in Abhängigkeit von mir gerathen. Sie halten sich für verbunden; ich würde glauben, Sie

dankebar, als gefühlvoll, mehr erschrocken,
: bleiben wir, wie wir sind. Ich erfülle in
cht Ihren Wunsch. Ich komme allen ihren
zuvor.“

ließ ihre Armie fallen und entfernte sich be-
müthigt, bethört durch diese Großmuth von
worauf sie nicht gerechnet hatte.

also,“ sagte der Graf, „es ist also abge-
e liebe Oliva, Sie werden mich als Freund
Sie werden alles Zutrauen zu mir haben,
sich meines Hauses, meiner Börse, meines
lenen, und . . .“

ch werde mir sagen, es gebe Menschen auf
welche weit erhaben über allen denjenigen,
abe kennen lernen.“

sprach diese Worte mit einem Zauber und
e, welche einen Zug in diese eiserne Seele
deren Körper man einst Balsamo

Frau ist gut,“ dachte er, „wenn man in
ite berührt hat, welche dem Herzen ent-

ich Oliva nähernd:

diesem Abend an werden Sie den obersten
Hauses bewohnen. Es ist dies eine Woh-
end aus drei als Observatorium angebrach-
n, über dem Boulevard und der Rue Saint-
ie Fenster gehen auf Menilmontant und
Einige Personen werden Sie dort sehen
s sind friedliche Nachbarn, fürchten Sie dies-

Brave Leute ohne Verbindungen, ohne
er das, was Sie sein dürften. Lassen Sie
en sehen, doch ohne daß sie sich aussetzen,
es, ohne daß Sie sich jedem Vorübergehenden
die Rue Saint-Claude wird zuweilen von
von Herrn von Grosne durchforscht; dort
wenigstens Sonne haben.“

Oliva klatschte freudig in ihre Hände.

„Soll ich Sie dahin führen?“ fragte Cagliostro

„Diesen Abend?“

„Gewiß, diesen Abend. Ist Ihnen das lästig?“

Oliva schaute Cagliostro tief an. Eine unstimimte Hoffnung kehrte in ihr Herz oder vielmehr ihren eillen und verborbenen Kopf zurück.

„Gehen wir,“ sagte sie.

Der Graf nahm im Vorzimmer eine Later öffnete selbst mehrere Thüren, stieg, von Oliva gefol eine Treppe hinauf und gelangte zum dritten Et in die von ihm bezeichnete Wohnung. Sie fand d selbe ganz ausgestattet, ganz blühend, ganz wohllic

„Man sollte glauben, ich wäre hier erwartet w den,“ sagte sie.

„Nicht Sie,“ erwiderte der Graf, „sondern i der ich die Aussicht von diesem Pavillon liebe und hier schlafe.“

Der Blick von Oliva nahm die salben, blizent Tinten an, welche oft die Augensterne der Kagen färbi

Ein Wort entstand auf ihren Lippen, Cagliost hielt es durch die Aeußerung zurück:

„Es wird Ihnen an nichts fehlen, Ihre Kammer jungfer wird in einer Viertelstunde bei Ihnen se Gute Nacht, Mademoiselle.“

Und er verschwand, nachdem er eine tiefe, du ein freundliches Lächeln gemilderte Verbeugung gema hatte.

Die arme Gefangene sank, bestürzt, vernichtet, i das in einem zierlichen Alcoven für sie bereit stehet Bett.

„Ich begreife durchaus nichts von dem, was i widerfährt,“ murmelte sie, mit den Augen dem wirkli für sie unbegreiflichen Manne folgend.

LXII.

Das Observatorium.

Oliva legte sich nach dem Abgang der Kammerdienerin, welche ihr Cagliostro schickte, zu Bett.

Sie schlief wenig, die Gedanken aller Art, welche ihrer Unterredung mit dem Grafen entstanden, ihr nur wache Träume, schlastrunkene Bedängstungen; man ist nicht lange Zeit glücklich, wenn man ruhig und zu ruhig ist, nachdem man zu arm oder zu reich gewesen war.

Oliva beklagte Beauffre, sie bewunderte den Mann, den sie nicht begriff, sie hielt ihn nicht für einen Feind, sie hatte ihn nicht im Verdacht der Unemlichkeit. Sie hatte gewaltig bange, von einem Menschen während ihres Schlafes beunruhigt zu werden, das geringste Geräusch des Bodens verursachte bei jeder Romanheldin, welche in dem Nordlande schläft, bekannte Aufregung.

Mit dem Morgenroth entflohen die Schrecknisse, die nicht ohne Reiz waren . . . Wir, die wir uns fürchten, Herrn Beauffre Argwohn einzulößen, können wohl behaupten, daß Nicole die Stunde der vollkommenen Sicherheit nicht ohne einen Rest von Mergers erblickte. Eine unübersehbare Nuance auf dem Pinsel, der nicht unterzeichnet hat: Watteau, die Feder, die nicht unterzeichnet hat: Marivaux Krebillon Sohn.

Im Tage erlaubte sie sich zu schlafen, sie genoß die Wollust, in ihrem duftenden Zimmer die warmen Strahlen der aufgehenden Sonne einzulassen, die Vögel auf der kleinen Terrasse hinlaufen zu hören, wo ihre Flügel mit reizendem Geräusch die Blätter der Rosenstöcke und die Blüthen des spanischen Strauchs streiften.

Und es war spät, sehr spät, da sie aufstand, als zwei bis drei Stunden eines süßen Schlafes auf ihren Augenlidern gelastet hatten, als sie, gewiegt zwischen dem Lärmen der Straße und der weichen Lähmung der Ruhe, sich stark genug fühlte, um wieder die Bewegung zu suchen, zu stark, um müßig und liegend zu bleiben.

Dann lief sie in allen Winkeln ihrer neuen Wohnung umher, in der der unbegreifliche Sylphe, der Unwissende, nicht einmal eine Fallthüre hatte finden können, um mit den Flügeln schlagend um das Bett zu gleiten, und es hatten doch die Sylphen in jener Zeit, dem Grafen von Sabalis sei es gedankt, nichts von ihrem unschuldigen Rufe verloren.

Oliva erschaute die Reichthümer ihrer Wohnung in der Einfachheit des Unvorhergesehenen. Diese Weiberhaushaltung war Anfangs ein Männermobiliar gewesen. Man fand hier Alles, was das Leben geliebt machen kann, man fand hier besonders den hellen Tag und die frische Luft, welche die Kerker in Gärten verwandeln würden, wenn je die Lust und das Licht in ein Gefängniß drängen.

Die kindische, das heißt die vollkommene Freude schildern, mit der Oliva auf die Terrasse lief, sich auf die Platten, mitten unter die Blumen und Moose, legte einer Natter ähnlich, welche aus ihrem Neste kommt, wir würden es sicherlich thun, hätten wir nicht ihr Erstaunen zu malen, so oft ihr eine Bewegung ein neues Schauspiel enthüllte.

Anfangs, wie wir gesagt, liegend, um nicht von Außen gesehen zu werden, betrachtete sie durch das Gitter des Balcon die Gipfel der Bäume auf den Boulevards, die Häuser des Quartier Popincourt, einen nebeligen Ocean, dessen ungleiche Wogen sich zu ihrer Rechten aufthürmten.

Von Sonne übergossen, das Ohr auf das Geräusch der, allerdings etwas spärlich, auf dem Boulevard rol-

nden Wagen gespannt, blieb sie so sehr glücklich zwei Stunden lang. Sie frühstückte sogar Chocolate, die ihre Kammerjungfer ihr vorsezte, und las eine Zeitung, ehe sie daran dachte, auf die Straße zu schauen.

Das war ein gefährliches Vergnügen.

Die Leithunde von Herrn von Crosne, diese menschlichen Hunde, welche die Nasen im Winde jagen, konnten sie sehen. Welch ein furchtbares Erwachen nach einem so süßen Schläfe!

Doch diese horizontale Lage konnte nicht fortwähren, so gut sie war. Nicole erhob sich auf einen Ellenbogen.

Und nun sah sie die Nußbäume von Menilmontant, die großen Bäume des Friedhofs, die Myriaden von Häusern von allen Farben, welche am Abhange des Berges von Charonne bis zu den Chaumont-Hügeln unter grünem Gesträuche oder auf gypsartigem mit Heidekraut und Disteln bekleidetem Gestade emporragten.

Da und dort auf den Wegen, schmalen am Halse der Bergchen wogenden Bändern, auf den Fußpfaden der Weingärten, auf den weißen Straßen, traten kleine lebende Wesen hervor, Bauern auf ihren Eseln trabend, Kinder auf das Feld, das man ausgütete, gebückt, Vinzerinnen die Traube in der Sonne entblößend. Die Ländlichkeit entzückte Nicole, die immer nach der schönen Gegend von Laverney geseufzt hatte, seitdem sie diese Gegend verlassen, um sich nach dem ersehnten Paris zu begeben.

Endlich aber war sie des Landes satt, und da sie eine bequeme und sichere Stellung in ihren Blumen genommen hatte, da sie zu sehen verstand, ohne daß sie Gefahr lief, gesehen zu werden, so senkte sie ihre Blicke von dem Berge nach dem Thal, vom entfernten Horizont zu den Häusern gegenüber.

Überall, das heißt in dem Raume, den drei Häuser umfassen können, fand Olivia die Fenster geschlossen oder wenig geöffnet. Hier drei Stockwerke bewohnt

von alten Rentiers, welche Kästge außen anhängen oder Kagen innen fütterten; dort vier Stockwerke, von denen nur der Auvergnat, der oberste Bewohner, in den Bereich des Gesichts kam... die anderen Miethsleute schienen abwesend, irgendwohin nach dem Lande verreist. Endlich, ein wenig zur Linken, im dritten Hause, gelbe seidene Vorhänge, Blumen, und wie um dieses Wohlbehagen zu meubliren, ein weicher Lehnstuhl, der am Fenster seinen Träumer oder seine Träumerin zu erwarten schien.

Oliva glaubte in diesem Zimmer, dessen schwarze Dunkelheit die Sonne hervorhob, etwas wie einen mit regelmäßigen Bewegungen wandelnden Schatten zu bemerken.

Sie beschränkte hierauf ihre Ungebuld, verbarg sich noch besser, als sie es bis jetzt gethan hatte, rief ihre Kammerjungfer und knüpfte mit ihr ein Gespräch an, um Abwechslung in die Vergnügungen der Einsamkeit durch die der Gesellschaft eines denkenden und besonders sprechenden Geschöpfes zu bringen.

Doch die Kammerjungfer war gegen alle Ueberlieferungen zurückhaltend. Sie wollte wohl ihrer Gebieterin Belleville, Charonne und den Père-Lachaise erklären. Sie sagte die Namen der Kirchen Saint-Ambroise und Saint-Laurent; sie bezeichnete in krummer Linie das Boulevard und seine Neigung zum rechten Ufer der Seine; als aber die Frage auf die Nachbarn fiel, fand die Kammerjungfer kein Wort. Sie kannte dieselben nicht mehr, als ihre Gebieterin.

Das helldunkle Zimmer mit den gelben seidenen Vorhängen wurde Oliva nicht erklärt. Nichts über den wandelnden Schatten, nichts über den Lehnstuhl.

Hatte Oliva nicht die Befriedigung, ihre Nachbarin zum Voraus zu kennen, so konnte sie sich wenigstens versprechen, ihre Bekanntschaft durch sich selbst zu machen. Sie schickte also ihre zu verschwiegene

enerin weg, um sich ohne Zeugen ihrer Forschung zu geben.

Die Gelegenheit ließ nicht auf sich warten. Die Schornsteinen fingen an ihre Thüren zu öffnen, ihre Stiefel dem Mahle zu machen, sich zum Spaziergange auf Place Royale oder auf dem Chemin Vert anzusetzen.

Oliva zählte sie. Es waren sechs, gut assortirt in ihrer Unähnlichkeit, wie es sich für Leute geziemt, die die Rue Saint-Glaude zur Wohnstätte gewählt haben.

Oliva brachte einen Theil des Tages damit zu, daß sie ihre Geberden betrachtete und ihre Gewohnheiten studirte. Sie ließ Alle die Revue passiren, mit Ausnahme des erwähnten Schattens, der, ohne sein Gesicht zu zeigen, sich in den Lehnstuhl beim Fenster besetzen hatte und in eine unbewegliche Träumerei versunken war.

Es war eine Frau. Sie hatte ihren Kopf ihrer Zerkünftlerin überlassen, welche in anderthalb Stunden auf dem Schädel und den Schläfen eines von den babylonischen Gebäuden errichtete, in welche die Mineralien, die Vegetabilien kommen, und worin auch Thiere gekommen wären, hätte sich Leonard hinein gesetzt und hätte eine Frau jener Zeit eingewilligt, daß ihrem Kopfe eine Arche Noah mit ihren Bewohnern zu machen.

Denn als diese Frau frisiert, gepudert, weiß angeputzt und Espizen war, quartierte sie sich wieder in den Lehnstuhl ein, den Kopf getragen von Kissen, welche hart genug waren, daß dieser Theil des Körpers das Gleichgewicht des ganzen Körpers hielt und dem Monumente des Haares unberührt zu bleiben gestattete, ohne eine Angst vor Erdbeben, welche die Grundlage schütterten konnten.

Diese unbewegliche Frau glich jenen indischen aufrechten Sitze gefeiltten Göttern, denn in Folge der Starrheit

des Gedankens rollte das Auge allein in seiner. Eine Schilbwache und ein thätiger Diener, war es nach den Bedürfnissen des Körpers oder den des Geistes allein den Dienst des Jods.

Oliva bemerkte, wie sehr diese Dame, so hübsch war, wie sehr ihr Fuß, auf den Handbeckers gestellt und in einem kleinen Pantoffel von Atlas geschaukelt, zart und reich war. Sie berte die Stundung des Armes und die des Hals den Schnürleib und das Morgengewand zurück.

Was ihr aber ganz besonders auffiel, das war die Tiefe des Stets auf ein unsichtbares, unbestimmtes gespanntes Gedankens; eines so gebieterischen Charakters, daß er den Leib zu völliger Unbeweglichkeit urtheilte, daß er ihn durch seinen Willen vorwärts zu bewegen vermochte. Diese Frau, welche wir erkannt haben, war sie Oliva nicht zu erkennen vermochte, obwohl man könnte sie sehen. Ihren Fenstern gegenüber stand nie ein Fenster geöffnet. Das Hotel von von Cagliostro hatte nie, trotz der Blumen, Nicole gefunden, trotz der Vögel, die sie hatte sehen, irgend Jemand sein Geheimniß entdeckt abgesehen von den Malern, die es wiederhergestellt hatte sich nie ein lebendes Wesen am Fenster lassen.

Um diese Erscheinung zu erklären, dem das gebliche Wohnen von Cagliostro im Pavillon spricht, wird ein Wort genügen. Der Graf hat Wohnung am Abend für Oliva bereiten lassen hätte er sie für sich selbst einrichten heißen. Er sich so zu sagen selbst belogen, so gut waren seine Sinne vollzogen worden.

Die Dame mit der schönen Frisur blieb in ihre Gedanken begraben; Oliva blühte sich einträumend träume die hübsche Person von ihren krenzten Liebchaften.

Sympathie in der Schönheit, Sympathie in

isamkeit, im Alter, in der Langweile, wie viele
nde, um zwei Seelen mit einander zu verknüpfen,
sich vielleicht in Folge der geheimnißvollen, unwider-
lichen und unübersehbaren Combinationen der Ge-
ste suchten.

Seitdem Oliva diese nachsinnende Einsame ge-
en hatte, konnte sie ihr Auge nicht mehr von ihr
machen.

Es lag eine Art von moralischer Reinheit in dieser
ziehung der Frau zur Frau. Diese Zartheiten sind
öhnlicher, als man im Allgemeinen glaubt, unter
unglücklichen Geschöpfen, deren Körper der
auptagent in den Functionen des Lebens gewor-
ist.

Arme Verbannte aus dem geistigen Paradies,
nen sie sich nach den verlorenen Gärten und den
helnden Engeln zurück, die sich unter den mystischen
hatten verbergen.

Oliva glaubte eine Schwester ihrer Seele in der
önen Klausnerin zu sehen. Sie baute einen Roman
lich ihrem Roman auf, denn sie bildete sich ein,
s arme Mädchen, man könne nicht hübsch, elegant
n und in der Rue Saint-Claude verloren wohnen,
ne ein großes Unglück im Grunde seines Lebens oder
re schwere Bangigkeit im Grunde seines Herzens zu
ben.

Als sie ihre romantische Fabel gut von Erz und
samanten geschmiedet hatte, ließ sich Oliva, wie alle
isnahmweisen Naturen, durch ihre Feerei entführen,
nahm Flügel, um im Raum ihrer Gefährtin ent-
gen zu eilen, der sie, in ihrer Ungeduld, hätte Flügel,
le die ihrigen, wachsen sehen mögen.

Doch die Dame mit dem Monument rührte sich
cht, sie schien auf ihrem Stuhle zu schlummern.
wei Stunden waren vergangen, ohne daß sie um
nen Grad aus ihrer Linie gewichen war.

Das Halbband der Königin. III.

Oliva war in
aber für Beaufre-
mend gehabt, das

Des Arleges
Haß übergehend,
Banker; zehnmal
terwelt auf, und
beiden, welche da
von Grogne, wo

Oben der Rue Saint-Glande gegangen wäre, nach
erschaut und zum Gegenstand einer scharfen Um-
fassung gemacht hätte.

Endlich kam Nicole dazu, daß sie sich über
die Dame mit den schönen Flechten habe alle ihre
beiden wohl gesehen, alle ihre Signale wohl beob-
achtet aber sie verachte dieselben; sie sei eitel, oder etwas
einfältig! mit so feinen, geistreichen Augen, mit
so beweglichen Lippen, einer so anmuthigen Gestalt
möglich!

Eitel, ja; eitel, wie es in dieser Zeit eine
vom hohen Adel gegen eine Bürgerliche sein konnte.

Oliva, welche in der Physiognomie der jungen
alle Charaktere der Aristokratie erkannte, schloß
selbst höflich und folglich unmöglich zu bewegen.

Sie verzichtete.

Mit einem reizenden Schmelzen den Rücken
beug, setzte sie sich wieder in die Sonne, blickte
die untergehende Sonne, um in die Gesellschaft
Lauten zurückzukehren, gefälliger Gespielinnen, und
auch adelig, auch herrlich, auch geputzt, auch so
wie die vornehmsten Damen, sich doch berühren,
athmen lassen, und in Wohlgeruch, in Nähe und
bedeutenden Berührungen den Haß des Fremdes ohne
Kuß der Liebe erwiderten.

Nicole bedachte nicht, daß diese vorgebliche
tische Jeanne von Balois, Gräfin von La Roche
die seit dem vorhergehenden Tag einer Bedanken [

le hätte für
des Unterge-
sante hatte,
e Bärtelchen
i sie zehn-
hjel aus dem
telegraphisch
rtzeuge von
boulevard od-

Daß dieser Gedanke zum Zweck hatte, Marie Annette und den Cardinal von Rohan zu verhindern, zu sehen.

Daß ein noch größeres Interesse heischte, daß der Cardinal, während er die Königin abgesehen nicht ehr sah, fest glaubte, er sehe immer, und sich folglich mit dieser Vision begnügt, aufhörte, den wirklichen Anblick zu verlangen.

Ernte Gedanken, sehr gerechte Entschuldigungen für diese Vertiefung einer jungen Frau, daß sie zwei stilles Stunden hindurch den Kopf nicht bewegte.

Hätte Nicole dies Alles gewußt, sie würde sich nicht aus Zorn unter ihre Blumen geflüchtet haben.

Sie hätte nicht, indem sie sich hineinsetzte, vom Balcon einen Topf mit Eschurz gestoßen, der mit dem furchtbaren Lärmen in die öde Straße hinabfiel.

Erschrocken schaute Oliva schnell, welchen Schaden er wohl angerichtet habe.

Die in Gedanken versunkene Dame erwachte beim Geräusch, sah den Topf auf dem Pflaster und stieg von der Wirkung zur Ursache auf, das heißt ihre Augen liegen vom Pflaster der Straße zu der Terrasse des Hauses auf.

Und sie sah Oliva.

Als sie dieselbe sah, stieß sie einen heftigen Schrei aus, einen Schrei des Schreckens, einen Schrei, der mit einer raschen Bewegung ihres ganzen, kurz zuvor noch so steifen und eisigen Körpers endigte.

Die Augen von Oliva und die dieser Dame begegneten sich endlich, befragten sich, durchdrangen einander.

Jeanne rief zuerst:

„Die Königin!“

Dann murmelte sie, indem sie die Hände und die Stirne faltete, ohne daß sie sich zu rühren wagte, aus Furcht, sie könnte die seltsame Erscheinung entfliehen lassen:

„Oh! ich suchte ein Mittel, hier ist es.“

In diesem Augenblick hörte Oliva Geräusch, und sie wandte sich rasch um.

Der Graf war in ihrem Zimmer; er | Austausch des Erkennens bemerkte.

„Sie haben mich gesehen!“ sagte er.
Oliva verließ den Balcon.

LXIII.

Die zwei Nachbarn

Von dem Augenblick an, wo schaut hatten, stellte sich Oliva, die Anmuth ihrer Nachbarin, nichtete sie dieselbe, und indem sie ihren Blumen umwandte, erwie Lächeln jedes Lächeln, das man a

Gagliostro, als er sie besucht lassen, ihr die größte Umficht zu
„Besonders halten Sie nicht hatte er gesagt.

Dieses Wort war wie ein | Haupt von Oliva gefallen, die sie tigung aus den Geberden und Ge machte.

Nicht zur Nachbarschaft hat dieser reizenden Frau zuwenden, zend und so sanft waren, bei eine Verführung enthielt, es hi einen telegraphischen Rosenwechsel das schöne Wetter zu unterhalten, Freundin brechen. Denn die Einbildung Oliva lief bergestalt, das Jeanne schon für | interessanter und theurer Gegenstand war.

Die Duckmäuserin antwortete ihrem Beschützer, er würde sich wohl hüten, ihm ungehorsam zu sein, und nichts unternehmen, um mit der Nachbarschaft in Verbindung zu treten. Doch er war nicht so bald weggegangen, als sie sich so auf dem Balcon einrichtete, daß sie die ganze Aufmerksamkeit ihrer Nachbarin in Anspruch nahm.

Dieser, man kann es wohl glauben, war nichts lieber; denn das erste Entgegenkommen, das man ihr machte, erwiderte sie mit Grüßen und mit Kußhänden.

Oliva entsprach nach ihren besten Kräften diesen lebenswürdigen Zuorkommenheiten, sie bemerkte, daß die Unbekannte das Fenster nicht mehr verließ, und daß sie, immer aufmerksam, um entweder ein Lebewohl zu senden, wenn sie wegging, oder einen guten Morgen, wenn sie zurückkam, alle ihre Liebesfähigkeiten auf dem Balcon von Oliva concentrirt zu haben schien.

Auf einen solchen Zustand der Dinge mußte rasch in Annäherungsversuch folgen.

Man vernehme, was geschah.

Als Gagliostro zwei Tage nachher zu Oliva kam, eklagte er sich über einen Besuch, der im Hotel von einer unbekannten Person gemacht worden sei.

„Wie so?“ fragte Oliva, ein wenig erröthend.

„Ja,“ erwiderte der Graf, „eine sehr hübsche, unge, elegante Dame ist erschienen und hat mit einem Bedienten gesprochen, den sie durch ihr beharrliches Läuten herbeigezogen. Sie fragte diesen Menschen, wer die junge Person sein möchte, die den Pavillon des dritten Stockes, Ihre Wohnung, meine Theure, inne hätte. Diese Frau bezeichnete sicherlich Sie. Sie sollte Sie sehen. Sie kennt Sie also; sie hat Absichten auf Sie; Sie sind also entdeckt? Nehmen Sie sich in Acht, die Polizei hat weibliche Spione, wie männliche Agenten, und ich sage Ihnen zum Voraus,

daß ich es Herrn von Grosne nicht abschlagen kann, Sie herauszugeben, wenn er Sie von mir fordert.“

Oliva, statt zu erschrecken, erkannte schnell das Bild ihrer Nachbarin. Sie wußte ihr unendlich Dank für ihre Zuversicherung, und entschloß sich, ihr Noth durch alle in ihrer Gewalt stehenden Mittel zu beweisen, verstellte sie sich vor dem Grafen.

„Sie zittern nicht,“ sagte Gagliostro.

„Niemand hat mich gesehen,“ erwiderte Nicola.

„Also wollte man nicht Sie besuchen?“

„Ich denke nicht.“

„Doch, um zu errathen, daß eine Frau in diesem Pavillon... Ah! nehmen Sie sich in Acht, nehmen Sie sich in Acht.“

„Ei! Herr Graf,“ entgegnete Oliva, „wie könnte ich fürchten? Hat man mich gesehen, was ich nicht glaube, so wird man mich nicht mehr sehen, und wenn man mich sähe, so wäre es von fern, denn nicht wahr, das Haus ist undurchdringlich?“

„Undurchdringlich, ganz richtig Graf,“ denn wenn man nicht die Thür, was nicht sehr bequem ist, oder die Wand mit einem Schlüssel, wie der mein nicht leicht ist, insofern ich ihn habe...“

Bei diesen Worten zeigte er ihr zum Eintritt durch die hintere

„Da ich aber,“ fuhr er fort, „da ich bei habe, Sie in's Verderben zu rücken! Schlüssel Niemand leihen, und da ich daraus erwächse, daß Sie in die Gasse Grosne fliehen, so werden Sie Ihre Kletterer lassen. Sie sind also gewarnt, rüsten Sie Ihre Sache so ein beliebt.“

Oliva ergoß sich in Betheuerung, beeilte sich, den Grafen zur Thüre

was ihr nicht schwer wurde, da er nicht zu beharrlich zu bleiben suchte.

Am andern Morgen war sie von sechs Uhr an auf dem Balcon; sie athmete die reine Luft der benachbarten Hügel ein und schoß neugierige Blicke nach den geschlossenen Fenstern ihrer artigen Freundin.

Diese, welche gewöhnlich erst gegen elf Uhr erwachte, zeigte sich, sobald Oliva erschien. Es war sogar, als lauerte sie hinter den Vorhängen auf die Gelegenheit, sich sehen zu lassen.

Die zwei Frauen grüßten sich, und Jeanne legte sich vor ihr Fenster hinaus und schaute nach allen Seiten, ob sie Jemand hören könnte.

Niemand erschien. Nicht nur die Straße, sondern auch die Fenster der Häuser waren verlassen.

Sie hielt nun ihre beiden Hände in Form eines Sprachrohres vor ihren Mund und sagte mit einer vibrirenden und getragenen Betonung, welche kein Schreien ist, aber weiter geht, als der Schall der Stimme, zu Oliva:

„Ich wollte Sie besuchen, Madame.“

„St!“ machte Oliva, indem sie erschrocken zurückwich.

Und sie legte einen Finger auf ihre Lippen.

Jeanne tauchte ihrerseits hinter ihre Vorhänge, im Glauben, es sei eine indiscrete Person zugegen; doch sogleich erschien sie wieder, beruhigt durch das Lächeln von Nicole.

„Man kann Sie also nicht besuchen?“ fragte sie.

„Leider nein!“ antwortete Oliva mit der Geberde.

„Warten Sie,“ sagte Jeanne. „Kann man Briefe in Sie richten?“

„Oh! nein,“ rief Oliva erschrocken.

Jeanne dachte einige Augenblicke nach.

„Oliva, um ihr für ihre zarte Theilnahme zu danken, sandte ihr einen reizenden Kuß zu, den Jeanne

ppelt zurückgab; wonach sie ihr Fenster schloß und
ging.

Oliva sagte sich, ihre Freundin habe ein neues
Mittel gefunden, das Schaffen ihrer Einbildungskraft
aber sich in ihrem letzten Blicke offenbart.

Jeanne kehrte in der That nach zwei Stunden zu-
rück; die Sonne strahlte in ihrer ganzen Kraft; das
Pflaster der Straße glühte wie der Sand Spaniens
während des Fuego.

Oliva sah ihre Nachbarin an ihrem Fenster mit
einer Armbrust erscheinen. Jeanne bedeutete ihr lachend
durch ein Zeichen, sie möge auf die Seite treten.

Oliva gehorchte, wie ihre Gefährtin lachend, und
flüchtete sich hinter ihren Laden.

Jeanne zielte sorgfältig und schoß eine kleine bleierne
Kugel ab, welche leider, stat. über den Balcon zu
fliegen, an einer der eisernen Stangen anprallte und
auf die Straße fiel.

Oliva stieß einen Schrei des Verdrusses aus
Jeanne zuckte zornig die Achseln, suchte einen Mome
ihr Wurfgeschloß auf der Straße und verschwand dan
auf einige Minuten.

Oliva schaute, vorgebeugt, vom Balcon hina
eine Art von Lumpensammler ging rechts und li
suchend vorüber: sah er oder sah er nicht die Ku
in der Gasse? Oliva wußte es nicht; sie verbarg
um selbst nicht gesehen zu werden.

Der zweite Versuch von Jeanne war glückli

Ihre Armbrust schlenderte getren über den Ba
in das Zimmer von Nicole eine zweite Kugel,
welche ein in folgenden Worten abgefaßtes Billet
wickelt war:

„Sie interessieren mich, schönste Dame. Ich
Sie reizend und liebe Sie nur, daß ich Sie ge
Sie sind also eine Gefangene? Wissen Sie, d
es vergebens versucht habe, Sie zu besuchen?
der Zauberer, der Sie mit scharfen Augen b

nich Ihnen nähern lassen, daß ich Ihnen sagen
 1, was ich an Sympathie für ein armes Opfer der
 anei der Männer empfinde?

„Ich habe, wie Sie, die Einbildungskraft, um
 ien Freundschaften zu dienen. Wollen Sie meine
 indin sein? Es scheint, Sie können nicht aus-
 n; doch Sie können ohne Zweifel schreiben, und
 ch ausgehe, wann ich will, warten Sie, bis ich
 r ihrem Balcon vorüberkomme, und werfen Sie mir
 : Antwort zu.

„Würde das Spiel mit der Armbrust gefährlich
 man entdeckte es, so wählen wir ein Mittel, leichter
 orrespondiren. Lassen Sie von Ihrem Balcon in
 Abenddämmerung einen Knäuel Bindfaden herab-
 zen; befestigen Sie Ihr Billet daran, ich werde dann
 meinige daran knüpfen, das Sie hinaufziehen
 en, ohne gesehen zu werden.

„Bedenken Sie, daß ich, wenn Ihre Augen keine
 ier sind, ein wenig auf die Zuneigung zähle, die
 mir eingestößt haben, und daß wir Beide das
 tall bestiegen werden.

„Ihre Freundin.“

„N. S. Haben Sie Jemand mein erstes Billet auf-
 n sehen?“

Jeanne unterzeichnete nicht; sie hatte sogar ihre
 dschrift gänzlich verstellt.

Oliva bebte vor Freude, als sie dieses Billet er-
 t. Sie antwortete mit folgenden Zeilen:

„Ich liebe Sie, wie Sie mich lieben. Ich bin
 er That ein Opfer der Bosheit der Männer. Doch
 enige, welcher mich hier zurückhält, ist ein Bes-
 ser und kein Tyrann. Er besucht mich insgeheim
 nal des Tags. Ich erkläre Ihnen dies Alles später.
 ! Heraufziehen des Billets am Ende eines Fadens
 nir lieber, als die Armbrust.

„Ach! nein, ich kann nicht ausgehen: ich bin unter
 loß und Riegel, doch das ist zu meinem Besten.

h! wie viele Dinge hätte ich Ihnen zu sagen, wäre ich je so glücklich, mit Ihnen zu plaudern. Es gibt so viele Einzelheiten, die man nicht schreiben kann.

„Ihr erstes Billet ist von Niemand aufgehoben worden, wenn nicht von einem schmutzigen Lumpensammler, der vorüberging, doch solche Leute können nicht lesen, und für sie ist Blei Blei.“

Ihre Freundin

Oliva Legay.

Oliva unterzeichnete mit allen ihren Kräften.

Sie machte der Gräfin das Zeichen des Abwickelns eines Fadens. Sie wartete dann, bis der Abend kam, und ließ den Knäuel auf die Straße hinabrollen.

Jeanne war unter dem Balcon, ergriff den Faden und nahm das Billet ab, lauter Bewegungen, welche ihre Correspondentin an dem Faden, der als Leiter diente, bemerkte, und kehrte in ihr Haus zurück, um zu lesen.

Nach einer halben Stunde knüpfte sie an die beglückende Schnur ein Billet folgenden Inhalts:

„Man thut Alles, was man will . . . Sie werden nicht unablässig bewacht, da ich Sie immer allein sehe . . . Sie müssen also alle Freiheit haben, die Leute zu empfangen, oder vielmehr selbst auszugeben. Wie wird Ihr Haus geschlossen? mit einem Schlüssel. Wer hat diesen Schlüssel? nicht wahr, der Mann, der Sie besucht? Bewacht er diesen Schlüssel so hartnäckig, daß Sie ihn nicht entwenden oder einen Abdruck davon nehmen können? . . . Es handelt sich nicht darum Böses zu thun, sondern Ihnen einige Stunden Freiheit, süße Spaziergänge am Arme einer Freundin zu verschaffen, die Sie über all Ihr Unglück tröstet und Ihnen mehr geben wird, als Sie verloren hat.“

Es handelt sich sogar, wenn Sie durchaus wollen, die gänzliche Freiheit. Wir wollen diesen Gegenstand bei der ersten Zusammenkunft, die wir haben werden, in allen seinen Einzelheiten verhandeln.“

Oliva verschlang dieses Billet. Sie fühlte das
 der Unabhängigkeit zu ihrer Wange, die Wollust
 erbotenen Frucht zu ihrem Herzen emporsteigen.
 Sie hatte bemerkt, daß der Graf, so oft er zu
 trat, wobei er ihr bald ein Buch, bald ein
 brachte, seine Blendlaterne auf ein Arbeitetisch-
 stellte und seinen Schlüssel auf die Laterne legte.
 Sie hielt zum Voraus ein Stück geknetetes Wachs
 , mit dem sie den Abdruck seines Schlüssels bei
 ersten Besuche von Casliostro nahm.

Dieser wandte nicht ein einziges Mal den Kopf
 während sie diese Operation bewerkstelligte, schaute
 dem Ba'con die neu erschlossenen Blumen an.
 konnte also ohne Wissen ihr Vorhaben durch-

Als der Graf weggegangen war, ließ Oliva in
 Schachtel den Abdruck des Schlüssels hinab, den
 er mit einem kleinen Billet empfing.

Und schon am andern Tag gegen Mittag schleu-
 die Armbrust, ein außerordentliches und hurtiges
 , das gegen die Correspondenz mit dem Faden
 ar, was der Telegraph gegen den Courier zu
 ist, schleuderte, sagen wir, die Armbrust ein
 befestigtes Billet:

Meine Theuerste, heute Abend um elf Uhr, wenn
 er weggegangen sein wird, kommen Sie herab; Sie
 die Kiegel zurück und befinden sich in den Armen
 en, welche sich nennt Ihre zärtliche Freundin.“
 Oliva bebte vor Freude mehr, als sie es je bei
 erlichsten Billets von Gilbert im Frühling der
 Liebe und der ersten Rendezvous gethan.

Sie ging um elf Uhr hinab, ohne daß sie irgend
 Argwohn bei dem Grafen bemerkt hatte. Sie
 unten Jeanne, die sie zärtlich in die Arme schloß,
 en auf dem Boulevard stehenden Wagen steigen
 und ganz betäubt, ganz bebend, ganz berauscht,
 sie mit ihrer Freundin eine Spazierfahrt von

zwei Stunden, während welcher Geheimnisse, Ränke, Entwürfe für die Zukunft ohne Unterlaß zwischen den zwei Gefährtinnen ausgetauscht wurden.

Jeanne rieth zuerst Oliva, nach Hause zurückzukehren, um keinen Verdacht bei ihrem Beschützer zu erregen. Sie hatte erfahren, daß dieser Beschützer Cagliostro war. Sie fürchtete den erhabenen Geist dieses Mannes und sah nur Sicherheit für ihre Pläne im tiefsten Geheimniß.

Oliva hatte sich ohne Rückhalt erschlossen; Beaufre, die Polizei, sie hatte Alles gestanden.

Jeanne gab sich für ein, ohne Wissen seiner Familie, mit einem Geliebten lebendes Fräulein aus.

Die Eine wußte Alles, die Andere wußte gar nichts: so war die beschränkte Freundschaft zwischen diesen zwei Frauen beschaffen.

Von diesem Tage an hätten sie weder die Armbrust, noch den Faden mehr nöthig. Jeanne hatte ihren Schlüssel. Sie ließ Oliva nach ihrer Tanne herabkommen.

Ein feines Abendbrod, eine geheime Spazierfahrt waren die Köder, an denen sich Oliva immer fangen ließ.

„Entdeckt Herr von Cagliostro nichts?“ fragte Jeanne zuweilen ängstlich.

„Er! in der That, wenn ich es ihm sagte, er würde es mir nicht glauben wollen,“ erwiderte Oliva.

Acht Tage machten aus diesen nächtlichen Abweichungen eine Gewohnheit, ein Bedürfniß und mehr noch, ein Vergnügen. Nach Verlauf von acht Tagen fand sich der Name von Jeanne noch viel öfter auf den Lippen von Oliva, als sich je der von Gilbert und der von Beaufre darauf gefunden hatten.

LXIV.

Das Rendezvous.

Raum war Herr von Charny auf seinen Gütern angekommen, kaum hatte er sich nach den ersten Besuchen in seine Wohnung eingeschlossen, als ihm der Arzt Niemand mehr zu empfangen und das Zimmer zu hüten verordnete, was mit einer solchen Strenge ausgeführt wurde, daß nicht ein Bewohner des Kantons den Helden des Seetreffens mehr erblickte, welches so viel Lärmen durch ganz Frankreich gemacht hatte, während alle junge Mädchen ihn zu sehen suchten, weil er anerkannt tapfer war und man ihn schön nannte.

Charny war indessen nicht so krank an Körper, als man glaubte. Er hatte nur ein Uebel im Herzen und im Kopf, und guter Gott! welch ein Uebel . . . einen scharfen, unablässigen, unbarmherzigen Schmerz, den Schmerz einer Erinnerung, welcher brannte, den Schmerz eines Beklagens, welcher zerriß.

Die Liebe ist nur ein Heimweh: der Abwesende beweint ein ideales Paradies, statt ein materielles Vaterland zu beweinen.

Herr von Charny hielt es nicht drei Tage aus. Wüthend, alle seine Träume durch die Unmöglichkeit zu nichte gemacht zu sehen, ließ er die von uns erwähnte Verordnung des Arztes den ganzen Kanton durchlaufen; dann übertrug Olivier die Bewachung seiner Thüren einem erprobten Diener und ritt in der Nacht aus seinem Schlosse auf einem sehr sanften und sehr raschen Pferde weg. Nach acht Stunden war er in Versailles, wo er ein kleines Haus hinter dem Park durch die Vermittelung seines Kammerdieners miethete.

Dieses Haus, das seit dem tragischen Tod von einem von den adeligen Jägermeistern, der sich den

Hals abgeschnitten, verlassen war, sagte Charny vorzüglich zu, denn er wollte sich hier mehr verbergen, als auf seinen Gütern.

Es war anständig ausgestattet, hatte zwei Thüren, von denen die eine auf eine öde Straße, die andere auf die Rundallee des Parks ging, und von den Fenstern gegen Süden konnte Charny in die Hagenbuchenalleen schauen, denn die Fenster, deren Läden sich umgeben von Weinreben und Epheu öffneten, waren nur Thüren eines für Jeden, der in den königlichen Park hätte springen wollen, etwas erhabenen Erdgeschosses.

Diese damals schon etwas seltene Nachbarschaft war das Privilegium, das man einem Jagdinspector gegeben hatte, damit er ohne Mühe das Damwild und die Fasanen Seiner Majestät bewachen konnte.

Man stellte sich, wenn man nur diese heiter von einem kräftigen Grün umrahmten Fenster sah, den schwermüthigen Jägermeister vor, wie er sich an einem Herbstabend mit den Ellenbogen auf das in der Mitte stützte, während die Hirschkühe ihre schlanken Beine auf dem dürren Laub krachen ließen und auf dem von Bäumen umschlossenen Rasen unter einem falben Strahl der untergehenden Sonne spielten.

Diese Einsamkeit gefiel Charny vor allem Anderem. Ob dies Liebe für die Landschaft war, werden wir bald sehen.

Sobald er eingerichtet, sobald Alles gut verschlossen war und sein Bedienter die ehrerbietige Neugierde der Nachbarschaft getilgt hatte, fing Charny, vergeß wie er vergaß, ein Leben an, das schon in der That Jeden beben machen wird, welcher in seinem Erwallen geliebt oder von der Liebe hat sprechen hören.

In weniger als vierzehn Tagen kannte er Gewohnheiten des Schlosses, die der Wachen, er kannte die Stunden, zu denen der Vogel aus den Ästen trinkt, zu denen der scheue Damhirsch den scheuen vorstreckend vorüberzieht. Er wußte die guten St

Ubergänge der Königin oder ihrer Damen, den
d der Runden, er lebte mit einem Wort von
denjenigen, welche in diesem Trianon, dem
einer wahnsinnigen Anbetungen, lebten.

die Jahreszeit schön war, da die milden, duf-
ächte mehr Freiheit seinen Augen und mehr
nte Träumerei seiner Seele gaben, so brachte
Theil derselben unter den Jasminen seines
zu, lauschte auf die entferntesten Geräusche,
om Balaste kamen, und folgte durch die Doff-
m Blätterwerk dem Spiel der bis zur Stunde
afengehens in Bewegung gesetzten Lichter.

o genügte ihm das Fenster nicht mehr. Er
entfernt von diesem Geräusch und diesen Licht-
icher, zu dieser Stunde Niemand zu begegnen,
nden, nicht Wachen, sprang er von seinem
if den Rasen hinab und suchte die köstliche,
jrliche Wollust, bis an den Saum des Ge-
gehen, auf die Grenze, welche den dichten
vom glänzenden Mondschein trennt, um von
Silhouetten zu befragen, welche schwarz und
ater den weißen Vorhängen der Königin hin-

diese Art sah er sie alle Tage, ohne daß sie

erkannte sie auf eine Viertelmeile, wenn sie,
n Damen oder mit einem ihr befreundeten
wandelnd, mit ihrem chinesischen Sonnen-
telte, der ihren großen, mit Blumen verzierten
rüßte.

Gang, keine Haltung konnte ihn täuschen.
alle Kleider der Königin auswendig und
itten unter den Blättern den großen grünen
f mit Bändern von einem gewässerten Schwarz,
arch eine keusch verführerische Körperbewegung
eß.

wenn die Erscheinung verschwunden war, wenn

der Abend, die Spazi
den Statuen des Säul
dieses geliebten Scha
kam Charny zu seiner
fern durch eine Oeffn
gewußt hatte, das gl
Königin, hernach das
lebte er von der Uchi
er von der Bewegung
hatte.

Eines Abends,
war, als er zwei St
an die abwesenden S
von den Sternen sa
auf den Cyhenblättern
im Begriff, sein Gen
zu begeben; da klir
schüchtern an sein D
lungsposten zurück un

Die Stunde war
in den von Versailles
wunderte sich, daß e
nicht gewöhnt war.

Dieses widerspät
dens vom Park, un
vom Hause von Oliv
etwa an großen Jagd
zulassen.

Charny bemerkte
nicht sprachen; sie s
Alle, die sich unter
beizog.

Die Baumstämm
verkleideten hinreich
ke im Vorübergehen

Ueberdies bückte
Kopf und beschleunig

verworren im Schatten. Nur erkannte er am Rauschen flatternden Röcke zwei Frauen, deren seidene Mäntel an den Zweigen hinstreiften.

Diese Frauen, indem sie sich um die große, dem Fenster Charny gegenüber liegende Allee wandten, wurden vom freistehenden Mondstrahl umhüllt, und Charny hätte fast einen Schrei freudigen Erstaunens ausgestoßen, er die Haltung und den Kopfschmuck von Marie Annette, sowie den untern Theil ihres Gesichtes trotz düsteren Reflexes vom Schilde des Hutes erkannte. Sie hielt eine schöne Rose in der Hand.

Mit bebendem Herzen ließ sich Charny von seinem Fenster herab in den Park gleiten. Er lief auf dem Rasen, um kein Geräusch zu machen, verbarg sich dabei unter den dicksten Bäumen, und folgte mit dem Blick den zwei Frauen, welche jede Minute langsamer gingen.

Was sollte er thun? Die Königin hatte eine Begleiterin; sie lief keine Gefahr. Oh! warum war sie nicht allein! er hätte den Foltern getroßt, um sich ihr zu nähern und auf den Knien zu ihr zu sagen: Ich liebe Sie! Oh! warum war sie nicht von einer ungeheuren Gefahr bedroht, er hätte sein Leben hingeworfen, um dieses kostbare Leben zu retten!

Während er, tausend tolle Zärtlichkeiten träumend, dies Alles dachte, standen die zwei Wandlerinnen plötzlich stille; die Eine, die Kleinere, sagte ein paar Worte zu ihrer Gefährtin und verließ sie.

Die Königin blieb allein; man sah die andere rasch ihren Gang gegen ein Ziel beschleunigen, das Charny noch nicht errieth. Die Königin, welche mit dem kleinen Fuß auf den Sand klopfte, lehnte sich an einem Baum an und hüllte sich so in ihre Mäntel, daß sie sogar den Kopf mit der Kapuze bedeckte, ohne einen Augenblick zuvor in weiten seidnen Falten über ihren Schultern wogte.

Als sie Charny allein und so träumerisch sah, Das Halbband der Königin. III. 8

arum hatte er verborgen erwartet? Warum hatte die Königin durch ihre Begleiterin holen lassen, selbst zu ihm zu gehen?

Charny hätte beinahe den Kopf verloren. Er erinnerte sich indessen, daß sich die Königin mit geheimnisvoller Politik beschäftigte, daß sie oft Intriguen mit deutschen Höfen anknüpfte, Verbindungen, auf welche der König eifersüchtig war und die er strenge bot.

Vielleicht war dieser mysteriöse Cavalier ein Courrier aus Berlin oder Schönbrunn, ein adeliger Herr, der eine geheime Botschaft überbrachte, eine von den politischen Figuren, wie Ludwig XVI. keine mehr in Versailles sehen wollte, seitdem der Kaiser Joseph II. Frankreich einen Kursus der Philosophie und der politischen Politik zum Nutzen seines Schwagers, des erchräftlichsten Königs zu machen sich erlaubt hatte.

Der Eisbinde ähnlich, welche der Arzt auf eine mit Fieber glühende Stirne anwendet, erquickte diese die Olivier, den armen Olivier, gab ihm den Verstand wieder und beschwichtigte das Delirium seines kranken Zornes. Die Königin beobachtete übrigens eine Haltung voll Anstand und sogar voll Würde.

Drei Schritte entfernt stehend, unruhig, aufmerksam, lauernd, wie die Freundinnen oder die Duennen bei den Partien von zwei männlichen und zwei weiblichen Personen von Watteau, störte die Begleiterin durch ihre diensteifrige Angst Herrn von Charny in seinem ganz keuschen Bistren. Doch es ist ebenso gefährlich, bei politischen Rendezvous ertappt zu werden, als es beschämend ist, bei Liebesrendezvous ertappt zu werden. Und nichts gleicht mehr einem Verliebten, als ein Verschwörer. Beide haben denselben Mantel, dieselbe Empfindlichkeit des Ohrs, dieselbe Unsicherheit: Weine.

Charny hatte nicht viel Zeit, diesen Betrachtungen nachzuhängen. Die Begleiterin verließ ihre Stellung

und durchbrach das Gespräch. eine Bewegung, als wollte er erbleib ohne Zweifel seinen Absicht. Charny versteckte sich hinter Sicherlich würde die Gruppe, in in Brücken an ihm vorüberkon zurückhalten, die Quomen und Woch, sei es der Erde, sei es brücken, dies war das Einzige, was blieb.

In diesem Augenblick glaubt von heller Ruance an der Königl gleiten zu sehen; der Cavalier bis zum Grase, erhob sich dann furchtsvollen Bewegung und entließigkeit seines Abgangs ließe sich bezeichnen.

Doch er wurde in seinem Interin der Königin aufgehalten, kleinen Schrei zurückrief und ihn hatte, mit halber Stimme das A

Warten Sie!"

Es war ein sehr gehorsamer Cavalier, denn er blieb auf der Stelle stehen und wartete.

Charny sah nun die zwei Frauen, einander am Arm haltend, zwei Schritte von seinem Vorsteck vorbeigehen; die durch den Hauch der Königin bewegte Luft machte die Pflanzenstiele des Rasen beinahe unter den Händen von Charny wogen.

Er fühlte den Wohlgeruch, den er bei der Königin anzubeten gewohnt war: Eisenkraut mit Roseda vermischt — eine doppelte Trankheit für seine Sinne und seine Erinnerung.

Die Frauen gingen vorüber und verschwanden.

Dann, nach einigen Minuten, kam der Unbekannte um den sich der junge Mann während des ganzen Vorgangs der Königin bis zur Thüre nicht mehr bekümmert hatte;

küßte mit Leidenschaft, mit Wahnsinn eine ganz
rische, balsamische Rose, welche sicherlich diejenige
war, deren Schönheit Charny bemerkt hatte, als die
Königin in den Park eintrat, und die er so eben den
Händen seiner Fürstin hatte entfallen sehen.

Eine Rose, ein Kuß auf diese Rose! Handelte
er sich um Botschaft und Staatsgeheimnisse?

Charny wäre beinahe von Sinnen gekommen. Er
war im Begriff, auf diesen Menschen loszustürzen und
um die Blume zu entreißen, als die Begleiterin der
Königin wiedererschien und dem Unbekannten zurief:

„Kommen Sie, Monseigneur.“

Charny glaubte, ein Prinz von Geblüt sei gegen-
wärtig, und lehnte sich an einem Baume an, um nicht
alldort auf den Rasen zu sinken.

Der Unbekannte eilte auf die Seite, woher die
Stimme kam, und verschwand mit der Dame.

LXV.

Die Hand der Königin.

Als Charny, von diesem furchtbaren Schlag ganz
ermalmert, in seine Wohnung zurückgekehrt war, fand
er keine Kräfte mehr gegen das neue Unglück, das ihn
traf.

So hatte ihn die Vorsehung nach Versailles zu-
rückgeführt, ihm dieses kostbare Versteck gegeben, einzig
und allein, um seiner Eifersucht zu dienen und ihn
entweder von der Königin mit Hintansetzung aller ehelichen
Pflichten, aller königlichen Würde, aller Liebestreue
begangenen Verbrechen auf die Spur zu bringen.

Es ließ sich nicht bezweifeln, der so im Parke
empfangene Mann war ein neuer Liebhaber. Im Fieber

der Nacht, im Delirium |
 Charny vergebens zu |
 Rose erhalten, sei ein |
 nur ein Pfand geheimer |
 zu sehr gefährlichen Br

Nichts konnte gegen |
 gewinnen. Es blieb be |
 übrig, als sein eigenes |
 zu fragen, warum er |
 Unglücks so völlig leiden

Mit ein wenig Ma |
 als den Instinct zu begr |
 horten hatte.

In den heftigsten |
 Handlung augenblicklich |
 lichen Natur hervor, un |
 puls gegeben hat, ist ni |
 mensetzung der Gewohn |
 ihren höchsten Grad von |
 lichkeit getrieben. Gatte |
 war dies der Fall, weil |
 Fürstin nichts angingen, |
 gend, seine Liebe zeigte, |
 mitirend, sich verrieth, |
 ist eine schlechte Stellu |
 überweisen will.

Hätte er nicht gehandelt, so war dies der |
 weil er, um einen mit dem königlichen Ver |
 geehrten Mann anzugehen, Gefahr laufen mußte, |
 einen gehässigen, abgeschmackten Streit, in eine |
 von Hinterhalt zu verfallen, was die Abstin |
 verziehen hätte.

Das Wort Konseigneur, am Ende von der ge |
 ligen Begleiterin hingeschleudert, war ferner gleich |
 eine heilsame, wenn auch späte Warnung, welche Cha |
 indem sie ihm gerade in seiner größten Noth |
 Augen öffnete, gerettet hatte. Was wäre aus

geworden, wenn er, den Degen gegen diesen Mann in der Hand, ihn hätte Monseigneur nennen hören? Und welches Gewicht nahm nicht sein Fehler an, indem es von einer so großen Höhe herabfiel?

Dies waren die Gedanken, welche Charny während der ganzen Nacht und der ersten Hälfte des folgenden Tages in Anspruch nahmen. Sobald die Mittagstunde geschlagen hatte, war der vorhergehende Tag nichts mehr für ihn. Es blieb nur noch die fieberhafte, verzehrende Erwartung der kommenden Nacht, während welcher vielleicht andere Offenbarungen erscheinen würden.

Mit welcher Bangigkeit stellte sich der arme Charny an das Fenster, das, der einzige Aufenthalt, der unüberschreitbare Rahmen seines Lebens geworden war. Betrachtete man ihn unter den Weinranken, hinter den im Laden angebrachten Löchern, denn er befürchtete, sehen zu lassen, daß dieses Haus bewohnt war, betrachtete man ihn in diesem Biered von Eichenholz und grünem Laubwerk, hätte man nicht glauben sollen, es wäre eines von den alten Portraits verborgen unter den Vorhängen, welche den Ahnen in den alten Herrenhäusern die fromme Sorge der Familien zuwirft?

Es kam der Abend und brachte unserem glühenden Jüngling die düsteren Wünsche und die tollen Gedanken.

Die gewöhnlichen Geräusche schienen ihm neue Bedeutungen zu haben. Er erblickte in der Ferne die Königin, welche mit einigen Fackeln, die man ihr antrug, über die Freitreppe schritt. Die Haltung der Königin kam ihm nachdenkend, unsicher, ganz bewegt der Aufregung der Nacht vor.

Allmählig erloschen alle Lichter vom Dienste. Der Jüngling füllte sich mit Stillschweigen und Kühle. Sollte nicht glauben, die Bäume, welche sich bei Tage öffnen, zu strogen, um den Blicken zu gefallen und Vorübergehenden zu lieblosen, arbeiten in der Nacht, wenn Niemand sie sieht und Niemand sie berührt,

an bei
 rühe
 Plan
 U
 König
 I
 gedro
 des F
 und g
 selbst,
 Kiesel
 y
 U

Mal
 tiefelt
 dieser
 wären
 nehme
 sich zu
 sich bi
 I
 nigia
 vom v
 F

Marie

Eine Todesblässe überkrönte die Wangen Olivier, als er die zwei Damen in der Kleidung vorhergehenden Nacht erblickte.

„Wie muß sie verliebt sein!“ murmelte er.

Die zwei Damen machten dasselbe Manöver, wie sie am Tage vorher gemacht hatten, und gingen nun unter den Fenstern von Ghorny vorüber.

Er sprang wie am vorhergehenden Tage hin, so bald sie fern genug waren, daß sie ihn nicht mehr hören konnten, und während er hinter jedem ein weiden Baum ging, schwur er sich, King, Karl, und

finblich zu sein; nicht zu vergessen, daß er der Unterthan und sie die Königin; daß er ein Mann, das heißt zur Ehrfurcht verbunden, daß sie eine Frau, das heißt berechtigt, Rücksichten zu verlangen.

Und da er seinem ungestümen, stets zum Ausbruch geneigten Charakter mißtraute, so warf er seinen Degen hinter einen Holderbusch, der einen Kastanienbaum umgab.

Mittlerweile waren die zwei Damen zu demselben Ort wie am Tage zuvor gelangt. Auch wie am vorhergehenden Tage erkannte Charny die Königin, und diese umhüllte ihre Stirne mit ihrer Galeche, während die dienstfertige Freundin aus seinem Versteck den Unbekannten holte, den man Monseigneur nannte.

Dieses Versteck, was war es? das fragte sich Charny. Wohl lag in der Richtung, welche die Geillige nahm, der Apollo-Badesaal, beschützt von den hohen Hagebuchen und dem Schatten seiner marmornen Säulen; doch wie konnte sich der Unbekannte hier verbergen? wo kam er herein?

Charny erinnerte sich, daß auf dieser Seite des Saales eine kleine Thüre vorhanden war, ähnlich der, welche die Damen öffneten, um zum Rendezvous zu kommen. Der Unbekannte hatte ohne Zweifel einen Schlüssel zu dieser Thüre. Er schlüpfte hier durch bis zu den Apollo-Bädern und wartete, bis man ihn holte.

Alles war auf diese Art festgestellt; dann entfloh Monseigneur durch dieselbe Thüre nach seiner Unterredung mit der Königin.

Charny erblickte nach einigen Minuten den Mantel und den Hut, wie er es am Tage vorher gesehen hatte.

Diesmal ging der Unbekannte auf die Königin nicht mehr mit der ehrfurchtvollen Zurückhaltung zu; er kam mit großen Schritten, ohne daß er zu laufen sagte, doch schneller gehend wäre er gelaufen.

An ihren großen Baum angelehnt, setzte sich die Königin auf den Mantel, den dieser neue Raleigh für

ſie ausbreitete, und während die wachſame Freundin wie am Tage vorher lauerte, kniete der verliebte Herr auf das Moos nieder und fing an mit einer leidenschaftlichen Geſchwindigkeit zu reden.

Einer verliebten Schwermuth preisgegeben, neigte die Königin das Haupt. Charny hörte die Worte des Cavaliers nicht, aber die Melodie. Die Rede hatte das Gepräge der Poesie und der Liebe. Jede von den Betonungen ließ ſich in eine glühende Bethörung überſetzen.

Die Königin antwortete nichts. Der Unbekannte verdoppelte indessen die Liebköſung ſeiner Reden; zuweilen kam es Charny, dem elenden Charny, vor, als ſollte das Wort, in jenes harmoniſche Schauern gehüllt, verſtändlich werden, und dann würde er vor Wuth und Eifersucht ſterben. Doch nichts, nichts. In dem Augenblick, wo die Stimme ſich aufklärte, zwang eine bezeichnende Geberde der hörenden Begleiterin den leidenschaftlichen Redner, den Klang ſeiner Elegien zu dämpfen.

Die Königin beobachtete ein hartnäckiges Stillſchweigen.

Bitten auf Bitten häufend, was Charny aus der vibrirenden Melodie ſeiner Beugungen errieth, erhielt der Andere nur die süße Einwilligung des Stillſchweigens, eine ungenügende Gunst für die glühenden Lippen welche die Liebe zu trinken angefangen haben.

Doch plötzlich entſchlüpften der Königin ein paar Worte. Man muß es wenigstens glauben. Sehr unterdrückte, ſehr erſtickte Worte, da ſie der Unbekannte allein vernommen hatte; doch kaum hatte er ſie vernommen, als er im Uebermaß ſeines Entzückens, daß er ſich ſelbſt hörbar machte, ausrief:

„Dank, o meinen Dank, süße Majestät! Wor
also?“

Die Königin verbarg ihr ſchon ſo gut verborgenes Geſicht vollends gänzlich.

Charny fühlte einen eifigen Schweiß, — den Todeschweiß, langsam in schweren Tropfen von seinen Schläfen herabfließen.

Der Unbekannte hatte die beiden Hände der Königin gegen sich ausstrecken sehen. Er nahm sie in die sehnigen und drückte einen so langen und zärtlichen Kuß darauf, daß Charny während seiner Dauer den Schmerz aller Martern kennen lernte, welche die wilde Menschheit den höllischen Barbaren gestohlen hat.

Als dieser Kuß gegeben war; erhob sich die Königin rasch und ergriff den Arm ihrer Gefährtin.

Beide entflohen, wie am Tage vorher, an Charny vorüber.

Der Unbekannte entfloß ebenfalls, und Charny, der den Boden nicht hatte verlassen können, an den ihn die Lähmung eines unsäglichen Schmerzes gefesselt hielt, vernahm unbestimmt das gleichzeitige Geräusch zweier Thüren, die man wieder schloß.

Wir werden es nicht versuchen, die Lage zu schildern, in der sich Charny nach dieser gräßlichen Entdeckung befand.

Die Nacht verging für ihn in wüthenden Sängen durch den Park, durch die Alleen, denen er in Verzweiflung ihre strafbare Mitschuld zum Vorwurf machte.

Einige Stunden lang wahnstinnig, fand Charny seine Vernunft erst wieder, als er in seinem blinden Lauf an den Degen stieß, den er geworfen hatte, um nicht in Versuchung zu gerathen, sich desselben zu bedienen.

Diese Klinge, die ihm zwischen die Beine kam und seinen Fall verursachte, rief ihn plötzlich zum Gefühl seiner Stärke, wie zu dem seiner Würde zurück. Ein Mann, der einen Degen in seiner Faust fühlt, kann nur, wenn er noch wahnwitzig ist, sich damit durchbohren, oder den durchbohren, welcher ihn beleidigt hat; er hat weder mehr das Recht, schwach zu sein, noch das, Furcht zu haben.

Charny wurde wieder, im
 starker Geist, ein kräftiger Kämpfer,
 wahnstunigen Käufe, bei denen
 rannte, und ging gerade und
 von den Tritten der zwei Franzosen
 durchfurchte Alles.

Er wollte den Platz besuche
 fessen hatte. Die noch niedergebr
 ihm sein Unglück und das Glück
 zu senken, hat die Dünste d
 sein Gehirn aufsteigen zu lassen
 die Natur dieser verborgenen Eie
 schaft der Person nach, die diese

Er untersuchte die Tritte d
 mit derselben Aufmerksamkeit,
 tersuchung der Fährte eines wi
 gegangen wäre. Er erkannte
 Apollo-Bäbern. Er sah, inden
 erkletterte, Eindrücke von Pfei
 herrung im Grase.

„Er kommt von dort her!
 Versailles, sondern von Paris,
 kommt allein, und morgen wird
 man ihm gesagt hat: Morgen.

„Bis dahin verschlungen wir
 die Thränen, die meinem Augen
 Blut, das in Wellen aus meine

„Morgen wird der letzte T
 wenn nicht, so bin ich ein Feige

„Sachte, sachte,“ sprach
 sein Herz klopfte, wie der Reiter
 Hitze geräth, auf den Hals floß
 die Prüfung noch nicht beendet

Nach diesen Worten schau
 umher und wandte die Augen v
 er das Fenster der treulosen
 sehen befürchtete; denn dieses
 ein neuer Flecken gewesen.

deutet nicht in der That ein beleuchtetes Fenster
ohntes Zimmer? und warum so lügen, wenn
s Recht der Unverschämtheit und der Ehrlosigkeit
wenn man eine so geringe Entfernung zwischen
orgenen Schande und dem öffentlichen Aerger-
ickzulegen hat?

s Fenster der Königin war erleuchtet.

lauben zu machen, sie sei zu Hause, während
Besellschaft eines Liebhabers im Parke umher-
zahrhaftig das ist Keuschheit ohne allen Nutzen!"
arny, der seine Worte mit einer bittern Ironie

ie ist zu gut, diese Königin, daß sie sich so
ns verstellt. Allerdings befürchtet sie vielleicht,
emahl zu ärgern."

Charny, indem er sich die Nägel in das Fleisch
schlug mit gemessenen Schritten wieder den
ch seinem Hause ein.

ie haben gesagt: Morgen," fügte er bei, nach-
über den Balcon gestiegen war. „Ja, mor-
. für alle Welt, denn morgen werden wir zu
n Rendezvous sein, Madame!"

LXVI.

Frau und Königin.

: andere Tag brachte dieselben Verlegenheiten,
Leiden herbei.

Thüre öffnete sich beim letzten Schlage vor
acht. Die zwei Frauen erschienen.

war, wie in den arabischen Märchen, die Be-
feit der Genien, welche den Talismanen zu
ter Stunde gehorchten.

arny hatte alle seine Entschlüsse gefaßt; er

der Nacht, im Delirium seiner Eharny vergebens zu überredt Rose erhalten, sei ein Botsch nur ein Pfand geheimer Uebert zu sehr gefährdenden Brief zu Nichts konnte gegen den gewinnen. Es blieb dem arm übrig, als sein eigenes Beneh zu fragen, warum er sich in Unglücks so völlig leidend verl Mit ein wenig Nachdenk als den Instinct zu begreifen; horten hatte.

In den heftigsten Krisen Handlung Augenblicklich aus lichen Natur hervor, und diese puls gegeben hat, ist nichts A mensetzung der Gewohnheit u ihren höchsten Grad von Gesch lichkeit getrieben. Hatte Cha war dies der Fall, weil ihn Fürstin nichts angingen, weil gend, seine Liebe zeigte, weil e mittirend, sich verriet, und b ist eine schlechte Stellung be überweisen will.

Hatte er nicht gehandelt, weil er, um einen mit dem geehrten Mann anzugehen, G einen gehässigen, abgeschmackt von Hinterhalt zu verfallen, verziehen hätte.

Das Wort Monseigneur, am Ende von der geill ligen Begleiterin hingeschleudert, war fetner gleichsam eine heilsame, wenn auch späte Warnung, welche Eharny indem sie ihm gerade in seiner größten Noth die Augen öffnete, gerettet hatte. Das wäre aus ihu

ven, wenn er, den Degen gegen diesen Mann in
 and, ihn hätte Monseigneur nennen hören? Und
 s Gewicht nahm nicht sein Fehler an, indem es
 ner so großen Höhe herabfiel?

ies waren die Gedanken, welche Charny während
 nzen Nacht und der ersten Hälfte des folgenden
 in Anspruch nahmen. Sobald die Mittagstunde
 gen hatte, war der vorhergehende Tag nichts
 ür ihn. Es blieb nur noch die fieberhafte, ver-
 e Erwartung der kommenden Nacht, während
 : vielleicht andere Offenbarungen erscheinen
 1.

lit welcher Bangigkeit stellte sich der arme Charny
 Fenster, das, der einzige Aufenthalt, der un-
 reitbare Rahmen seines Lebens geworden war.
 htete man ihn unter den Weinranken, hinter den
 den angebrachten Löchern, denn er befürchtete,
 u lassen, daß dieses Haus bewohnt war, betrach-
 an ihn in diesem Viereck von Eichenholz und
 a Laubwerk, hätte man nicht glauben sollen, es
 eines von den alten Portraits verborgen unter
 rhängen, welche den Ahnen in den alten Herren-
 n die fromme Sorge der Familien zuwirft?

s kam der Abend und brachte unserem glühenden
 r die düsteren Wünsche und die tollen Gedanken.
 ie gewöhnlichen Geräusche schienen ihm neue
 tungen zu haben. Er erblickte in der Ferne die
 in, welche mit einigen Fackeln, die man ihr
 rug, über die Freitreppe schritt. Die Haltung
 nigin kam ihm nachdenkend, unsicher, ganz bewegt
 r Aufregung der Nacht vor.

llmählig erloschen alle Lichter vom Dienste. Der
 üllte sich mit Stillschweigen und Kühle. Sollte
 icht glauben, die Bäume, welche sich bei Tage
 igen, zu strogen, um den Blicken zu gefallen und
 orübergehenden zu lieblosen, arbeiten in der
 wenn Niemand sie sieht und Niemand sie berührt,

an der Wiederherstellung ihrer Frische, ihrer Würde und ihrer Geschmeidigkeit? Die Bäume und Pflanzen schlafen in der That wie wir.

Charny hatte die Stunde des Rendezvous Königin wohl behalten. Es schlug Mitternacht.

Das Herz von Charny wäre bald in seiner Lage gebrochen. Er drückte sein Fleisch an das Geländer des Fensters, um die Schläge zu ersticken, welche durch die Luft und geräuschvoll wurden. „Bald,“ sagte er zu sich selbst, „bald wird die Thüre sich öffnen, werde der Kiegel klirren.“

Nichts störte den Frieden des Gehölzes.

Charny wunderte sich dann, daß er zum ersten Mal daran dachte, zwei Tage hinter einander dieselben Ereignisse nicht vor; nichts sei verbindlich dieser Liebe, wenn nicht die Liebe selbst, und diese wären sehr unklug, welche, so starke Gewohnheiten nehmend, nicht zwei Tage hinbringen könnten, sich zu sehen.

„Ein geheimes Abenteuer,“ dachte Charny, „in dem sich die Tollheit dazwischen mischt.“

Ja, es war eine unbestreitbare Wahrheit, die Königin würde nicht am andern Tag die Unvorsicht vom vorhergehenden wiederholen.

Plötzlich klirrten die Kiegel und die kleine Thüre wurde geöffnet.

Eine Todesblässe überströmte die Wangen Olivier, als er die zwei Damen in der Kleidung der vorhergehenden Nacht erblickte.

„Wie muß sie verliebt sein!“ murmelte er.

Die zwei Damen machten dasselbe Manoeuvre, wie sie am Tage vorher gemacht hatten, und gingen unter den Fenstern von Charny vorüber.

Er sprang wie am vorhergehenden Tage, so bald sie fern genug waren, daß sie ihn nicht hören konnten, und während er hinter jedem einen dicken Baum ging, schwur er sich, klug, stark, u

lich zu sein; nicht zu vergessen, daß er der Unter- und sie die Königin; daß er ein Mann, das heißt Ehrfurcht verbunden, daß sie eine Frau, das heißt stigt, Rücksichten zu verlangen.

Und da er seinem ungestümen, stets zum Ausbruch gen Charakter mißtraute, so warf er seinen Degen r einen Holderbusch, der einen Kastanienbaum b.

Mittlerweile waren die zwei Damen zu demselben wie am Tage zuvor gelangt. Auch wie am vor- henden Tage erkannte Charny die Königin, und umhüllte ihre Stirne mit ihrer Galeche, während iensteifrige Freundin aus seinem Versteck den Un- nten holte, den man Monseigneur nannte.

Dieses Versteck, was war es? das fragte sich ny. Wohl lag in der Richtung, welche die Ge- e nahm, der Apollo-Badesaal, beschützt von den Sagebuchen und dem Schatten seiner marmornen ter; doch wie konnte sich der Unbekannte hier rgen? wo kam er herein?

Charny erinnerte sich, daß auf dieser Seite des es eine kleine Thüre vorhanden war, ähnlich der, e die Damen öffneten, um zum Rendezvous zu en. Der Unbekannte hatte ohne Zweifel einen iffel zu dieser Thüre. Er schlüpfte hier durch bis n Apollo-Bädern und wartete, bis man ihn holte. Alles war auf diese Art festgestellt; dann entfloß seigneur durch dieselbe Thüre nach seiner Unter- ig mit der Königin.

Charny erblickte nach einigen Minuten den Mantel den Hut, wie er es am Tage vorher gesehen hatte. Diesmal ging der Unbekannte auf die Königin mehr mit der ehrfurchtsvollen Zurückhaltung zu; m mit großen Schritten, ohne daß er zu laufen e, doch schneller gehend wäre er gelaufen.

An ihren großen Baum angelehnt, setzte sich die gin auf den Mantel, den dieser neue Raleigh für

ſie ausbreitete, und während die wachſame Freundin wie am Tage vorher lauerte, kniete der verliebte Hahn auf das Moos nieder und fing an mit einer leiſchhaftlichen Geſchwindigkeit zu reden.

Einer verliebten Schwermuth preisgegeben, neigte die Königin das Haupt. Charny hörte die Worte des Cavaliers nicht, aber die Melodie. Die Rede hatte das Gepräge der Poeſie und der Liebe. Jede von ſeiner Betonungen ließ ſich in eine glühende Bethenrung überſetzen.

Die Königin antwortete nichts. Der Unbekannte verdoppelte indessen die Liebköſung ſeiner Reden; weilen kam es Charny, dem elenden Charny, vor, ſollte das Wort, in jenes harmoniſche Schauern gehüllt, verſtändlich werden, und dann würde er vor Wuth und Eifersucht ſterben. Doch nichts, nichts. In dem Augenblick, wo die Stimme ſich aufklärte, zwang eine ſchmerzliche Geberde der hörenden Begleiterin den Unbekannten den ſchweigen. den Klang ſeiner Glegenheit dämpfen.

Die Königin beobachtete ein hartnäckiges Stillſchweigen.

Bitten auf Bitten häufend, was Charny aus der vibrirenden Melodie ſeiner Beugungen errieth, erhielt der Andere nur die ſüße Einwilligung des Stillſchweigens, eine ungenügende Gunſt für die glühenden Lippen, welche die Liebe zu trinken angefangen haben.

Doch plötzlich entſchlüpften der Königin ein paar Worte. Man muß es wenigſtens glauben. Sehr unterdrückte, ſehr erſtickte Worte, da ſie der Unbekannte allein vernommen hatte; doch kaum hatte er ſie vernommen, als er im Uebermaß ſeines Entzüdens, daß er ſich ſelbſt hörbar machte, ausrief:

„Dank, o meinen Dank, ſüße Majestät! Worin ſo?“

Die Königin verbergte ihr ſchon ſo gut verborgenes Geſicht vollends gänzlich.

Charny fühlte einen eifigen Schweiß, — den Todeschweiß, langsam in schweren Tropfen von seinen Schläfen herabfließen.

Der Unbekannte hatte die beiden Hände der Königin gegen sich ausstrecken sehen. Er nahm sie in die feinnigen und drückte einen so langen und zärtlichen Kuß darauf, daß Charny während seiner Dauer den Schmerz aller Martern kennen lernte, welche die wilde Menschheit den höllischen Barbareien gestohlen hat.

Als dieser Kuß gegeben war; erhob sich die Königin rasch und ergriff den Arm ihrer Gefährtin.

Beide entflohen, wie am Tage vorher, an Charny vorüber.

Der Unbekannte entfloß ebenfalls, und Charny, der den Boden nicht hatte verlassen können, an den ihn die Lähmung eines unsäglichen Schmerzes gefesselt hielt, vernahm unbestimmt das gleichzeitige Geräusch zweier Thüren, die man wieder schloß.

Wir werden es nicht versuchen, die Lage zu schildern, in der sich Charny nach dieser gräßlichen Entdeckung befand.

Die Nacht verging für ihn in wüthenden Gängen durch den Park, durch die Alleen, denen er in Verzweiflung ihre strafbare Mitschuld zum Vorwurf machte.

Einige Stunden lang wahnstinnig, fand Charny seine Vernunft erst wieder, als er in seinem blinden Lauf an den Degen stieß, den er weggeworfen hatte, um nicht in Versuchung zu gerathen, sich desselben zu bedienen.

Diese Klinge, die ihm zwischen die Beine kam und seinen Fall verursachte, rief ihn plötzlich zum Gefühl seiner Stärke, wie zu dem seiner Würde zurück. Ein Mann, der einen Degen in seiner Faust fühlt, kann nur, wenn er noch wahnwitzig ist, sich damit durchbohren, oder den durchbohren, welcher ihn beleidigt hat; er hat weder mehr das Recht, schwach zu sein, noch das, Furcht zu haben.

Charny wurde wieder, was er immer war, starker Geist, ein kräftiger Körper. Er unterbrach die wahnwitzigen Pläne, bei denen er an die Wänter dachte, und ging gerade und schweigend zu die: von den Tritten der zwei Frauen und des Unbekannt durchsuchte Alles.

Er wollte den Platz besuche fassen hatte. Die noch niedergebte ihm sein Unglück und das Glück zu seuffzen, hat die Dünke d sein Gehirn aufsteigen zu lassen die Natur dieser verborgenen Eigenschaft der Person nach, die diese

Er untersuchte die Tritte d mit derselben Aufmerksamkeit, tersuchung der Fährte eines wi gegangen wäre. Er erkannte Apollo-Bädern. Er sah, indes erkletterte, Glindrücke von Pfei heerung im Grase.

„Er kommt von dort her! Versailles, sondern von Paris,“ kommt allein, und morgen wird man ihm gesagt hat: Morgen.

„Bis dahin verschlingen wir die Thränen, die meinem Augen Blut, das in Wellen aus meine

„Morgen wird der letzte I wenn nicht, so bin ich ein Folge

„Sachte, sachte,“ sprach sein Herz klopfte, wie der Kelter Sige geräth, auf den Hals floß die Prüfung noch nicht beendet

Nach diesen Worten schauk umher und wandte die Augen v er das Fenster der treulosse sehen befürchtete; denn dieses ein neuer Flecken gewesen.

Bedeutet nicht in der That ein beleuchtetes Fenster ein bewohntes Zimmer? und warum so lügen, wenn man das Recht der Unverschämtheit und der Ehrlosigkeit hat, wenn man eine so geringe Entfernung zwischen der verborgenen Schande und dem öffentlichen Aerger- niß zurückzulegen hat?

Das Fenster der Königin war erleuchtet.

„Glauben zu machen, sie sei zu Hause, während sie in Gesellschaft eines Liebhabers im Parke umher- läuft! Wahrhaftig das ist Keuschheit ohne allen Nutzen!“ sagte Charny, der seine Worte mit einer bittern Ironie abstieß.

„Sie ist zu gut, diese Königin, daß sie sich so gegen uns verstellt. Allerdings befürchtet sie vielleicht, ihren Gemahl zu ärgern.“

Und Charny, indem er sich die Nägel in das Fleisch drückte, schlug mit gemessenen Schritten wieder den Weg nach seinem Hause ein.

„Sie haben gesagt: Morgen,“ fügte er bei, nach- dem er über den Balcon gestiegen war. „Ja, mor- gen! . . . für alle Welt, denn morgen werden wir zu vier beim Rendezvous sein, Madame!“

LXVI.

Frau und Königin.

Der andere Tag brachte dieselben Verlegenheiten, dieselben Leiden herbei.

Die Thüre öffnete sich beim letzten Schlage vor Mitternacht. Die zwei Frauen erschienen.

Es war, wie in den arabischen Mährchen, die Be- harrlichkeit der Genien, welche den Talismanen zu bestimmter Stunde gehorchten.

Charny hatte alle seine Entschlüsse gefaßt; er

wolke an diesem A-
nen, den die Königin
Getren seinen
ihm nicht verkörpert
Blumen verbergend
erreicht, wo seit zw-
getroffen waren, fan

Die Gefährtin
gegen die Apollo-Wa-

Eine furchtbare
schmetterte Gharu
Redlichkeit hatte er si-
könnte so weit gehen

Lächelnd und li-
dunkle Asyl zu, an
Herr sie mit offenen

Sie trat, eben
Das eiserne Gitter

Die Gefährtin
eine ganz zerbrochene
säule an.

Gharu hatte so
vermochten einem so
In dem Augenblick,
Vertraute der Köni-
larven, zu erkennen,
sie zu ersticken viele
der Strom nach sich
und erstickte ihn.

röchelte einen Seufz-
Ruhe der vor den
stellten Schildwache

Eine innere Blu-
die sich wieder öffne-

Gharu wurde durch die Kälte des Thaus, durch
die Feuchtigkeit der Erde, durch den lebhaften Win-

ruft seines eigenen Schmerzes in's Leben zurückgerufen.

Er erhob sich strauchelnd, erkannte die Vertikalität, seine Lage, erinnerte sich und suchte.

Die Schildwache war verschwunden, kein Geräusch machte sich hörbar. Es schlug zwei Uhr auf einem Kirchturme von Versailles, und dies belehrte ihn, daß eine Ohnmacht lange gedauert habe.

Ohne allen Zweifel hatte die gräßliche Vision verschwinden müssen: Königin, Liebhaber, Begleiterin hatten Zeit gehabt, zu fliehen. Charny konnte sich davon überzeugen, indem er über die Mauer schaute und die frischen Spuren des Abgangs eines Reiters erblickte.

Diese Spuren und die Brüche einiger Zweige in der Umgegend der Apollo-Bäder bildeten die ganze Leberführung des armen Charny.

Die Nacht war ein langes Delirium. Am Morgen hatte er sich nicht beruhigt.

Bleich wie ein Todter, um zehn Jahre gealtert, ließ er seinen Kammerdiener und ließ sich in schwarzen Sammet kleiden, wie ein Reicher vom Bürgerstand.

Düster, stumm, alle seine Schmerzen verschlingend, ging er nach dem Schlosse Trianon in dem Augenblick, wo die Wache abgelöst worden war, daß heißt gegen zehn Uhr.

Die Königin trat aus der Kapelle, wo sie die Messe gehört hatte.

Auf ihrem Wege neigten sich ehrfurchtsvoll die Köpfe und die Degen.

Charny sah einige Frauen roth vor Aerger, weil sie fanden, daß die Königin schön war.

Schön, in der That, mit ihren schönen auf den Schläfen emporgehaltenen Haaren, ihrem Gesichte mit den zarten Zügen, ihrem lächelnden Munde, ihren erhabenen, aber von einer sanften Klarheit glänzenden Augen.

Plötzlich erblickt
Sie erröthete und
von sich.

Charny bückte
während diese Königin
Unglück las. Sie
strengem Tone:

„Ich glaube, Sie
von Charny?“

„Ich bin von
wiederte er mit kurz

Sie blieb erstan-
entging.

Nach diesem Mi-
selblichen Worten:

„Guten Morgen,
zu Frau von La B
vertraulich mit den

Charny bebt.

Umrings über die
Anschauen wandte

Charny folgte
hätte, bis sie ihm
hatte.

Dann drehte er
sich.

Rechts und links
diesem Manoeuvre

„Sollte er den
sie. „Armer Junge

Und sie lehrte
berem Tone:

„Wie befinden

„Sehr gut, Ma
gut als Cure Major

Und er verbeugte sich auf eine Art, daß er ihn

Königin mehr erschreckte, als er sie in Erstaunen gesetzt hatte.

„Dahinter ist Etwas,“ sagte die aufmerksame eanne.

„Wo wohnen Sie denn gegenwärtig?“ fuhr die Königin fort.

„In Versailles, Madame,“ erwiderte Olivier.

„Seit wie lange?“

„Seit drei Nächten,“ sprach der junge Mann, indem er mit dem Blick, mit der Geberde und mit der Stimme einen Nachdruck auf diese Worte legte.

Die Königin offenbarte keine Bewegung; Jeanne bte.

„Haben Sie mir nicht etwas zu sagen?“ fragte die Königin Charny mit einer englischen Sanftmuth.

„Oh! Madame,“ erwiderte dieser, „ich hätte Ihrer Majestät nur zu viel zu sagen.“

„Kommen Sie!“ sprach Marie Antoinette unbestüm.

„Wachen wir,“ dachte Jeanne.

Die Königin ging mit großen Schritten nach ihren Gemächern. Jedermann folgte ihr nicht minder bewegt.

Was Frau von La Mothe providenziell vorkam, war der Umstand, daß Marie Antoinette, um den Ansehens zu vermeiden, als suchte sie unter vier Augen zu sein, mehrere Personen ihr zu folgen aufforderte.

Mitten unter diese Personen schlüpfte Jeanne.

Die Königin trat in ihr Gemach und entließ Frau von Misery und ihren ganzen Dienst.

Es war ein mildes, verschleiertes Wetter; die Sonne durchdrang die Wolken nicht, doch sie ließ ihre Wärme und ihr Licht durch ihre dichte weiße und blaue Hülle fließen.

Die Königin öffnete das Fenster, das auf eine kleine Terrasse ging; sie setzte sich an ihr von Briefen bedecktes Arbeitstischchen und wartete.

Die Personen, welche ihr gefolgt waren, begannen allmählig ihren Wunsch, allein zu sein, und entzogen sich.

Ungebuldig, vom Zorn verzehrt, zerknitterte er seinen Hut zwischen seinen Händen.

„Sprechen Sie! sprechen Sie!“ sagte die Königin. „Sie scheinen sehr beunruhigt zu sein, mein Herr.“

„Wie werde ich anfangen?“ sagte Charny ganz laut dachte; „wie werde ich es wagen, die Treue, die Majestät anzuklagen?“

„Wie beliebt?“ rief Marie Antoinette, indem sie sich lebhaft und mit einem flammenden Blick wandte.

„Und dennoch werde ich nur sagen, was ich habe,“ fuhr Charny fort.

Die Königin erhob sich und sprach mit kaltem

„Mein Herr, es ist noch sehr früh am Morgen, daß ich Sie für betrunken halte; und dennoch nehmen Sie hier eine Haltung an, die sich schlecht für edelste Gellente geziemt.“

Sie erwartete, ihn durch diese verächtliche Äußerung niedergeschmettert zu sehen. Doch er fuhr unerschrocken fort:

„Im Ganzen, was ist eine Königin? ein Herrscher. Und ich, was bin ich? ein Mann ebensowohl, als ein Unterthan.“

„Mein Herr!“

„Madame, verwirren wir nicht das, was ich sagen muß, durch einen Zorn, der auf eine Leidenschaft auslaufen würde. Ich glaube Ihnen bewiesen zu haben, daß ich Ehrfurcht für die königliche Majestät nicht befürchte, bewiesen zu haben, daß ich eine sinnige Liebe für die Person der Königin hegte. Lassen Sie auch Ihre Wahl: auf welche von Beiden, auf die Königin oder die Frau, soll dieser Anbeter die Last der Schande oder der Unredlichkeit werfen?“

„Herr von Charny,“ rief die Königin, indem sie erbleichend auf den jungen Mann zuschritt, „entfernen Sie sich nicht von hier, so werde ich Sie durch meine Wachen wegjagen lassen.“

„Ich will Ihnen also, ehe ich weggejagt werde, sagen, warum Sie eine unwürdige Königin und eine Frau ohne Ehre sind,“ rief Charny trunken vor Wuth. „Seit drei Nächten folge ich Ihnen in Ihrem Parke!“

Statt sie, wie er es hoffte, unter diesem furchtbaren Schlage aufspringen zu sehen, sah Charny nur, daß die Königin das Haupt erhob und sich ihm näherte.

„Herr von Charny,“ sagte sie, seine Hand ergreifend, „Sie sind in einem Zustand, der mein Mitleid erregt; nehmen Sie sich in Acht, Ihre Augen funkeln, Ihre Hand zittert, Blässe bedeckt ihre Wangen, all ihr Blut fließt nach Ihrem Herzen. „Sie leiden, soll ich rufen?“

„Ich habe Sie gesehen,“ wiederholte er kalt, „gesehen mit dem Mann, als Sie ihm die Rose gaben; gesehen mit dem Mann, als er Ihnen die Hände küßte; gesehen, als sie mit ihm in die Apollo-Bäder eintraten.“

Die Königin fuhr mit einer Hand über ihre Stirne, als wollte sie sich versichern, daß sie nicht schlafe.

„Herr von Charny,“ sprach sie, „setzen Sie sich, denn Sie werden umfallen, wenn ich Sie nicht halte, setzen Sie sich, sage ich Ihnen.“

Charny sank in der That in einen Lehnstuhl, die Königin setzte sich zu ihm auf ein Tabouret, nahm seine beiden Hände, schaute ihm bis in den Grund seiner Seele und sprach:

„Seien Sie ruhig, beschwichtigen Sie den Geist und das Herz und wiederholen Sie mir, was Sie so eben gesagt haben.“

„Oh! wollen Sie mich tödten!“ murmelte der Unglückliche.

„Lassen Sie mich Sie befragen. Seit wann sind Sie von Ihren Gütern zurückgekehrt?“

„Seit vierzehn Tagen.“

„Wo wohnen Sie?“

„Im Hause des Jägermeisters, das ich ausdrücklich gemiethet habe.“

„Ah! ja, das Haus des Selbstmörders, an der Grenze des Parks?“

Charny bejahte durch eine Geberde.

„Sie sprechen von einer Person, die Sie mit mir gesehen hätten?“

„Ich spreche zunächst von Ihnen, die ich gesehen habe.“

„Wo dies?“

„Im Parke.“

„Zu welcher Stunde, an welchem Tag?“

„Um Mitternacht, am Dienstag zum ersten Mal.“

„Sie haben mich gesehen?“

„Wie ich Sie jetzt sehe, und ich habe auch diejenige gesehen, welche Sie begleitete.“

„Es begleitete mich Jemand? Würden Sie diese Person erkennen?“

„Vorhin kam es mir vor, als sähe ich sie hier; doch ich will es nicht behaupten. Nur die Haltung ist ähnlich; was das Gesicht betrifft, so verbirgt man es, wenn man solche Verbrechen begeht.“

„Gut!“ sagte die Königin mit Ruhe; „Sie haben meine Begleiterin nicht erkannt, aber mich . . .“

„Oh! Sie, Madame, ich habe Sie gesehen . . . Wie! sehe ich Sie nicht?“

Sie stieß vor Aerger mit dem Fuß auf den Boden.

„Und . . . der Gefährte,“ sagte sie, „derjenige, welchem ich eine Rose gegeben habe . . . denn Sie haben mich eine Rose geben sehen?“

„Ja: dieser Cavalier, wie konnte ich ihn einholen?“

„Sie kennen ihn jedoch?“

„Man nennt ihn Monseigneur; das ist Alles, was ich weiß.“

Die Königin schlug sich mit gebrängter Wuth vor die Stirne und rief:

„Fahren Sie fort; am Dienstag habe ich eine Rose gegeben . . . und am Mittwoch?“

„Am Mittwoch haben Sie Ihre beiden Hände zu küssen gegeben.“

„Oh!“ murmelte sie, indem sie sich in die Hände biß.

„Am Donnerstag endlich, gestern?“

„Gestern haben Sie anderthalb Stunden mit diesem Mann in der Apollo-Grotte zugebracht, wo Sie Ihre Begleiterin allein gelassen hatte.“

Die Königin stand ungestüm auf.

„Und . . . Sie . . . haben mich . . . gesehen?“ sagte sie jede Sylbe abstoßend.

Charny hob eine Hand zum Himmel empor, um zu schwören.

„Oh! . . . er schwört!“ rief die Königin ebenfalls von der Wuth fortgerissen.

Charny wiederholte feierlich seine anklagende Geberde.

„Mich? mich?“ sagte die Königin, indem sie sich an den Busen klopfte, „mich haben Sie gesehen?“

„Ja, Sie, am Dienstag trugen Sie Ihr grünes Kleid mit goldmoirirten Streifen; am Mittwoch Ihr Kleid mit blauem und rotharbigem Aßwerk. Gestern Ihr braungelbes Kleid, das Sie an hatten, als ich Ihnen zum ersten Male die Hand küßte. Sie waren es! Sie waren es! Ich sterbe vor Schmerz und Scham, indem ich Ihnen auf mein Leben, auf meine Ehre, auf meinen Gott sage, Sie waren es, Madame! Sie waren es!“

Die Königin ging mit großen Schritten auf der

Terrasse auf und ab, ohne sich dar
daß sie ihre seltsame Aufregung die
ließ, welche sie von unten mit den A

„Wenn ich einen Eid thäte, sag
auch bei meinem Sohne, bei meinem
Ich habe einen Gott, wie Sie!...
mir nicht!... er würde mir nicht g!

Tharney neigte das Haupt.

„Wahnsinniger!“ fügte die Königin
voll Energie die Hand schüttelte und t
in ihr Zimmer zog. „Es ist also
Wollust, die Wollust, eine unschuld
anzuklagen; es ist also ein mächtiges
eine Königin zu entehren...: Man
ich Dir sage, daß nicht ich es bin,
hast, glaubst Du, wenn ich auf Ehrlich
seit drei Tagen nach neun Uhr nicht
bin? Soll ich Dir durch meine J
König, der mich hier gesehen, bewe
nicht anderswo sein konnte? Nein
nicht! er glaubt mir nicht!“

„Ich habe gesehen!“ erwiderte

„Ob!“ rief plötzlich die Königin
weiß! Ist mir nicht schon diese g
dung in's Gesicht geschleudert worden
nicht auf dem Ball der Oper, dem
niß bereitend, gesehen? Hat ma
Römer in Ertause, den Neugierigen
mädchen ein Vergerais gebend, g
wissen es wohl, Sie, der. Sie sich
haben?“

„Madame, zu jener Zeit habe i
weil ich nicht daran glaubte. Sei
schlagen, weil ich daran glaubte.“

Die Königin hob ihre durch die
ren Arme zum Himmel empor, zw
nen rollten von ihren Wangen auf ihren Busen!

„Mein Gott,“ sprach sie, „schicke mir einen Gesandten, der mich rettet. Dieser hier soll mich nicht trachten, o mein Gott!“

Charny fühlte sich bis in den Grund des Herzens durch dieses einfache und kräftige Gebet gerührt. Er schloß seine Augen in seine beiden Hände.

Die Königin dachte einen Augenblick stillschweigend nach, dann sprach sie:

„Mein Herr, Sie sind mir eine Genußthung huldig. Vernehmen Sie die, welche ich von Ihnen erbere: Drei Nächte hinter einander haben Sie mich in meinem Park in Gesellschaft eines Mannes gesehen. Sie wußten jedoch, daß man schon Mißbrauch von der Ähnlichkeit gemacht, welche irgend eine Frau im Gesicht und im Gang mit mir, der unglücklichen Königin, hat; doch da Sie lieber glauben wollen, ich sei es, welche in der Nacht herumlaufe, da Sie sagen werden, ich sei es, so kehren Sie in den Park zu derselben Stunde zurück, kehren Sie mit mir dahin zurück. Wenn ich es, die Sie gestern gesehen, so werden Sie mich nicht mehr sehen, da ich bei Ihnen sein werde. Ist es eine Andere, warum sollten wir sie nicht einander nicht wiedersehen? Und wenn wir sie wiedersehen... Ah! mein Herr! wie werden Sie bedauern, was Sie mich Alles so eben leiden gemacht haben?“

Charny preßte sein Herz mit beiden Händen und wiederholte:

„Sie thun zu viel für mich, Madame; ich verdiene den Tod; schmettern Sie mich nicht durch Ihre Güte nieder.“

„Oh! ich werde Sie mit Beweisen niederschmettern,“ sagte die Königin, „nicht ein Wort zu irgend jemand. Diesen Abend um zehn Uhr; erwarten Sie vor der Thüre der Jägermeisterei, was ich, um Sie zu überzeugen, beschloßen haben werde. Gehen Sie, mein Herr, und lassen Sie außen nichts sichtbar werden.“

Plötzlich erblickte sie
Sie erröthete und gab einen
von sich.

Charny hückte den Kopf
während diese Königin an, in
Unglück lag. Sie kam auf
strengem Tone:

„Ich glaubte, Sie wären
von Charny?“

„Ich bin von dort zurückgeführt, Madame,“
wiederte er mit kurzem, betäubte unhöflichem Ausdruck.
Sie blieb erkannt stehen, sie, der mit dem Punkte
entging.

Nach diesem Austausch von Blicken und betäubte
feindlichen Worten wandte sie sich gegen die Herren.

„Guten Morgen, Gräfin,“ sagte sie freundlich
zu Frau von La Roche. Und sie blinzelte ihm ganz
vertraulich mit den Augen zu.

Charny bebte. Er schaute aufmerksam.

Unruhig über dieses eine Unhöflichkeit vordringende
Ansehen wandte Frau von La Roche den Kopf ab.

Charny folgte ihr, wie es ein Herrschter
hätte, bis sie ihm noch einmal ihr Gesicht gezeigt
hatte.

Dann drehte er sich um sie, um ihren Gang zu
studiren.

Rechts und links grüßend, folgte doch die Königin
diesem Manoeuvre der beiden Beobachter.

„Sollte er den Verstand verloren haben?“ dachte
sie. „Armer Junge!“

Und sie kehrte zu ihm zurück und fragte mit
höflichem Tone:

„Wie befinden Sie sich, Herr von Charny?“

„Sehr gut, Madame, doch, Gott sei Dank, müder
gut als Eure Majestät.“

Und er verbeugte sich auf eine Art, daß er die

Königin mehr erschreckte, als er sie in Erstaunen gesetzt hatte.

„Dahinter ist Etwas,“ sagte die aufmerksame eanne.

„Wo wohnen Sie denn gegenwärtig?“ fuhr die Königin fort.

„In Versailles, Madame,“ erwiderte Olivier.

„Seit wie lange?“

„Seit drei Nächten,“ sprach der junge Mann, indem er mit dem Blick, mit der Geberde und mit der Stimme einen Nachdruck auf diese Worte legte.

Die Königin offenbarte keine Bewegung; Jeanne lachte.

„Haben Sie mir nicht etwas zu sagen?“ fragte die Königin Charny mit einer engelischen Sanftmuth.

„Oh! Madame,“ erwiderte dieser, „ich hätte Ihrer Majestät nur zu viel zu sagen.“

„Kommen Sie!“ sprach Marie Antoinette unbestüm.

„Wachen wir,“ dachte Jeanne.

Die Königin ging mit großen Schritten nach ihren Gemächern. Jedermann folgte ihr nicht minder bewegt.

Was Frau von La Mothe providenziell vorkam, war der Umstand, daß Marie Antoinette, um den Ansehensverlust zu vermeiden, als suchte sie unter vier Augen zu sein, mehrere Personen ihr zu folgen aufforderte.

Mitten unter diese Personen schlüpfte Jeanne.

Die Königin trat in ihr Gemach und entließ Frau von Misery und ihren ganzen Dienst.

Es war ein mildes, verschleiertes Wetter; die Sonne durchdrang die Wolken nicht, doch sie ließ ihre Wärme und ihr Licht durch ihre dichte weiße und blaue Hülle fließen.

Die Königin öffnete das Fenster, das auf eine kleine Terrasse ging; sie setzte sich an ihr von Briefen beladenes Arbeitstischchen und wartete.

Das Halsband der Königin. III.

Die Personen, welche ihr gefolgt waren, begriffen allmählig ihren Wunsch, allein zu sein, und entfernten sich.

Ungebuldig, vom Zorn verzehrt, zerschnitterte Charny seinen Hut zwischen seinen Händen.

„Sprechen Sie! sprechen Sie!“ sagte die Königin: „Sie scheinen sehr beunruhigt zu sein, mein Herr?“

„Wie werde ich anfangen?“ sagte Charny, der ganz laut dachte; „wie werde ich es wagen, die Ehre, die Treue, die Majestät anzuklagen?“

„Wie beliebt?“ rief Marie Antoinette, indem sie sich lebhaft und mit einem flammenden Blick umwandte.

„Und dennoch werde ich nur sagen, was ich gesehen habe,“ fuhr Charny fort.

Die Königin erhob sich und sprach mit kaltem Ton: „Mein Herr, es ist noch sehr früh am Morgen, daß ich Sie für betrunken halte; und dennoch nehmen Sie hier eine Haltung an, die sich schlecht für nüttere Edelleute geziemt.“

Sie erwartete, ihn durch diese verächtliche Anrede niedergeschmettert zu sehen. Doch er fuhr unbeweglich fort:

„Im Ganzen, was ist eine Königin? ein Weib. Und ich, was bin ich? ein Mann ebensowohl, als ein Unterthan.“

„Mein Herr!“

„Madame, verwirren wir nicht das, was ich Ihnen sagen muß, durch einen Zorn, der auf eine Tollheit auslaufen würde. Ich glaube Ihnen bewiesen zu haben, daß ich Ehrfurcht für die königliche Majestät hegte; ich befürchte, bewiesen zu haben, daß ich eine wahnsinnige Liebe für die Person der Königin hegte. Treffen Sie auch Ihre Wahl: auf welche von Beiden, auf die Königin oder die Frau, soll dieser Anbeter die Anklage der Schande oder der Unredlichkeit werfen?“

„Herr von Charny,“ rief die Königin, indem sie erbleichend auf den jungen Mann zuschritt, „entfernen Sie sich nicht von hier, so werde ich Sie durch meine Wachen wegjagen lassen.“

„Ich will Ihnen also, ehe ich weggejagt werde, sagen, warum Sie eine unwürdige Königin und eine Frau ohne Ehre sind,“ rief Charny trunken vor Wuth. „Seit drei Nächten folge ich Ihnen in Ihrem Parke!“

Statt sie, wie er es hoffte, unter diesem furchtbaren Schlage aufspringen zu sehen, sah Charny nur, daß die Königin das Haupt erhob und sich ihm näherte.

„Herr von Charny,“ sagte sie, seine Hand ergreifend, „Sie sind in einem Zustand, der mein Mitleid erregt; nehmen Sie sich in Acht, Ihre Augen funkeln, Ihre Hand zittert, Blässe bedeckt ihre Wangen, all ihr Blut fließt nach Ihrem Herzen. „Sie leiden, soll ich rufen?“

„Ich habe Sie gesehen,“ wiederholte er kalt, „gesehen mit dem Mann, als Sie ihm die Rose gaben; gesehen mit dem Mann, als er Ihnen die Hände küßte; gesehen, als sie mit ihm in die Apollo-Bäder eintraten.“

Die Königin fuhr mit einer Hand über ihre Stirne, als wollte sie sich versichern, daß sie nicht schlafe.

„Herr von Charny,“ sprach sie, „setzen Sie sich, denn Sie werden umfallen, wenn ich Sie nicht halte, setzen Sie sich, sage ich Ihnen.“

Charny sank in der That in einen Lehnstuhl, die Königin setzte sich zu ihm auf ein Tabouret, nahm seine beiden Hände, schaute ihm bis in den Grund seiner Seele und sprach:

„Seien Sie ruhig, beschwichtigen Sie den Geist und das Herz und wiederholen Sie mir, was Sie so eben gesagt haben.“

„Oh! wollen Sie mich tödten!“ murmelte der Unglückliche.

„Lassen Sie mich Sie befragen. Seit wann sind Sie von Ihren Gütern zurückgekehrt?“

„Seit vierzehn Tagen.“

„Wo wohnen Sie?“

„Im Hause des Jägermeisters, das ich ausdrücklich gemiethet habe.“

„Ah! ja, das Haus des Selbstmörders, an der Grenze des Parks?“

(Sharny) bejahte durch eine Geberde.

„Sie sprechen von einer Person, die Sie mit mir gesehen hätten?“

„Ich spreche zunächst von Ihnen, die ich gesehen habe.“

„Wo dies?“

„Im Park.“

„Zu welcher Stunde, an welchem Tag?“

„Um Mitternacht, am Dienstag zum ersten Mal.“

„Sie haben mich gesehen?“

„Wie ich Sie jetzt sehe, und ich habe auch diejenige gesehen, welche Sie begleitete.“

„Es begleitete mich Jemand? Würden Sie diese Person erkennen?“

„Vorhin kam es mir vor, als sähe ich sie hier; doch ich will es nicht behaupten. Nur die Haltung ist ähnlich; was das Gesicht betrifft, so verbirgt man es, wenn man solche Verbrechen begeht.“

„Gut!“ sagte die Königin mit Ruhe; „Sie haben meine Begleiterin nicht erkannt, aber mich . . .“

„Oh! Sie, Madame, ich habe Sie gesehen . . . Wie! sehe ich Sie nicht?“

Sie stieß vor Aerger mit dem Fuß auf den Boden.

„Und . . . der Gefährte,“ sagte sie, „derjenige, welchem ich eine Rose gegeben habe . . . denn Sie haben mich eine Rose geben sehen?“

„Ja: dieser Cavalier, wie konnte ich ihn ein-
olen?“

„Sie kennen ihn jedoch?“

„Man nennt ihn Monseigneur; das ist Alles, was
h weiß.“

Die Königin schlug sich mit gebrängter Wuth vor
ie Stirne und rief:

„Fahren Sie fort; am Dienstag habe ich eine
lose gegeben . . . und am Mittwoch?“

„Am Mittwoch haben Sie Ihre beiden Hände zu
üffen gegeben.“

„Oh!“ murmelte sie, indem sie sich in die Hände biß.
Am Donnerstag endlich, gestern?“

„Gestern haben Sie anderthalb Stunden mit die-
em Mann in der Apollo-Grotte zugebracht, wo Sie
ihre Begleiterin allein gelassen hatte.“

Die Königin stand ungestüm auf.

„Und . . . Sie . . . haben mich . . . gesehen?
igte sie jede Sylbe abstoßend.

Charny hob eine Hand zum Himmel empor, um
u schwören.

„Oh! . . . er schwört!“ rief die Königin ebenfalls
on der Wuth fortgerissen.

Charny wiederholte feierlich seine anklagende
beberde.

„Mich? mich?“ sagte die Königin, indem sie sich
n den Busen klopfte, „mich haben Sie gesehen?“

„Ja, Sie, am Dienstag trugen Sie Ihr grünes
leid mit goldmoirirten Streifen; am Mittwoch Ihr
leid mit blauem und rostfarbigem Aßwerk. Gestern
hr braungelbes Kleid, das Sie an hatten, als ich Ihnen
im ersten Male die Hand küßte. Sie waren es! Sie
waren es! Ich sterbe vor Schmerz und Scham, indem
h Ihnen auf mein Leben, auf meine Ehre, auf meinen
Vott sage, Sie waren es, Madame! Sie waren es!“

Die Königin ging mit großen Schritten auf der

Terrasse auf und ab, ohne sich dar
 daß sie ihre seltsame Aufregung di
 ließ, welche sie von unten mit den

„Wenn ich einen Eid thäte, sag
 auch bei meinem Sohne, bei meinem
 Ich habe einen Gott, wie Sie!...
 mir nicht!... er würde mir nicht g
 Charny neigte das Haupt.

„Wahnwinniger!“ fügte die König
 voll Energie die Hand schüttelte und i
 in ihr Zimmer zog. „Es ist also
 Wollust, die Wollust, eine unschuld
 anzuklagen; es ist also ein mächtiges
 eine Königin zu entehren...: Glaubt
 ich Dir sage, daß nicht ich es bin,
 hast, glaubst Du, wenn ich auf Christi
 seit drei Tagen nach neun Uhr nicht
 bin? Soll ich Dir durch meine P
 König, der mich hier gesehen, bewe
 nicht anderswo sein konnte? Nein
 nicht! er glaubt mir nicht!“

„Ich habe gesehen!“ erwiderte

„Oh!“ rief plötzlich die König
 weiß! Ist mir nicht schon diese g
 dung in's Gesicht geschleudert worden
 nicht auf dem Ball der Oper, dem
 niß bereitend, gesehen? Hat ma
 Mesmer in Ecstase, den Neugierigen
 mädchen ein Mergelniß gebend, g
 wissen es wohl, Sie, der Sie sich i
 haben?“

„Madame, zu jener Zeit habe i
 weil ich nicht daran glaubte. Bei
 schlagen, weil ich daran glaubte.“

Die Königin hob ihre durch die
 ren Arme zum Himmel empor, zw
 nen rollten von ihren Wangen auf

„Mein Gott,“ sprach sie, „schicke mir einen Ge-
 1, der mich rettet. Dieser hier soll mich nicht
 ten, o mein Gott!“

Iharny fühlte sich bis in den Grund des Herzens
 dieses einfache und kräftige Gebet gerührt. Er
 rg seine Augen in seine beiden Hände.

Die Königin dachte einen Augenblick stillschweigend
 dann sprach sie:

„Mein Herr, Sie sind mir eine Genugthuung
 ig. Vernehmen Sie die, welche ich von Ihnen
 e: Drei Nächte hinter einander haben Sie mich
 einem Park in Gesellschaft eines Mannes gesehen.
 wußten jedoch, daß man schon Mißbrauch von der
 lichkeit gemacht, welche irgend eine Frau im Ge-
 und im Gang mit mir, der unglücklichen Königin,
 doch da Sie lieber glauben wollen, ich sei es,
 e in der Nacht herumlaufe, da Sie sagen werden,
 t es, so kehren Sie in den Park zu derselben
 de zurück, kehren Sie mit mir dahin zurück. Bin
 3, die Sie gestern gesehen, so werden Sie mich
 vendig heute nicht mehr sehen, da ich bei Ihnen
 werde. Ist es eine Andere, warum sollten wir sie
 inander nicht wiedersehen? Und wenn wir sie
 ... Ah! mein Herr! wie werden Sie bedauern,
 Sie mich Alles so eben leiden gemacht haben?“
 Iharny preßte sein Herz mit beiden Händen und
 derte:

„Sie thun zu viel für mich, Madame; ich ver-
 den Tod; schmettern Sie mich nicht durch Ihre
 nieder.“

„Oh! ich werde Sie mit Beweisen niederschmet-
 “ sagte die Königin, „nicht ein Wort zu irgend
 ind. Diesen Abend um zehn Uhr; erwarten Sie
 der Thüre der Jägermeisterei, was ich, um
 zu überzeugen, beschlossen haben werde. Gehen
 mein Herr, und lassen Sie außen nichts sichtbar
 en.“

Charny kniete, ohne ein Wort zu sagen und entfernte sich sodann.

Am Ende des zweiten Salon ging er unlich unter dem Blicke von Jeanne vorüber, die den Augen verschlang und sich bereit hielt, ersten Ruf der Königin bei Ihrer Majestät treten.



In dem bei uns erscheinenden „Weltpanorama“ (37—90. Bändchen) ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reise in Senegambien.

Auf Befehl der französischen Regierung in den Jahren 1843 und 1844 ausgeführt durch die Herren Guard-Bessiniers, Jamin, Raffenel u. A., beschrieben

von

Anne Raffenel.

Uebersetzt von C. A. Schmitt.

Drei Bändchen. Preis 48 kr. oder 16 Ngr.

Mit gespanntem Interesse sah Frankreich, sah Europa den Ergebnissen dieser Expedition entgegen; mit äußerster Beharrlichkeit und Aufopferung wurde sie von den damit Beauftragten trotz aller Schwierigkeiten ausgeführt. Der schlimmste Feind aller Europäer in jenen Gegenden, das ungesunde Klima, nöthigte Zwei der Reisenden, mitten auf dem Wege umzukehren; die übrigen drei setzten nur um so unverbroffener das angefangene Werk fort. Auf dem Senegal, dem Faleme, dem Gambia, durch Galam, Bondu, Bambuk, Woollé, ziehen die unerschrockenen Wanderer trotz Empörung, Sturm, Sonnenbrand, trotz Krankheit, Hunger und Durst; nicht die

brausende Strömung des durch Felsen eingeengten Flu-
nicht die wasserlose Wüste von Woollé vermag
Schritte zu hemmen. Fern von jeder romantischen
schmückung bietet das Tagebuch dieser Wanderung
mannigfachen Stoff zur Unterhaltung dar. Reise-
nisse, Schilderung von Gegenden, lebendige Darstellungen
und Beschreibung der verschiedenen Nationen und
Abstufungen, eine genaue Charakterisirung der Ma-
Fulahs, Peuls, Loufouleurs, Mandingos, O-
Laobes &c., untermischt mit anziehenden Volks sagen
Alles kann nicht verfehlen, das Interesse des leselustigen
Publikums zu erwecken und zu befriedigen. Allein
der eigentliche Gelehrte, der geographische und
historische Forscher wird dieses Werk gewiß nicht
reiche Ausbeute aus der Hand legen. Die Beschreibungen
vieler bis jetzt noch gar nicht oder nicht genau bekannte
Pflanzen, die sorgfältigste Berücksichtigung der in-
teressanten geologischen Verhältnisse, die Angaben der
tatsächlichen Entfernungen und der Wegrichtung, geben
dem Werk einen ächt wissenschaftlichen Werth. Eine hu-
manitlich-religiöse Weltanschauung leuchtet überall
und zeigt sich besonders in den ganz neuen An-
sichten und Vorschlägen, die der Verfasser in Betreff der
Sklaverei und ihrer endlichen Beseitigung entwickelt.

Stuttgart, im März 1850.

Franch'sche Verlagshandlung

Das
ellectrische Ausland.

Kabinettsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

1318tes bis 1321tes Bändchen.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Zwölftes bis fünfzehntes Bändchen.

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen

Stuttgart.

Berlag der Franck'schen Buchhandlung.

1850.

Druck der R. S.

... am Mollberg in Str

enkwürdigkeiten eines Arztes.

Von

Alexander Dumas.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Zwölftes bis fünfzehntes Bändchen.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Boller.

Stuttgart.

Verlag der Franck'schen Buchhandlung.

1850.



LXVII.

Weib und Dämon.

ne hatte die Unruhe von Charny, die Besorgniß
in, den Eifer Weiber, eine Unterredung an-
, bemerkt.

eine Frau von der Stärke von Jeanne war
, als es brauchte, um viele Dinge zu errathen;
n nicht nöthig, beizufügen, was schon alle
rissen hat.

dem durch Cagliostro zwischen Frau von La
nd Oliva veranlaßten Zusammentreffen kann
die der letzten drei Tage der Commentare ent-

er Königin zurückgekehrt, horchte, beobachtete
sie wollte auf dem Gesichte von Marie An-
te Beweise von dem erkennen, was sie arg-

die Königin war seit einiger Zeit gewohnt,
t zu mißtrauen. Sie ließ nichts durchschauen.
war also auf die Muthmaßungen beschränkt.

n hatte sie einem von ihren Lackeien befohlen,
n Charny zu folgen. Der Diener kam zurück
ete, Herr von Charny sei an einem Hause
des Parkes in der Nähe der Hagebuchen ver-

l.
„unterliegt keinem Zweifel mehr,“ dachte
„dieser Mensch ist ein Verliebter, der Alles
at.“

Band der Königin. IV.

Charny kniete, ohne ein Wort
und entfernte sich sodann.

Am Ende des zweiten Salon gin
lich unter dem Blicke von Jeanne por
den Augen verschlang und sich bereit
ersten Ruf der Königin bei Thier
treten.



In dem bei uns erscheinenden „Weltpanorama“ (87—90. Bändchen) ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reise in Senegambien.

Auf Befehl der französischen Regierung in den Jahren 1843 und 1844 ausgeführt durch die Herren Guard-Bessiniers, Jamin, Raffenel u. A., beschrieben

von

Anne Raffenel.

Uebersetzt von C. A. Schmitt.

Drei Bändchen. Preis 48 kr. oder 16 Ngr.

Mit gespanntem Interesse sah Frankreich, sah Europa den Ergebnissen dieser Expedition entgegen; mit äußerster Beharrlichkeit und Ausopferung wurde sie von den damit Beauftragten trotz aller Schwierigkeiten ausgeführt. Der schlimmste Feind aller Europäer in jenen Gegenden, das ungesunde Klima, nöthigte Zwei der Reisenden, mitten auf dem Wege umzukehren; die übrigen Drei setzten nur um so unverbroffener das angefangene Werk fort. Auf dem Senegal, dem Faleme, dem Gambia, durch Galam, Bondu, Bambuf, Woulli, ziehen die unerschrockenen Wanderer trotz Empörung, Sturm, Sonnenbrand, trotz Krankheit, Hunger und Durst; nicht die



Das
Uebrigste Ausland.

Kabinettsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

1318tes bis 1321tes Bändchen.

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Zwölftes bis fünfzehntes Bändchen.

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen

Stuttgart.

Berlag der Franck'schen Buchhandlung.

1850.

Druck der K. Hofbuchdruckerei in Wien.

Unwürdigkeiten eines Arztes.

Von

Alexander Dumas.

Zweite Abtheilung.

Das Halsband der Königin.

Zwölftes bis fünfzehntes Bändchen.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Boller.

Stuttgart.

Verlag der Franck'schen Buchhandlung.

1850.



LXVII.

Weib und Dämon.

Jeanne hatte die Unruhe von Charny, die Besorgniß der Königin, den Eifer Beider, eine Unterredung anzuknüpfen, bemerkt.

Für eine Frau von der Stärke von Jeanne war dies mehr, als es brauchte, um viele Dinge zu errathen; wir haben nicht nöthig, beizufügen, was schon alle Welt begriffen hat.

Nach dem durch Cagliostro zwischen Frau von La Mothe und Oliva veranlaßten Zusammentreffen kann die Komödie der letzten drei Tage der Commentare entbehren.

Zu der Königin zurückgekehrt, horchte, beobachtete Jeanne; sie wollte auf dem Gesichte von Marie Antoinette die Beweise von dem erkennen, was sie argwohnte.

Doch die Königin war seit einiger Zeit gewohnt, aller Welt zu mißtrauen. Sie ließ nichts durchschauen. Jeanne war also auf die Muthmaßungen beschränkt.

Schon hatte sie einem von ihren Lackeien befohlen, Herrn von Charny zu folgen. Der Diener kam zurück und meldete, Herr von Charny sei an einem Hause am Ende des Parks in der Nähe der Hagebuchen verschwunden.

„Es unterliegt keinem Zweifel mehr,“ dachte Jeanne, „dieser Mensch ist ein Verliebter, der Alles gesehen hat.“

Sie hörte die Königin zu Frau von Misery sagen:

„Ich fühle mich sehr schwach, meine liebe Misery, und ich werde mich heute Abend um acht Uhr zu Bette legen.“

Und als die Ehrendame fragend in sie drang, fügte die Königin bei.

„Ich werde Niemand empfangen.“

„Das ist klar genug,“ sagte Jeanne zu sich selbst, „eine Wahnsinnige, die das nicht begreifen würde.“

Einer heftigen Gemüthsbewegung in Folge der Scene, die sie mit Charny gehabt, preisgegeben, entließ die Königin bald ihr ganzes Gefolge. Jeanne wünschte sich hierüber zum ersten Mal, seitdem sie bei Hofe eingetreten, Glück.

„Die Karten sind vermengt,“ sagte sie; „nach Paris! Es ist Zeit, aufzulösen, was ich gemacht habe.“

Und sie fuhr sogleich von Versailles weg.

Nach ihrem Hause in der Rue Saint-Claude geführt, fand sie hier ein herrliches Geschenk in Silberzeug, das der Cardinal an demselben Morgen geschickt hatte.

Nachdem sie diesem Geschenk, obgleich es werthvoll war, nur einen gleichgültigen Blick gewöhnt hatte, schaute sie hinter ihrem Vorhange nach Olivia, deren Fenster noch nicht geöffnet waren. Olivia schlief ohne Zweifel ermüdet; es herrschte eine sehr große Hitze an diesem Tag.

Jeanne ließ sich zum Cardinal fahren, den sie strahlend, aufgeblasen, unverschämt vor Freude und Stolz fand: an seinem reichen Schreibtische, einem Meisterstück von Voule, sitzend, zerriß er und schrieb er abermals, ohne müde zu werden, einen Brief, der immer wieder anfing und nie endete.

Bei der Meldung seines Kammerdieners rief der Cardinal:

„Diese theure Gräfin!“

Und er stürzte ihr entgegen.

Jeanne empfing die Küsse, mit denen der Prälat ihre Arme und ihre Hände bedeckte. Sie setzte sich bequem, um so gut als möglich das Gespräch auszuloten.

Monseigneur begann mit Bethenerungen seiner Dankbarkeit, denen es nicht an einer aufrichtigen Bedachtsamkeit mangelte.

Jeanne unterbrach ihn und sagte:

„Wissen Sie, daß Sie ein zartfühlender Liebhaber sind, Monseigneur, und daß ich Ihnen danke?“

„Warum?“

„Nicht wegen des reizenden Geschenkes, das Sie mir diesen Morgen haben zustellen lassen, sondern weil Sie so vorsichtig gewesen, es mir nicht in das kleine Kofferchen aus zu schicken. Wahrhaftig, das ist zartfühlend.“

„Bei wem kann man von Zartgefühl sprechen, wenn nicht bei Ihnen?“ erwiderte der Cardinal.

„Sie sind kein glücklicher Mann,“ sagte Jeanne; „Sie sind ein triumphirender Gott.“

„Ich gestehe es, und das Glück erschreckt mich; es beengt mich; es macht mir den Anblick der anderen Menschen unerträglich. Ich erinnere mich der heidnischen Sisyphus, der seinen Strahlen müde.“

Jeanne lächelte.

„Sie kommen von Versailles?“ fragte er gierig.

„Ja.“

„Sie haben sie gesehen?“

„Ich . . . komme so eben von ihr . . .“

„Sie hat . . . hat . . . nichts gesagt?“

„Ei! was soll sie sagen?“

„Verzeihen Sie; es ist nicht mehr Neugierde, es ist Wuth.“

„Fragen Sie mich nicht.“

„Oh! Gräfin.“

„Nein, sage ich Ihnen.“

„Wie Sie das ankündigen! man sollte glauben,

wenn man Sie sieht, Sie bringen eine schlimme Nachricht.“

„Monseigneur, heißen Sie mich nicht sprechen.“

„Gräfin! Gräfin . . .“

Und der Cardinal erbleichte.

„Ein zu großes Glück,“ sagte er, „gleich dem Culminationpunkte eines Glücksrades, neben seinem höchsten Punkt ist der Anfang der Abnahme. Doch schonen Sie mich nicht, wenn ein Unglück obwaltet; nicht wahr . . . es waltet keines ob?“

„Ich werde das im Gegentheil ein sehr großes Glück nennen, Monseigneur,“ erwiderte Jeanne.

„Das? . . . was denn? . . . was wollen Sie damit sagen? welche Sache ist ein Glück?“

„Nicht entdeckt worden zu sein,“ erwiderte Jeanne trocken.

„Oh! . . .“ rief lächelnd der Cardinal. „Mit Vorsichtsmaßregeln, mit dem Verstande zweier Herzen und eines Geistes . . .“

„Ein Geist und zwei Herzen, Monseigneur, verhindern die Augen nie, im Blätterwerk zu sehen.“

„Man hat gesehen!“ rief Herr von Rohan erschrocken.

„Ich habe alle Ursache, es zu glauben.“

„Dann . . . wenn man gesehen hat, hat man auch erkannt?“

„Oh! daran denken Sie nicht, Monseigneur; wenn man erkannt hätte, wenn sich dieses Geheimniß in der Gewalt von irgend Jemand befände, so wäre Jeanne von Valois schon am Ende der Welt, und Sie, Sie müßten todt sein.“

„Das ist wahr, Gräfin; mit all diesem Zögern, mit all diesem absichtlichen Schweigen rösten Sie mich am kleinen Feuer. Man hat gesehen, gut . . . doch man hat Leute in einem Park spazieren gehen sehen, ist das nicht erlaubt?“

„Fragen Sie den König.“

„Der König weiß!“

„Ich wiederhole Ihnen noch einmal, wenn der König wüßte, wären Sie in der Bastille und ich im Hospital. Doch da ein vermiedenes Unglück so viel werth ist, als zwei verheißene Glücke, so komme ich, um Ihnen zu sagen: versuchen Sie Gott nicht noch einmal.“

„Wie beliebt?“ rief der Cardinal; „was bedeuten Ihre Worte, theure Gräfin?“

„Begreifen Sie dieselben nicht?“

„Ich fürchte...“

„Ich hätte bange, wenn Sie mich nicht beruhigten.“

„Was muß ich zu diesem Ende thun?“

„Nicht mehr nach Versailles gehen.“

Der Cardinal machte einen Sprung.

„Bei Tage?“ sagte er lächelnd.

„Zuerst bei Tage, und dann bei Nacht!“

Herr von Rohan beugte und ließ die Hand der Gräfin los.

„Unmöglich,“ sagte er.

„Nun ist die Reihe an mir, Ihnen in's Gesicht zu schauen,“ sprach sie; „Sie haben, glaube ich, gesagt, unmöglich. Warum unmöglich?“

„Weil ich im Herzen eine Liebe habe, die nur mit meinem Leben endigen wird.“

„Ich bemerke es,“ unterbrach ironisch die Gräfin, „und um schneller zum Resultat zu gelangen, beharren Sie darauf, nach dem Parke zurückzukehren. Ja, wenn Sie dahin zurückkehren, wird Ihre Liebe nur mit Ihrem Leben endigen, und beide werden mit einem Schlage abgeschnitten werden.“

„Welche Beängstigungen, Gräfin . . . Sie, die gestern noch so muthig waren?“

„Ich habe den Muth der Thiere. Ich fürchte nichts, so lange nicht eine Gefahr vorhanden ist.“

„Ich, ich habe den Muth meines Geschlechtes. Ich bin nur glücklich in Gegenwart der Gefahr selbst.“

„Sehr gut; doch dann erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen . . .“

„Nichts, Gräfin, nichts,“ rief der verliebte Prälat, „das Opfer ist gebracht, der Würfel liegt, den Tod, wenn man will, oder die Liebe! Ich werde nach Versailles zurückkehren.“

„Ganz allein?“

„Sollten Sie mich verlassen?“ erwiderte Herr von Rohan im Tone des Vorwurfs.

„Ich, zuerst.“

„Sie wird kommen.“

„Sie täuschen sich, sie wird nicht kommen.“

„Haben Sie mir das etwa von ihrer Seite anzukündigen?“ fragte zitternd der Cardinal.

„Das ist der Streich, den ich seit einer halben Stunde für Sie zu schwächen suchte.“

„Sie will mich nicht mehr sehen?“

„Nie, und ich bin es, die es ihr gerathen hat.“

„Madame,“ sprach der Prälat mit innigem Tone, „es ist schlimm von Ihnen, daß sie das Messer in ein Herz bohren, welches Sie als so zart kennen.“

„Es wäre noch viel schlimmer von mir, Monseigneur, wenn ich zwei tolle Weichöpfe in Ermangelung eines guten Rathes sich ins Verderben stürzen ließe. Ich gebe den Rath, benütze ihn, wer da will.“

„Gräfin, Gräfin, eher sterben.“

„Das ist Ihre Sache, und es ist leicht.“

„Sterben, um zu sterben,“ sprach der Cardinal mit dumpfer Stimme, „das Ende des Verdammten ist mir lieber. Geseget sei die Hölle, wo ich meine Mitschuldige finden werde.“

„Frommer Prälat, Sie blasphemiren,“ sagte die Gräfin; „Untertban, Sie entthronen Ihre Königin! Mann, Sie stürzen eine Frau in's Verderben.“

Der Cardinal faßte die Gräfin bei der Hand und rief wie in einem Delirium:

„Gestehen Sie, daß sie Ihnen das nicht gesagt hat, und daß sie mich nicht so verleugnen wird?“

„Ich spreche zu Ihnen in ihrem Namen.“

„Sie verlangt eine Frist.“

„Nehmen Sie es, wie Sie wollen, doch beobachten Sie ihren Befehl.“

„Der Park ist nicht der einzige Ort, wo man sich sehen kann, es gibt tausend sicherere Orte . . . Die Königin ist ja zu Ihnen gekommen?“

„Monseigneur, nicht ein Wort mehr; ich trage ein ödtliches Gewicht in mir, das Ihres Geheimnisses. Ich fühle mich nicht stark genug, es lange zu tragen. Was die Indiscretionen, was der Zufall, was die Böswilligkeit Ihrer Feinde nicht thun, werden die Gewissensbisse thun. Sehen Sie, ich weiß, daß sie fähig ist, dem König in einem Augenblick der Verzweiflung Alles zu gestehen.“

„Guter Gott! ist es möglich,“ rief der Cardinal, „sie würde das thun!“

„Wenn Sie sie sähen, sie müßte Ihr Mitleid erregen!“

Der Cardinal stand hastig auf.

„Was ist zu thun?“ sagte er.

„Man muß ihr den Trost des Stillschweigens geben.“

„Sie wird glauben, ich habe sie vergessen.“

Jeanne zuckte die Achseln.

„Sie wird mich beschuldigen, ich sei ein Feiger.“

„Feige, um sie zu retten, nie!“

„Verzeiht eine Frau, daß man sich ihrer Gegenwart beraubt?“

„Beurtheilen Sie diese nicht, wie Sie mich beurtheilen würden . . .“

„Ich halte sie für groß und stark. Ich liebe sie wegen ihres Muthes und ihres edlen Herzens. Sie

kann also auf mich zählen, wie ich auf sie werde. Ich will sie ein letztes Mal sehen; meinen ganzen Gedanken erfahren, und was sie dem sie mich angehört hat, entscheidet, werde füllen, wie ich es bei einem heiligen Gelübde Jeanne stand auf.

„Wie es Ihnen beliebt. Gehen Sie, nur Sie allein gehen. Ich habe den Schlüssel zu in die Seine geworfen, als ich heute zurückkehren werden also nach Ihrem Belieben nach B. gehen, während ich nach der Schweiz oder nach Land abreise. Je weiter ich von der Bombe bin, desto weniger werde ich ihr Zerplagen für

„Gräfin, Sie würden mich verlassen! O Gott, mit wem würde ich dann von ihr sprechen

Jeanne erinnerte sich hier der Scenen von Lière; nie hatte ein wahnstinnigerer Valère ein schmerzlicheren Dorine bequemere Erwiederungen gegeben.

„Haben Sie nicht den Park und die C. sagte Jeanne, „Sie werden sie den Namen A. lehren.“

„Gräfin, haben Sie Mitleid. Ich bin zweiflung,“ rief der Prälat mit einem aus dem hervorgegangenen Ausdruck.

„Nun wohl!“ sprach Jeanne mit der ganzen Energie des Wundarztes, der die Amputation des Gliedes entscheidet; „sind Sie in Verzweiflung von Rohan, so lassen Sie sich nicht zu Rivier verleiten, welche gefährlicher als das Pulver, Pest, als der Tod! Ist Ihnen so viel an dies gelegen, so erhalten Sie sich dieselbe, statt Grunde zu richten, und wenn es Ihnen nicht an Herz und an Gedächtniß gebricht, wagen nicht, diejenigen in Ihren Ruin hineinzuziehen Ihnen aus Freundschaft gebient haben. Ich nicht mit dem Feuer. Schwören Sie mir, Schritt zu thun, um die Königin zu sehen?“

u sehen, hören Sie? ich sage nicht, sie innerhalb vier-
zehn Tagen von heute an zu sprechen; schwören Sie
es, so bleibe ich, und werde Ihnen noch dienen können.
Sind Sie entschlossen, Allem zu trotzen, um mein Ver-
bot und das ihrige zu übertreten? ich werde es erfah-
ren, und zehn Minuten nachher reise ich ab! Sie
werden sich herausziehen, wie Sie können."

"Das ist gräßlich," murmelte der Cardinal, "der
Sturz ist zerschmetternd; von diesem Glück herabfallen!
Oh! ich werde darüber sterben."

"Gehen Sie doch," flüsterte ihm Jeanne in's Ohr,
Sie liebten ohnedies nur aus Eitelkeit."

"Heute aus wahrer Liebe," entgegnete der Cardinal.

"So leiden Sie also heute; das ist eine Bedingung
des Standes. Auf, Monseigneur, entscheiden Sie sich;
bleibe ich hier? bin ich auf dem Wege nach Lau-
anne?"

"Bleiben Sie, Gräfin, aber finden Sie nur ein
schmerzstillendes Mittel. Die Wunde ist zu gräßlich."

"Schwören Sie mir, zu gehorchen?"

"Bei meinem Worte als Rohan."

"Gut! Ihr schmerzstillendes Mittel ist gefunden.
Ich verbiete Ihnen die Zusammenkünfte, aber ich ver-
biete Ihnen die Briefe nicht."

"Wahrhaftig!" rief der Wahnsinnige, wieder belebt
durch diese Hoffnung. "Ich werde schreiben können?"

"Versuchen Sie es."

"Und . . . sie würde mir antworten?"

"Ich werde es versuchen."

Der Cardinal verschlang mit Küffen die Hand von
Jeanne. Er nannte sie seinen Schutzengel.

Er mußte sehr lachen, der Dämon, der im Herzen
der Gräfin wohnte.

LXVIII.

Die Nacht.

In demselben Tage, gegen vier Uhr Abends, hielt ein Mann zu Pferde am Saume des Parks, hinter den Apollo-Bädern.

Dieser Reiter machte eine Vergnügungspromenade im Schritt; nachdenkend wie Hypolit, schön wie dieser, ließ seine Hand die Zügel auf dem Halse des Rosses schwankeu.

Er hielt, wie gesagt, an der Stelle an, wo Herr von Rohan seit drei Tagen sein Pferd anhalten ließ. Der Boden war ganz durch die Hufeisen zerstampft und er sah die jungen Zweige rings um die Eiche abgegriffen, an deren Stamm das Thier angebunden gewesen.

Der Reiter stieg ab.

„Das ist ein sehr verwüsteter Platz,“ sagte er.

Und er näherte sich der Mauer.

„Hier sind die Spuren vom Hinaufsteigen; hier ist eine kürzlich geöffnete Thüre. Das hatte ich mir gedacht.“

„Man hat nicht den Krieg mit den Indianern der Savannen geführt, ohne sich auf die Spuren von Thieren und Menschen zu verstehen. Seit vierzehn Tagen aber ist Herr von Charny zurückgekehrt; seit vierzehn Tagen hat sich Herr von Charny nicht gezeigt. Diese Thüre ist es, welche Herr von Charny zu seinem Eintritt in Versailles gewählt hat.“

So sprechend seufzte der Reiter geräuschvoll, als riße er sich seine Seele mit diesem Seufzer aus.

„Lassen wir dem Nächsten sein Glück,“ murmelte er, während er eine nach der andern die genannten Spuren auf dem Rasen und an den Mauern betrachtete.

„Was Gott dem Einen gibt, verweigert er dem Andern. Nicht umsonst macht Gott Glückliche und Unglückliche; sein Wille sei gepriesen.“

„Man müßte aber einen Beweis haben. Um welchen Preis, durch welches Mittel ihn erlangen?“

„Oh! nichts ist einfacher. Im Gebüsch, in der Nacht, vermöchte man einen Menschen nicht zu entdecken, und von seinem Verstecke aus vermöchte er diejenigen zu sehen, welche hierher kommen. Heute Abend werde ich im Gebüsch sein.“

Der Reiter nahm die Zügel seines Pferdes zusammen, stieg langsam auf und verschwand, ohne den Schritt seines Rosses zu beschleunigen, an der Ecke der Mauer.

Charny aber hatte sich, den Befehlen der Königin gehorchend, in seiner Wohnung eingeschlossen und erwartete eine Botschaft von ihr.

Es wurde Nacht, nichts erschien. Statt an dem Fenster des Pavillon zu lauern, das auf den Park ging, lauerte Charny in demselben Zimmer an dem Fenster, das auf die kleine Gasse ging. Die Königin hatte gesagt: bei der Thüre der Jägermeisterei; aber Fenster und Thüre in diesem Pavillon, das war nur Eines, nur Erdgeschoß, und die Hauptsache, daß man Alles sehen konnte, was vorging.

Er befragte die tiefe Nacht und hoffte von einer Minute zur andern den Galopp eines Reiters oder den hastigen Schritt eines Läufers zu hören.

Es schlug halb elf Uhr Nachts. Die Königin hatte Charny hintergangen. Sie hatte im ersten Augenblick der Ueberraschung ein Zugeständniß gemacht. Beschämt hatte sie versprochen, was ihr zu halten nie möglich war, und sie hatte — ein geistreicher Gedanke — versprochen mit dem Bewußtsein, daß sie nicht halten würde.

Mit jener Leichtigkeit des Argwohns, welche die heftig verliebten Leute charakterisirt, machte es sich Charny schon zum Vorwurf, daß er so leichtgläubig gewesen.

„Wie konnte ich,“ rief er, „ich, der ich gesehen,

Lügen glauben und meine Ueberzeugung, meine Gewißheit einer albernen Hoffnung opfern?“

Er entwickelte mit Wuth diesen düsteren Gedanken, als das Geräusch einer Hand voll Sand, die man an das andere Fenster warf, seine Aufmerksamkeit erregte und ihn nach der Seite des Parkes laufen machte.

Er sah nun, in einem weiten schwarzen Mantel, unten bei den Hagebuchen des Parkes eine weibliche Gestalt, welche gegen ihn ein bleiches, ängstliches Gesicht erhob.

Charny konnte einen Schrei der Freude und zugleich des Bedauerns nicht unterdrücken. Die Frau, die ihn erwartete, die ihn rief, war die Königin!

Mit einem Sprunge setzte er zum Fenster hinaus und fiel gerade vor die Königin nieder.

„Oh! Sie sind da, mein Herr? Das ist ein Glück!“ sagte mit leiser Stimme und ganz bewegt Marie Antoinette; „was machten Sie denn?“

„Sie! Sie! Madame! . . . Sie selbst? ist es möglich?“ erwiderte Charny.

„Warteten Sie so?“

„Ich wartete auf der Seite der Gasse.“

„Konnte ich durch die Gasse kommen, während es so einfach ist, durch den Park zu kommen?“

„Ich hatte nicht zu hoffen gewagt, ich würde Sie sehen, Madame,“ sprach Charny mit einem Ausdruck leidenschaftlicher Dankbarkeit.

Marie Antoinette unterbrach ihn:

„Bleiben wir nicht hier; es ist hier so hell: haben Sie Ihren Degen?“

„Ja.“

„Gut! . . . Wo sagen Sie, daß die Leute hereingekommen, die Sie gesehen?“

„Durch diese Thüre.“

„Und zu welcher Stunde?“

„Jedes Mal um Mitternacht.“

„Es ist kein Grund vorhanden, daß sie heute Abend nicht auch kommen sollten. Sie haben mit Niemand gesprochen?“

„Mit Niemand.“

„Gehen wir in's Gebüsch und warten wir.“

„Oh! Eure Majestät . . .“

Die Königin ging voran und machte mit ziemlich aschem Schritt ein Stück Weges in umgekehrter Richtung.

„Sie begreifen wohl,“ sagte sie plötzlich, als sollte sie dem Gedanken von Charny entgegenkommen, Sie begreifen, daß ich mir das Vergnügen gemacht habe, die Sache dem Polizeilieutenant zu erzählen. Seitdem ich mich beklagt, hätte mir Herr von Grosne schon müssen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn die Creatur, die meinen Namen usurpirt hat, nachdem sie sich eine Aehnlichkeit mit mir angemacht hatte, noch nicht verhaftet, wenn dieses ganze Geheimniß noch nicht aufgeklärt ist, so fühlen Sie wohl, daß zwei Gründe obwalten: entweder die Unfähigkeit von Herrn von Grosne, — was nicht der Fall ist, — oder sein Zusammenwirken mit meinen Feinden. Mir scheint es über schwierig, daß man sich bei mir, in meinem Parke, die schmähliche Komödie erlauben soll, die Sie mir bezeichnet haben, ohne eines unmittelbaren Beistands oder einer stillschweigenden Genossenschaft sicher zu sein. Darum scheinen mir diejenigen, welche sich dessen schuldig gemacht haben, gefährlich genug zu sein; daß ich mich bei der Sorge, sie zu entlarven, nur auf mich selbst verlasse. Was denken Sie davon?“

„Ich bitte Eure Majestät um Erlaubniß, den Mund nicht mehr zu öffnen. Ich bin in Verzweiflung; ich habe noch Befürchtungen, und ich habe keinen Verdacht mehr.“

„Sie sind wenigstens ein reblicher Mann,“ sagte die Königin lebhaft; „Sie wissen die Dinge in's Geheime zu sagen; das ist ein Verdienst, welches hie und

da die Unschuldigen verwunden kann, wenn man sich in Beziehung auf sie täuscht; aber eine Wunde heilt.“

„Oh! Madame, es schlägt elf Uhr: ich zittere.“

„Versichern Sie sich, daß Niemand hier ist,“ sagte die Königin, um ihren Gefährten zu entfernen.

Charny gehorchte. Er lief in den Gebüsch umher bis zu den Mauern.

„Niemand,“ sprach er, als er zurückkam.

„Wo ist die Scene vorgefallen, die Sie erzählten?“

„Madame, in diesem Augenblick, als ich von meiner Nachforschung zurückkehrte, habe ich einen furchtbaren Streich in's Herz bekommen. Ich erblickte Sie an derselben Stelle, wo ich in den vergangenen Nächten die falsche Königin von Frankreich sah.“

„Hier!“ rief die Königin, indem sie sich mit Ekel von der Stelle entfernte, die sie einnahm.

„Unter diesem Kastanienbaume, ja, Madame.“

„Dann bleiben wir nicht hier, mein Herr,“ sagte Marie Antoinette, „denn wenn sie hierher gekommen sind, so werden sie wieder hierher kommen.“

Charny folgte der Königin in eine andere Allee. Sein Herz schlug so stark, daß er das Geräusch der Thüre, die sich öffnen würde, nicht zu hören befürchtete.

Schweigiam und stolz, wartete sie auf die Erscheinung des lebendigen Beweises ihrer Unschuld.

Es schlug Mitternacht. Die Thüre öffnete sich nicht.

Es verging eine halbe Stunde, während welcher Marie Antoinette Charny mehr als zehnmal fragte, ob die Betrüger sehr pünktlich bei jedem von ihren Rendezvous gewesen seien?

Es schlug drei Viertel nach Mitternacht auf Saint-Louis von Versailles.

Die Königin stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße.

„Sie werden sehen, daß sie heute nicht kommen,“ sagte sie; „solche Unglücksfälle widerfahren nur mir!“

Und während sie diese Worte sprach, schaute sie Charny an, als suchte sie Streit mit ihm, hätte sie in

seinen Augen den geringsten Schimmer von Triumph oder Ironie entdeckt.

Aber in demselben Maße erbleichend, in welchem sein Verdacht in ihm wiederkehrte, beobachtete er eine so ernste und schwermüthige Haltung, daß sein Gesicht gewiß in diesem Augenblick der Widerschein der seelenreinen Geduld der Märtyrer und der Engel war.

Die Königin nahm ihn beim Arm und führte ihn zu dem Kastanienbaum, unter dem sie ihren ersten Halt gemacht hatten.

„Sie sagen,“ flüsterte sie, „hier sei es gewesen, wo Sie diese Leute gesehen?“

„Hier, auf dieser Stelle, Madame.“

„Hier hat die Frau dem Mann eine Rose gegeben?“

„Ja, Eure Majestät.“

Die Königin war so schwach, so angegriffen von dem langen Verweilen in diesem feuchten Park, daß sie sich an den Stamm des Baumes anlehnte und den Kopf auf ihre Brust sinken ließ.

Allmählig bogen sich ihre Beine; er gab ihr den Arm nicht; sie fiel vielmehr auf das Gras und das Moos, als daß sie sich darauf setzte.

Er blieb unbeweglich und düster.

Sie drückte ihre beiden Hände auf ihr Gesicht und Charny konnte nicht eine Thräne dieser Königin zwischen den langen, weißen Fingern herabgleiten sehen.

Plötzlich erhob sie den Kopf und sprach:

„Mein Herr, Sie haben Recht; ich bin verurtheilt. Ich hatte versprochen, heute zu beweisen, daß Sie mich verurtheilt; Gott will es nicht; ich beuge mich.“

„Madame . . .“ murmelte Charny.

„Ich habe gethan,“ fuhr sie fort, „was keine Frau an meiner Stelle gethan hätte. Ich spreche nicht von Mitleid. Oh! mein Herr, was ist eine Königin, die nicht einmal über ein Herz gebieten kann? Was ist eine Königin, wenn sie nicht einmal die Verurtheilung eines redlichen Mannes erlangt? Oh! mein

Herr, helfen Sie mir wenigstens aufstehen, damit ich gehen kann; verachten Sie mich nicht bis zu dem Grade, daß Sie mir Ihre Hand verweigern."

Charny stürzte wie ein Wahnsinniger auf Antee.

"Madame," sagte er, während er mit seiner Stirn auf die Erde schlug, „nicht wahr, wenn ich nicht ein Unglücklicher wäre, der Sie liebt, Sie würden mir vergeben?"

"Sie!" rief die Königin mit einem bitteren Lächeln, „Sie! Sie lieben mich, und Sie halten mich für schändlich! . . ."

„Oh! . . . Madame."

"Sie! . . . Sie, der Sie ein Gedächtniß setzen müßten, Sie beschuldigen mich, ich habe hier eine Kiste dort einen Kuß, dort meine Liebe einem andern Könige geschenkt! . . . Mein Herr, keine Lüge, Sie lieben mich nicht!"

"Madame, dieses Gespenst war da, dieses Gespenst einer verliebten Königin. Da auch, wo ich bin, das Gespenst des Geliebten. Reißen Sie mir das Gesicht aus, da diese zwei höllischen Bilder in meinem Leben leben und es verzehren."

Sie nahm seine Hand und zog ihn mit einer exaltirten Geberde zu sich.

"Sie haben gesehen . . . Sie haben gehört. Nicht wahr, ich war es sicherlich?" sprach sie mit einer schwächeren Stimme. . . . „Oh! ich war es, suchen Sie nichts Anderes. Nun wohl! wenn ich auf eben dem Platze, unter eben diesem Kastanienbaum sitzend, ich war, Sie zu meinen Füßen, wie der Andere, wenn ich Ihnen die Hand drückte, wenn ich Sie in meine Brust ziehe, wenn ich Sie in meine Arme nehme, wenn ich Ihnen sage: Ich, die ich dies Alles dem andern gethan habe, nicht wahr? ich, die ich dasselbe dem andern gesagt habe, nicht wahr? wenn ich Ihnen sage: Herr von Charny, ich liebte, ich liebe und "

nur ein einziges Wesen auf der Welt lieben . . . und das sind Sie! . . . Mein Gott! mein Gott! wird das genügen, um Sie zu überzeugen, daß man nicht schändlich ist, wenn man im Herzen, mit dem Blute der Kaiserinnen, das göttliche Feuer einer Liebe wie diese hat?"

Charny stieß einen Seufzer aus, ähnlich dem eines Verschwindenden. Die Königin, indem sie so mit ihm sprach, hatte ihn mit ihrem Athem berauscht; er hatte sie sprechen gefühlt, ihre Hand hatte auf seiner Schulter gebrannt, ihre Brust hatte sein Herz versengt, der Athem hatte seine Lippen verzehrt.

"Lassen Sie mich Gott danken," flüsterte er. "Oh! wenn ich nicht an Gott dächte, dächte ich zu viel an Sie."

Sie erhob sich langsam; sie heftete auf ihn zwei Augen, deren Thränen die Flammen ertränkten.

"Wollen Sie mein Leben?" sagte er ganz verwirrt.

Sie schwieg einen Augenblick, ohne daß sie ihn anzuschauen aufhörte.

"Geben Sie mir Ihren Arm," sagte sie, "und führen Sie mich überallhin, wohin die Anderen gegangen sind. Zuerst hier . . . hier, wo eine Rose gegeben wurde . . ."

Sie zog unter ihrem Kleide eine noch von dem Feuer, das ihre Brust versengt, warme Rose hervor und sprach:

"Nehmen Sie!"

Er athmete den balsamischen Duft der Blume ein, und verschloß sie in seiner Brust.

"Hier," sagte sie, "hier hat die Andere ihre Hand zum Kusse gegeben."

"Ihre beiden Hände!" sprach Charny schwankend und trunken in dem Augenblick, wo sich sein Gesicht in den brennenden Händen der Königin eingeschlossen fand.

"Das ist ein gereinigter Platz," sagte die Königin mit einem anbetungswürdigen Lächeln. "Sind Sie nun nicht in die Apollo-Bäder gegangen?"

Charny blieb, als wäre der Himmel auf seinen Kopf gefallen, erstaunt, halb todt stehen.

„Das ist ein Ort,“ sagte die Königin heiter, „wo ich nie anders, als bei Tage eintrete. Sehen wir mit einander die Thüre, durch welche der Liebhaber der Königin entfloh.“

Freudig, leicht, am Arme des glücklichsten Mannes hängend, den Gott so gesegnet, schritt sie, beinahe laufend, über den Rasen hin, der das Gebüsch von der Mauer trennte. So kamen sie an die Thüre, vor welcher man die Spuren der Pferdehufe sah.

„Es ist hier, außen,“ sagte Charny.

„Ich habe alle Schlüssel,“ erwiderte die Königin. „Öffnen Sie, Herr von Charny, wir wollen uns unterrichten.“

Sie gingen hinaus und bückten sich, um zu sehen; der Mond trat aus einer Wolke hervor, als wollte er sie in ihren Nachforschungen unterstützen.

Der weiße Strahl hing sich zärtlich an dem schönen Gesichte der Königin an, die sich horchend und im Gesträuche umherschauend auf den Arm von Charny stützte.

Als sie wohl überzeugt war, ließ sie Charny zurückkehren, indem sie ihn mit einem sanften Drucke an sich zog.

Die Thüre schloß sich wieder hinter ihnen.

Es schlug zwei Uhr.

„Gute Nacht,“ sagte sie. „Rehren Sie in Ihre Wohnung zurück. Morgen.“

Sie drückte ihm die Hand und entfernte sich, ohne ein Wort mehr, rasch unter den Hagebuchen, in der Richtung des Schlosses.

Jenseits der Thüre, die sie geschlossen hatten, erhob sich ein Mann mitten aus dem Gesträuche und verschwand unter den Bäumen längs der Straße.

Dieser Mann trug das Geheimniß der Königin mit sich fort.

LXIX.

Der Abschied.

Die Königin stand am andern Morgen ganz lächelnd und ganz schön auf, um zur Messe zu gehen.

Ihre Wachen hatten Befehl, Jedermann zu ihr kommen zu lassen. Es war ein Sonntag, und Ihre Majestät hatte beim Erwachen gesagt:

„Das ist ein schöner Tag; es ist heute gut leben.“

Sie schien auch mit mehr Vergnügen, als gewöhnlich, den Wohlgeruch ihrer Lieblingsblumen einzuathmen; sie zeigte sich freigebiger in dem Geschenken, die sie bewilligte; sie beieferte sich, mehr ihre Seele in die Nähe Gottes zu bringen.

Sie hörte die Messe ohne Zerstreuung, und hatte nie ihren majestätischen Kopf so tief gebückt.

Während sie mit Inbrunst betete, scharrte sich die Menge, wie an den andern Sonntagen, auf dem Wege von den Gemächern zur Kapelle zusammen, und selbst die Stufen der Treppen waren bedeckt mit Cavalieren und Damen. Unter den letztern glänzte bescheiden, aber elegant gekleidet, Frau von La Mothe.

Und in dem doppelten Spalier, das die Ebellente beten, sah man rechts Herrn von Charny, dem viele seiner Freunde zu seiner Genesung, zu seiner Akehr und besonders zu seinem strahlenden Gesichte die Wünsche.

Die Gunst ist ein feiner, durchdringender Wohlgeruch, er vertheilt sich mit einer solchen Leichtigkeit in die Luft, daß von den Kennern lange vor der Oeffnung Räucherpfännchens das Aroma erkannt, bestimmt geschätzt wird. Olivier war erst seit sechs Stunden Freund der Königin, aber schon nannte sich nun den Freund von Olivier.

Während er alle diese Glückwünsche mit der guten

Miene eines wahrhaft seligen Menschen hinnahm und, um ihm mehr Ehre und Freundschaft zu erweisen, die ganze Linke des Spaliers zur Rechten übergang, gewährte Olivier, genöthigt, seine Blicke auf der Gruppe, die ihn umschwärmte, umherlaufen zu lassen, allein sich gegenüber ein Gesicht, dessen düstere Blässe und Unbeweglichkeit ihm mitten unter seiner Berauschung auffiel.

Er erkannte Philipp von Laverney, der, in seine Uniform eingezwängt, die Hand am Griffe seines Degens hielt.

Seit den Höflichkeitsbesuchen, die der Letztere im Vorzimmer seines Gegners gemacht, seit der Einsperrung von Charny durch den Doctor Louis hatte kein Zusammenhang zwischen den zwei Nebenbuhlern stattgefunden.

Charny, als er Philipp sah, der ihn ruhig, ohne Wohlwollen und ohne Drohung anschaute, begann mit einem Gruße, den ihm Philipp von fern erwiderte.

Hierauf sagte Olivier, indem er mit seiner Hand durch die Gruppe schnitt, die ihn umgab:

„Verzeihen Sie, meine Herren . . . lassen Sie mich eine Pflicht der Höflichkeit erfüllen.“

Und er durchschritt den zwischen dem Spaliere rechts und dem Spaliere links liegenden Raum, und ging gerade auf Philipp zu, der sich nicht rührte.

„Herr von Laverney,“ sagte er, während er noch artiger, als das erste Mal, grüßte, „ich mußte Ihnen für den Antheil danken, den Sie an meiner Gesundheit zu nehmen die Güte hatten, doch ich bin gestern erst hier angekommen.“

Philipp erröthete und schaute ihn an, dann schlug er die Augen nieder.

„Nein,“ fuhr Charny fort, „ich werde die Ehre haben, Ihnen morgen Ihren Besuch zurückzugeben, und ich hoffe, Sie hegen keinen Groll mehr gegen mich.“

„Durchaus nicht, mein Herr,“ erwiderte Philipp. Charny war im Begriff, seine Hand auszustrecken,

Philipp die seinige darauf legte, als die Trom-
Ankunft der Königin verkündigte.

ie Königin kommt, mein Herr," sprach langsam
, ohne daß er die freundschaftliche Geberde von
erwiedert hatte.

er punktirte diese Worte durch eine mehr
üthige, als kalte Verbeugung.

u wenig erstaunt, beeilte sich Charny, zu seinen
n im Spalier links zurückzukehren.

ilipp seinerseits blieb, als ob er Schildwache

ie Königin näherte sich, man sah sie Mehreren zu=
Bittschriften nehmen oder abnehmen lassen, denn

n hatte sie Charny erschaut, und nicht mehr
Blicke von ihm mit jenem verwegenen Muthe,

bei ihren Freundschaften die Zügel schießen
b den ihre Feinde Unverschämtheit nannten,

), sprach sie ganz laut die Worte:

itten Sie heute, meine Herren, bitten Sie, ich
te heute nichts abzuschlagen."

arny war bis in die Tiefe des Herzens durch=
von dem Ausdruck, von dem Sinn dieser Sau=
e. Er hebte vor Wonne, und dies war sein

Dank gegen die Königin.

öglich wurde diese ihrer süßen, aber gefährlichen
ung durch das Geräusch eines Trittes, durch

u einer fremden Stimme entzogen.

r Tritt knarrte zu ihrer Linken auf der Platte,
egte, aber ernste Stimme sprach:

Madame . . ."

ie Königin erblickte Philipp; sie vermochte eine
Bewegung des Erstaunens nicht zu unterdrücken,

sich so zwischen diese zwei Männer gestellt sah,
ten den einen zu sehr und den andern nicht

zu lieben sie sich vielleicht zum Vorwurf

ite! Herr von Laverney," rief sie rasch sich

fassend: „Sie! Sie haben sich etwas zu
Oh! sprechen Sie.“

„Zehn Minuten
Majestät,“ antwortete,
ohne die strenge Bläse
haben.

„Auf der Stelle, u
nigin, während sie einen
warf, welchen so nahe b
sehen sie unwillkürlich
Und sie ging rascher
hinter dem ihrigen hör
gelassen hatte.

Sie setzte indessen
ben und Bittschriften fort
in ihre Gemächer ein.

Eine Viertelstunde
Bibliothek geführt, in
empfang.

„Ah! Herr von Lou
Loue, „treten Sie ein
ein gutes Gesicht. Ich
eine Unruhe, so oft e
wünscht. Sie sind vor
Ihrer Familie. Verzeih
von Laverney . . . und
nicht, um mir ein Ungl

Roch bleichet nach
während der Scene mit
sich Philipp, da er sah
Königin in ihre Spr
wiederte:

„Madame, ich hab
versichern, daß ich ihr
bringe.“

„Ah! es ist eine A

„Ah! ja, Gute M

: zu erh

„Oh! mein Gott!“ sagte Marie Antoinette, die den eiteln Ton wieder annahm, der Philipp so unglücklich machte, „Sie haben gesagt: ach! Ich Arme, die ich in! würde eine Spanierin ausrufen, Herr von Laverney hat gesagt: ach!“

„Madame,“ erwiderte Philipp mit ernstem Tone, zwei Worte werden Eure Majestät so vollständig beruhigen, daß nicht nur Ihre edle Stirne sich heute nicht bei der Annäherung eines Laverney verschleiern, sondern daß sie sich nie mehr durch die Schuld eines Laverney Maison-Rouge verschleiern wird. Heute noch, Madame, wird der letzte dieser Familie, dem Eure Majestät einige Gunst zu bewilligen die Gnade gehabt hat, verschwinden, um nie mehr an den französischen Hof zurückzukehren.“

Als bald warf die Königin die freudige Miene von sich, die sie als Hülfsmittel gegen die muthmaßlichen Bemüthsbewegungen bei dieser Zusammenkunft angenommen hatte.

„Sie gehen!“ rief sie.

„Ja, Eure Majestät.“

„Sie . . . auch!“

Philipp verbeugte sich und erwiderte:

„Meine Schwester hat schon den Kummer gehabt, ihre Majestät zu verlassen; ich, ich war der Königin noch viel mehr unnütz, und ich gehe.“

Die Königin setzte sich ganz unruhig bei dem Gedanken, daß Andrée ihren Abschied auf immer am Tage nach einem Zusammensein bei Louis verlangt hatte, wo Herr von Charny das erste Anzeichen des Gefühles, das man für ihn hegte, zu Theil geworden war.

„Seltsam!“ murmelte sie träumerisch, und sie fügte kein Wort mehr bei.

Philipp blieb stehen wie eine marmorne Bildsäule, und wartete auf die Geberde, die ihn entlassen sollte.

Die Königin erwachte plötzlich aus ihrer Erstarrung.

„Wohin gehen Sie?“ fragte sie.

„Ich will mich zu Herrn von Lapeyrouse begeben.“

„Herr von Lapeyrouse ist in diesem Augenblicke in Neu-Foundland.“

„Ich habe alle Anstalten getroffen, um zu ihm zu gelangen.“

„Sie wissen, daß man ihm einen gräßlichen Tod geweissagt hat?“

„Gräßlich, das weiß ich nicht,“ entgegnete Philipp, „doch einen schnellen Tod, das ist mir bekannt.“

„Und Sie reisen?“

Er lächelte mit seiner so edlen und so sanften Schönheit.

„Gerade darum will ich Lapeyrouse nachfolgen,“ sagte er.

Die Königin versank abermals in ihr banges Stillschweigen.

Philipp wartete noch einmal ehrfurchtsvoll.

Die so edle und so muthige Natur von Marie Antoinette erwachte verwegener, als je.

Sie stand auf . . . trat auf den jungen Mann zu und sprach zu ihm, indem sie ihre weißen Arme auf ihrer Brust kreuzte:

„Warum gehen Sie?“

„Weil ich sehr reisegierig bin,“ antwortete er mit sanftem Tone.

„Aber Sie haben schon die Reise um die Welt gemacht,“ entgegnete die Königin, die sich einen Augenblick durch diese heldenmüthige Ruhe bethören ließ.

„Die neue Welt, ja, Madame,“ fuhr Philipp fort, „doch nicht um die alte und die neue Welt zusammen.“

Die Königin machte eine Geberde des Aergers und wiederholte, was sie zu Andrée gesagt hatte:

„Eisernes Geschlecht, stählerne Herzen, die Laverney. Ihre Schwester und Sie, Sie sind zwei furchtbare Leute, Freunde, die man am Ende haßt. Sie gehen, nicht um zu reisen, denn Sie sind dessen müde, sondern um mich zu verlassen. Ihre Schwester wurde, wie sie sagte,

Religion berufen, sie verbirgt ein Feuerherz
 Asche. Kurz, sie wollte gehen, und sie ist
 Gott mache sie glücklich. Sie, Sie, der
 lich sein könnten, Sie gehen nun auch . . .
 Ihnen vorhin, die Laverney bringen mir

onen Sie uns, Madame; wenn Eure Majestät
 hätte, besser in unsern Herzen zu suchen, so
 eine grenzenlose Ergebenheit darin sehen.“
 en Sie,” rief die Königin zornig, „Sie sind
 er, Ihre Schwester ist eine Philosophin, un-
 Geschöpfe; sie stellt sich die Welt wie ein
 vor, wo man nur unter der Bedingung Ein-
 , daß man zu den Heiligen gehöre; Sie halten
 für die Hölle, in welche nur die Teufel ein-
 nd Sie Beide haben die Welt geflohen: das
 l Sie darin das finden, was Sie nicht suchen;
 re, weil Sie nicht darin finden, was Sie
 habe ich Recht? Ei! mein lieber Herr von
 lassen Sie die menschlichen Geschöpfe unvoll-
 ein; verlangen Sie von den königlichen Für-
 er, daß sie die unvollkommensten von den
 en Geschlechtern seien; seien Sie duldsam,
 Sie vielmehr nicht selbstsüchtig.“

betonte diese Worte mit zu viel Leidenschaft.
 pp war im Vortheil.

ame,” sagte er, „die Selbstsucht ist eine
 wenn man sich derselben bedient, um seine
 n zu erheben.“

e Antoinette erröthete.

s, was ich weiß,” sagte sie, „ist, daß ich
 ebte, und daß sie mich verlassen hat; daß ich
 ste auf Sie hielt, und daß Sie mich ebenfalls

Es ist demüthigend für mich, zwei so voll-
 Personen . . . ich scherze nicht, mein Herr . . .
 s verlassen zu sehen.“

ts kann eine Person demüthigen, die so

erhaben ist, wie Sie," erwiderte Laverney kalt; „die Beschämung erreicht hohe Stirnen, wie die Ihrige, nicht.“

„Ich suche mit aller Sorgfalt, was Sie hat verlegen können," fuhr die Königin fort.

„Nichts, nichts hat mich verlegt," erwiderte Philipp lebhaft.

„Ihr Grad ist bestätigt worden; Ihr Glück ist im besten Zuge; ich zeichnete Sie aus . . .“

„Ich wiederhole Eurer Majestät, daß mir nichts bei Hofe mißfällt.“

„Und wenn ich Ihnen sagte, Sie sollen bleiben . . . und wenn ich es Ihnen befehlen würde? . . .“

„Ich hätte den Schmerz, Eurer Majestät mit einer Weigerung zu antworten.“

Die Königin versenkte sich zum dritten Mal in jene stillschweigende Zurückhaltung, die für ihre Logik das war, was bei dem ermüdeten Fechter die Handlung ist, durch die er seinen Gegner aus der Lage zu bringen sucht.

Und da sie aus dieser Ruhe immer durch einen unerwarteten Schlag heraustrat, so sagte sie, indem sie ihren klaren Blick auf Philipp heftete:

„Es ist vielleicht Jemand hier, der Ihnen mißfällt? Sie sind argwöhnisch.“

„Niemand mißfällt mir.“

„Ich glaubte, Sie stünden schlecht . . . mit einem Cavalier . . . mit Herrn von Gharny . . . den Sie im Duell verwundet haben . . .“ sagte die Königin, sich stufenweise belebend. „Und da es einfach ist, daß man die Leute flieht, die man nicht liebt, so werden Sie, sobald Sie die Rückkehr von Herrn von Gharny bemerkt, den Hof zu verlassen gewünscht haben.“

Philipp antwortete nicht.

Die Königin, die sich in Beziehung auf diesen so redlichen, so wackern Mann täuschte, glaubte es mit einem gewöhnlichen Eiferjüchtigen zu thun zu haben. Sie verfolgte ihn ohne Schonung.

„Sie wissen erst seit heute, daß Herr von Charny zurückgekommen ist,“ fuhr sie fort. „Ich sage, seit heute? und heute verlangen Sie Ihren Abschied von mir?“

Philipp wurde mehr bleifarbig, als bleich. So angegriffen, so mit Füßen getreten, erhob er sich grausam.

„Madame,“ sagte er, „es ist wahr, ich weiß die Rückkehr von Herrn von Charny erst seit heute; nur ist es länger, als Eure Majestät denkt, denn ich habe Herrn von Charny gegen zwei Uhr Morgens an der Parkthüre getroffen, welche mit den Apollo-Bädern in Verbindung steht.“

Die Königin erbleichte ebenfalls, und nachdem sie mit einer Bewunderung, gemischt mit Schrecken, die vollkommene Höflichkeit betrachtet hatte, die der Edelmann in seinem Zorne behielt, murmelte sie mit erschauerlicher Stimme:

„Gut, mein Herr, gehen Sie, ich halte Sie nicht zurück.“

Philipp verbeugte sich zum letzten Mal und ging mit langsamem Schritte weg.

Die Königin fiel, wie vom Blitze getroffen, in ihren Lehnstuhl und rief:

„Frankreich, du Land der edlen Herzen!“

LXX.

Die Eifersucht des Cardinals.

Indessen hatte der Cardinal drei Nächte aufeinander folgen sehen, die sehr verschieden von denen waren, die seine Einbildungskraft unablässig sich wiederholen ließ.

Keine Nachricht von irgend Jemand, keine Hoffnung auf einen Besuch. Diese Todesstille nach der Aufregung der Leidenschaft war die Dunkelheit eines Kellers nach dem heitern Sonnenlicht.

Der Cardinal schmeichelte sich Anfangs der Hoffnung, seine Geliebte, ein Weib, bevor sie Königin, wolle kennen lernen, welcher Natur die Liebe wäre, die man ihr bezeigte, und ob sie nach der Prüfung wie vor derselben gefiele. Ein ganz männliches Gefühl, dessen Körperlichkeit eine zweischneidige Waffe wurde, die den Cardinal sehr schmerzlich verwundete, wenn sie sich gegen ihn wandte.

Als er nichts kommen sah und nichts hörte, als das Stillschweigen, wie Herr Delille sagt, da befürchtete der Unglückliche in der That, diese Prüfung sei für ihn selbst ungünstig gewesen. Hieron rührte eine Angst, eine Bangigkeit her, von der man sich keinen Begriff machen kann, wenn man nicht an den allgemeinen Nervenschmerzen gelitten hat, welche aus jeder nach dem Gehirn ausmündenden Faser eine Feuerschlange machen, die sich durch ihren eigenen Willen krümmt oder abspannt.

Dieses Mißbehagen wurde dem Cardinal unerträglich; er schickte zehnmal in einem halben Tage in die Wohnung von Frau von La Mothe, zehnmal nach Versailles.

Der zehnte Gilbote brachte ihm endlich Jeanne, welche dort Charny und die Königin bewachte und sich innerlich zu dieser Ungeduld des Cardinals, der sie bald den günstigen Erfolg ihres Unternehmens zu verbanken haben sollte, Glück wünschte.

Der Cardinal, als er sie sah, brach los:

„Wie!“ rief er, „Sie leben mit dieser Ruhe! Wie! Sie wissen, daß ich auf der Folter bin, und Sie, die Sie sich meine Freundin nennen, lassen diese Folter bis zum Tode gehen!“

„Ei! Monseigneur,“ erwiderte Jeanne, „Geduld,

Wenn's beliebt. Was ich in Versailles fern von Ihnen hat, ist viel nützlicher, als das, was Sie hier nach mir verlangend machten."

"Man ist nicht in diesem Grade grausam," sagte Seine Excellenz, besänftigt durch die Hoffnung, Nachrichten zu erhalten. "Sprechen Sie, was sagt man, was thut man dort?"

"Die Abwesenheit ist ein schmerzliches Uebel, mag man nun in Paris oder in Versailles daran leiden."

"Das entzückt mich, und ich danke Ihnen dafür; aber . . ."

"Aber?"

"Beweise!"

"Oh! guter Gott," rief Jeanne, "was sagen Sie a, Monseigneur! Beweise! . . . Sind Sie wohl bei Vernunft, Monseigneur, daß Sie von einer Frau Beweise von ihren Fehlern verlangen?"

"Ich verlange keine Urkunde für einen Prozeß, Gräfin; ich verlange ein Liebespfand."

"Mir scheint," erwiderte sie, nachdem sie Seine Excellenz auf eine gewisse Weise angeschaut hatte, "Sie werden sehr anspruchsvoll, wenn nicht sehr verzeßlich."

"Oh! ich weiß, was Sie mir sagen wollen . . . Ich weiß, daß ich mich für sehr befriedigt . . . für sehr geehrt halten müßte; doch beurtheilen Sie mein Herz durch das Ihrige, Gräfin . . . Wie nähmen Sie es auf, wenn Sie so, nachdem Sie den Anschein der Gunst gehabt, auf die Seite geworfen würden?"

"Sie haben, glaube ich, gesagt, den Anschein?" erwiderte Jeanne mit demselben spöttischen Tone.

"Oh! es ist gewiß, Sie können mich ungestraft beklagen, Gräfin, es ist wahr, nichts berechtigt mich, mich zu beklagen; doch ich beklage mich . . ."

"Monseigneur, ich kann nicht für Ihre Unzufriedenheit verantwortlich sein, wenn sie nur leichtfertige Gründe hat, oder wenn sie gar keine Gründe hat."

„Gräfin, Sie behandeln mich schlecht.“

„Monseigneur, ich wiederhole Ihre Worte. Ich folge Ihrer Erörterung.“

„Inspiriren Sie sich durch sich selbst, statt mir meine Tollheiten vorzuwerfen; helfen Sie mir, statt mich zu martern.“

„Ich kann Ihnen nicht da helfen, wo ich nichts zu thun sehe.“

„Sie sehen nichts zu thun?“ sagte der Cardinal, indem er auf jedes Wort einen Nachdruck legte.

„Nichts.“

„Wohl! Madame,“ rief Herr von Rohan voll Hefigkeit, „es sagt vielleicht nicht Jedermann, was Sie sagen.“

„Ach! Monseigneur, nun sind wir bis zum Zorn gelangt, und wir verstehen uns nicht mehr. Eure Excellenz wird mir verzeihen, wenn ich ihr dies bemerke.“

„Zum Zorn! ja . . . Ihr böser Wille treibt mich dazu, Gräfin.“

„Und Sie berechnen nicht, ob dies Ungerechtigkeit ist?“

„Oh! nein! Wenn Sie mir nicht mehr dienen, so ist dies der Fall, weil Sie es nicht mehr anders machen können, das sehe ich wohl.“

„Sie beurtheilen mich gut; warum klagen Sie mich dann an?“

„Weil Sie mir die ganze Wahrheit sagen müßten, Madame.“

„Die Wahrheit! ich habe Ihnen die gesagt, welche ich weiß.“

„Sie sagen mir nicht, daß die Königin eine Treulose, eine Coquette ist, daß sie die Leute anspornt, sie anzubeten, und daß sie dieselben hernach der Verzweiflung überantwortet.“

Jeanne schaute ihn mit erstaunter Miene an.

„Erklären Sie sich,“ sagte sie zitternd, nicht vor Angst, sondern vor Freude.

Sie hatte in der That in der Eifersucht des Cardinals einen Ausgang erblickt, den ihr die Umstände nicht gegeben hätten, um aus einer so schwierigen Lage herauszukommen.

Gestehen Sie mir," fuhr der Cardinal fort, der mit seiner Leidenschaft rechnete, „gestehen Sie mir, Sie, daß die Königin sich weigert, mich zu sehen." Ich sage das nicht, Monseigneur."

Gestehen Sie, daß sie, wenn sie mich nicht mit vollen Willen zurückstößt, was ich immer noch mich aus dem Besitze setzt und fern von sich hält, nicht irgend einen andern Liebhaber zu beunruhigen, in meine Huldigungen Verdacht erregt haben."

Ah! Monseigneur," rief Jeanne mit einem so reichen Tone, daß sie noch viel mehr errathen ließ, zu verbergen wollte.

Hören Sie mich," sagte der Cardinal, „als ich Majestät zum letzten Male sah, glaubte ich im Grunde gehen zu hören."

Tollheit!"

Und ich werde Alles sagen, was ich muthmaße." Sagen Sie nicht ein Wort mehr, Monseigneur, beleidigen die Königin, und überdies, wenn es wahr ist, wenn sie so unglücklich wäre, daß sie die Ueberzeugung eines Liebhabers befürchten müßte, was ich glaube, wären Sie ungerecht genug, ihr ein Verbrechen aus der Vergangenheit zu machen, die sie Ihnen Opfer bringt?"

Die Vergangenheit! die Vergangenheit! Das ist ein soßes Wort; aber es fällt, Gräfin, wenn diese Vergangenheit noch die Gegenwart ist und die Zukunft nicht!"

Pfui! Monseigneur; Sie sprechen mit mir, als wären Sie mit einem Mäkler, dem Sie vorwerfen, er habe Sie zu einem schlechten Geschäfte verkauft. Ihr Argwohn, Monseigneur, ist so verlegend für die Königin, daß er es am Ende auch für mich wird."

„Ich will mich zu Herrn von Lapeyrouse begeben.“

„Herr von Lapeyrouse ist in diesem Augenblicke in Neu-Foundland.“

„Ich habe alle Anstalten getroffen, um zu ihm zu gelangen.“

„Sie wissen, daß man ihm einen gräßlichen Tod geweissagt hat?“

„Gräßlich, das weiß ich nicht,“ entgegnete Philipp, „doch einen schnellen Tod, das ist mir bekannt.“

„Und Sie reisen?“

Er lächelte mit seiner so edlen und so sanften Schönheit.

„Gerade darum will ich Lapeyrouse nachfolgen,“ sagte er.

Die Königin versank abermals in ihr banges Stillschweigen.

Philipp wartete noch einmal ehrfurchtsvoll.

Die so edle und so muthige Natur von Marie Antoinette erwachte verwegener, als je.

Sie stand auf . . . trat auf den jungen Mann zu und sprach zu ihm, indem sie ihre weißen Arme auf ihrer Brust kreuzte:

„Warum gehen Sie?“

„Weil ich sehr reisegierig bin,“ antwortete er mit sanftem Tone.

„Aber Sie haben schon die Reise um die Welt gemacht,“ entgegnete die Königin, die sich einen Augenblick durch diese heldenmüthige Ruhe bethören ließ.

„Die neue Welt, ja, Madame,“ fuhr Philipp fort, „doch nicht um die alte und die neue Welt zusammen.“

Die Königin machte eine Geberde des Aergers und wiederholte, was sie zu Andrée gesagt hatte:

„Eisernes Geschlecht, stählerne Herzen, die Laverney. Ihre Schwester und Sie, Sie sind zwei furchtbare Leute, Freunde, die man am Ende haßt. Sie gehen, nicht um zu reisen, denn Sie sind dessen müde, sondern um mich zu verlassen. Ihre Schwester wurde, wie sie sagte,

on der Religion berufen, sie verbirgt ein Feuerherz unter der Asche. Kurz, sie wollte gehen, und sie ist gegangen. Gott mache sie glücklich. Sie, Sie, der Sie glücklich sein könnten, Sie gehen nun auch . . . h sagte Ihnen vorhin, die Laverney bringen mir Unglück!"

„Schonen Sie uns, Madame; wenn Eure Majestät die Gnade hätte, besser in unsern Herzen zu suchen, so würde sie eine grenzenlose Ergebenheit darin sehen.“

„Hören Sie,“ rief die Königin zornig, „Sie sind in Quäker, Ihre Schwester ist eine Philosophin, unmögliche Geschöpfe; sie stellt sich die Welt wie ein Paradies vor, wo man nur unter der Bedingung Eintritt finde, daß man zu den Heiligen gehöre; Sie halten die Welt für die Hölle, in welche nur die Teufel eintreten; und Sie Beide haben die Welt gestoh'n: das eine, weil Sie darin das finden, was Sie nicht suchen; das Andere, weil Sie nicht darin finden, was Sie suchen. Habe ich Recht? Ei! mein lieber Herr von Laverney, lassen Sie die menschlichen Geschöpfe unvollkommen sein; verlangen Sie von den königlichen Familien nur, daß sie die unvollkommensten von den menschlichen Geschlechtern seien; seien Sie duldsam, aber seien Sie vielmehr nicht selbstsüchtig.“

Sie betonte diese Worte mit zu viel Leidenschaft. Philipp war im Vortheil.

„Madame,“ sagte er, „die Selbstsucht ist eine Tugend, wenn man sich derselben bedient, um seine Anbetungen zu erheben.“

Marie Antoinette erröthete.

„Alles, was ich weiß,“ sagte sie, „ist, daß ich André liebt, und daß sie mich verlassen hat; daß ich diese Stücke auf Sie hielt, und daß Sie mich ebenfalls verlassen. Es ist demüthigend für mich, zwei so vollkommenen Personen . . . ich scherze nicht, mein Herr . . . mein Haus verlassen zu sehen.“

„Nichts kann eine Person demüthigen, die so

erhaben ist, wie Sie," erwiderte Taverney kalt; „die Beschämung erreicht hohe Stirnen, wie die Ihrige, nicht.“

„Ich suche mit aller Sorgfalt, was Sie hat verlegen können," fuhr die Königin fort.

„Nichts, nichts hat mich verletzt," erwiderte Philipp lebhaft.

„Ihr Grad ist bestätigt worden; Ihr Glück ist im besten Zuge; ich zeichnete Sie aus . . .“

„Ich wiederhole Eurer Majestät, daß mir nichts bei Hofe mißfällt.“

„Und wenn ich Ihnen sagte, Sie sollen bleiben . . . und wenn ich es Ihnen befehlen würde? . . .“

„Ich hätte den Schmerz, Eurer Majestät mit einer Weigerung zu antworten.“

Die Königin versenkte sich zum dritten Mal in jene stillschweigende Zurückhaltung, die für ihre Logik das war, was bei dem ermüdeten Fechter die Handlung ist, durch die er seinen Gegner aus der Lage zu bringen sucht.

Und da sie aus dieser Ruhe immer durch einen unerwarteten Schlag heraustrat, so sagte sie, indem sie ihren klaren Blick auf Philipp heftete:

„Es ist vielleicht Jemand hier, der Ihnen mißfällt? Sie sind argwöhnisch.“

„Niemand mißfällt mir.“

„Ich glaubte, Sie stünden schlecht . . . mit einem Cavalier . . . mit Herrn von Charny . . . den Sie im Duell verwundet haben . . .“ sagte die Königin, sich stufenweise belebend. „Und da es einfach ist, daß man die Leute flieht, die man nicht liebt, so werden Sie, sobald Sie die Rückkehr von Herrn von Charny bemerkt, den Hof zu verlassen gewünscht haben.“

Philipp antwortete nicht.

Die Königin, die sich in Beziehung auf diesen so redlichen, so wackern Mann täuschte, glaubte es mit einem gewöhnlichen Eifersüchtigen zu thun zu haben. Sie verfolgte ihn ohne Schonung.

Sie wissen erst seit heute, daß Herr von Charny gekommen ist," fuhr sie fort. "Ich sage, seit ? und heute verlangen Sie Ihren Abschied ihr?"

Philipp wurde mehr bleifarbig, als bleich. So rissen, so mit Füßen getreten, erhob er sich im.

Madame," sagte er, "es" ist wahr, ich weiß die ehr von Herrn von Charny erst seit heute; nur länger, als Eure Majestät denkt, denn ich habe von Charny gegen zwei Uhr Morgens an der tür getroffen, welche mit den Apollo-Bädern in ndung steht."

Die Königin erbleichte ebenfalls, und nachdem sie iner Bewunderung, gemischt mit Schrecken, die mmene Höflichkeit betrachtet hatte, die der Edel- in seinem Zorne behielt, murmelte sie mit er- rer Stimme:

Gut, mein Herr, gehen Sie, ich halte Sie nicht "

Philipp verbeugte sich zum letzten Mal und ging ingsamem Schritte weg.

Die Königin fiel, wie vom Blitze getroffen, in Lehnstuhl und rief:

Frankreich, du Land der edlen Herzen!"

LXX.

Die Eifersucht des Cardinals.

Indessen hatte der Cardinal drei Nächte aufeinander folgen sehen, die sehr verschieden von denen waren, : seine Einbildungskraft unablässig sich wieder n ließ.

Keine Nachricht von irgend Jemand, keine Hoffnung auf einen Besuch. Diese Todesstille nach der Aufregung der Leidenschaft war die Dunkelheit eines Kellers nach dem heitern Sonnenlicht.

Der Cardinal schmeichelte sich Anfangs der Hoffnung, seine Geliebte, ein Weib, bevor sie Königin, wolle kennen lernen, welcher Natur die Liebe wäre, die man ihr bezeigte, und ob sie nach der Prüfung wie vor derselben gestele. Ein ganz männliches Gefühl, dessen Körperlichkeit eine zweischneidige Waffe wurde, die den Cardinal sehr schmerzlich verwundete, wenn sie sich gegen ihn wandte.

Als er nichts kommen sah und nichts hörte, als das Stillschweigen, wie Herr Delille sagt, da befürchtete der Unglückliche in der That, diese Prüfung sei für ihn selbst ungünstig gewesen. Davon rührte eine Angst, eine Bangigkeit her, von der man sich keinen Begriff machen kann, wenn man nicht an den allgemeinen Nervenschmerzen gelitten hat, welche aus jeder nach dem Gehirn ausmündenden Faser eine Feuerschlange machen, die sich durch ihren eigenen Willen krümmt und über abspannt.

Dieses Mißbehagen wurde dem Cardinal unerträglich; er schickte zehnmal in einem halben Tage in die Wohnung von Frau von La Mothe, zehnmal nach Versailles.

Der zehnte Gilbote brachte ihm endlich Jeanne, welche dort Charny und die Königin bewachte und sich innerlich zu dieser Ungeduld des Cardinals, der sie bald den günstigen Erfolg ihres Unternehmens zu verdanken haben sollte, Glück wünschte.

Der Cardinal, als er sie sah, brach los:

„Wie!“ rief er, „Sie leben mit dieser Ruhe! Wie! Sie wissen, daß ich auf der Folter bin, und Sie, die Sie sich meine Freundin nennen, lassen diese Folter bis zum Tode gehen!“

„Ei! Monseigneur,“ erwiderte Jeanne, „Geduld,

Wenn's beliebt. Was ich in Versailles fern von Ihnen hat, ist viel nützlicher, als das, was Sie hier nach mir verlangend machten."

"Man ist nicht in diesem Grade grausam," sagte Seine Excellenz, besänftigt durch die Hoffnung, Nachrichten zu erhalten. "Sprechen Sie, was sagt man, was thut man dort?"

"Die Abwesenheit ist ein schmerzliches Uebel, mag man nun in Paris oder in Versailles daran leiden."

"Das entzückt mich, und ich danke Ihnen dafür; aber . . ."

"Aber?"

"Beweise!"

"Oh! guter Gott," rief Jeanne, "was sagen Sie a, Monseigneur! Beweise! . . . Sind Sie wohl ein Vernunft, Monseigneur, daß Sie von einer Frau Beweise von ihren Fehlern verlangen?"

"Ich verlange keine Urkunde für einen Prozeß, Gräfin; ich verlange ein Liebespfand."

"Mir scheint," erwiderte sie, nachdem sie Seine Excellenz auf eine gewisse Weise angeschaut hatte, "Sie werden sehr anspruchsvoll, wenn nicht sehr verzeßlich."

"Oh! ich weiß, was Sie mir sagen wollen . . . Ich weiß, daß ich mich für sehr befriedigt . . . für sehr geehrt halten müßte; doch beurtheilen Sie mein Herz durch das Ihrige, Gräfin . . . Wie nähmen Sie es auf, wenn Sie so, nachdem Sie den Anschein der Gunst erhabt, auf die Seite geworfen würden?"

"Sie haben, glaube ich, gesagt, den Anschein?" erwiderte Jeanne mit demselben spöttischen Tone.

"Oh! es ist gewiß, Sie können mich ungestraft beklagen, Gräfin, es ist wahr, nichts berechtigt mich, mich zu beklagen; doch ich beklage mich . . ."

"Monseigneur, ich kann nicht für Ihre Unzufriedenheit verantwortlich sein, wenn sie nur leichtfertige Gründe hat, oder wenn sie gar keine Gründe hat."

„Gräfin, Sie behandeln mich schlecht.“

„Monseigneur, ich wiederhole Ihre Worte. Ich folge Ihrer Erörterung.“

„Inspiriren Sie sich durch sich selbst, statt mir meine Tollheiten vorzuwerfen; helfen Sie mir, statt mich zu martern.“

„Ich kann Ihnen nicht da helfen, wo ich nichts zu thun sehe.“

„Sie sehen nichts zu thun?“ sagte der Cardinal, indem er auf jedes Wort einen Nachdruck legte.

„Nichts.“

„Wohl! Madame,“ rief Herr von Rohan voll Hefigkeit, „es sagt vielleicht nicht Jedermann, was Sie sagen.“

„Ach! Monseigneur, nun sind wir bis zum Zorn gelangt, und wir verstehen uns nicht mehr. Eure Excellenz wird mir verzeihen, wenn ich ihr dies bemerke.“

„Zum Zorn! ja . . . Ihr böser Wille treibt mich dazu, Gräfin.“

„Und Sie berechnen nicht, ob dies Ungerechtigkeit ist?“

„Oh! nein! Wenn Sie mir nicht mehr dienen, so ist dies der Fall, weil Sie es nicht mehr anders machen können, das sehe ich wohl.“

„Sie beurtheilen mich gut; warum klagen Sie mich dann an?“

„Weil Sie mir die ganze Wahrheit sagen müßten, Madame.“

„Die Wahrheit! ich habe Ihnen die gesagt, welche ich weiß.“

„Sie sagen mir nicht, daß die Königin eine Treulose, eine Coquette ist, daß sie die Leute anspornt, sie anzubeten, und daß sie dieselben hernach der Verzeihung überantwortet.“

Jeanne schaute ihn mit erstaunter Miene an.

„Erklären Sie sich,“ sagte sie zitternd, nicht vor Angst, sondern vor Freude.

sie hatte in der That in der Eifersucht des Cardinals einen Ausgang erblickt, den ihr die Umstände nicht gegeben hätten, um aus einer so schwierigen Lage herauszukommen.

Bestehen Sie mir," fuhr der Cardinal fort, der mit seiner Leidenschaft rechnete, „gestehen Sie mir, Sie, daß die Königin sich weigert, mich zu sehen." Ich sage das nicht, Monseigneur."

Bestehen Sie, daß sie, wenn sie mich nicht mit vollen Willen zurückstößt, was ich immer noch mich aus dem Besitze setzt und fern von sich hält, nicht irgend einen andern Liebhaber zu beunruhigen, und meine Huldigungen Verdacht erregt haben."

Ah! Monseigneur," rief Jeanne mit einem so eichen Tone, daß sie noch viel mehr errathen ließ, verbergen wollte.

Hören Sie mich," sagte der Cardinal, „als ich Majestät zum letzten Male sah, glaubte ich im Grunde gehen zu hören."

Echtheit!"

Und ich werde Alles sagen, was ich muthmaße." Sagen Sie nicht ein Wort mehr, Monseigneur, leidigen die Königin, und überdies, wenn es wahr wenn sie so unglücklich wäre, daß sie die Ueberzeugung eines Liebhabers befürchten müßte, was ich glaube, wären Sie ungerecht genug, ihr ein Verbrechen aus der Vergangenheit zu machen, die sie Ihnen opfer bringt?"

Die Vergangenheit! die Vergangenheit! Das ist ein offenes Wort; aber es fällt, Gräfin, wenn diese Vergangenheit noch die Gegenwart ist und die Zukunft ist!"

Psui! Monseigneur; Sie sprechen mit mir, als wenn Sie mit einem Mäfler, dem Sie vorwerfen, er habe Sie zu einem schlechten Geschäfte verurtheilt. Ihr Argwohn, Monseigneur, ist so verlegend für die Königin, daß er es am Ende auch für mich wird."

„Dann, Gräfin, beweisen Sie mir . . .“

„Ah! Monseigneur, wenn Sie dieses Wort wiederholen, so nehme ich die Beleidigung für meine Rechnung.“

„Kurz! . . . liebt sie mich ein wenig?“

„Da gibt es etwas ganz Einfaches, Monseigneur,“ sagte Jeanne, indem sie auf den Tisch des Cardinals und auf das darauf stehende Schreibzeug deutete. „Setzen Sie sich dorthin und fragen Sie die Königin selbst.“

Der Cardinal ergriff voll Entzücken die Hand von Jeanne und rief:

„Sie werden ihr das Billet zustellen?“

„Wenn ich es ihr nicht zustellte, wer würde es denn sonst übernehmen?“

„Und . . . Sie versprechen mir eine Antwort?“

„Wenn Sie keine Antwort bekämen, wie würden Sie erfahren, woran Sie sich zu halten haben?“

„Oh! so ist es gut, Gräfin, so liebe ich Sie.“

„Nicht wahr?“ sagte sie mit ihrem feinen Lächeln.

Er setzte sich, nahm die Feder und fing einen Brief an. Herr von Rohan hatte eine bereifte Feder, einen leichten Brief; doch er zerriß zehn Blätter, ehe er sich selbst gefiel.

„Wenn Sie immer so fortfahren, werden Sie nie zum Ziele kommen,“ sagte Jeanne.

„Sehen Sie, Gräfin, ich misstrauere meiner Zärtlichkeit; sie überströmt unwillkürlich und würde vielleicht die Königin ermüden.“

„Ah!“ versetzte Jeanne mit Ironie, „wenn Sie ihr als Politiker schreiben, so wird sie Ihnen mit einem diplomatischen Billet antworten. Das ist Ihre Sache.“

„Sie haben Recht, und Sie sind eine ächte Frau nach Geist und Herz. Hören Sie, Gräfin, warum sollten wir ein Geheimniß für Sie haben, da Sie das unsere besitzen?“

Sie lächelte.

„Es ist wahr,“ sagte sie, „Sie haben mir wenig zu verbergen.“

„Lesen Sie über meine Schulter, lesen Sie so schnell, als ich schreiben werde; denn mein Herz brennt, meine Feder wird das Papier verzehren.“

Er schrieb in der That; er schrieb einen Brief so glühend, so toll, so voll von Liebesvorfürfen und gefährdenden Beteuerungen, daß, als er geendet hatte, Jeanne, die seinen Gedanken bis zur Unterschrift folgte, zu sich selbst sagte:

„Er hat geschrieben, was ich ihm zu dictiren nicht gewagt hätte.“

Der Cardinal überlas sein Billet und fragte dann Jeanne:

„Ist es so gut?“

„Wenn die Königin Sie liebt,“ erwiderte die Verrätherin, „so werden Sie sie morgen sehen; nun aber verhalten Sie sich ruhig.“

„Bis morgen, ja.“

„Ich verlange nicht mehr, Monseigneur.“

Sie nahm das versiegelte Billet, ließ sich von Monseigneur auf die Augen küssen, und kehrte gegen Abend nach Hause zurück. Ausgekleidet, erfrischt, fing sie hier an nachzudenken.

Die Lage war so, wie sie sich dieselbe seit ihrem ersten Auftreten versprochen hatte.

Noch zwei Schritte, und sie war am Ziel.

Wen von Beiden war es besser zum Schilde zu wählen: die Königin oder den Cardinal?

Dieser Brief des Cardinals versetzte ihn in die Unmöglichkeit, je Frau von La Mothe an dem Tage anzuklagen, wo sie ihn nöthigen würde, die für das Halsband schuldige Summe zurückzubezahlen.

Angenommen, der Cardinal und die Königin würden sich sehen, um sich zu verständigen, wie sollten sie es wagen, Frau von La Mothe, die Verwahrerin eines so ärgerlichen Geheimnisses, zu Grunde zu richten?

Die Königin würde keinen Lärmen machen und den Haß des Cardinals glauben, der Cardinal würde an die Coquetterie der Königin glauben, doch die Debatte, wenn eine entstände, würde bei geschlossenen Thüren stattfinden, und nur beargwöhnt würde Gian von La Mothe diesen Vorwand ergreifen, um sich, die schöne Summe von anderthalb Millionen realisirend, aus dem Vaterlande zu verbannen.

Der Cardinal wurde wohl wissen, Jeanne habe diese Brillanten genommen, die Königin würde es wohl errathen; doch wozu sollte es ihnen nützen, eine Angelegenheit ruchbar zu machen, welche so eng mit der des Parks und der Apollo-Bäder in Verbindung gebracht war?

Nur genügte nicht ein Brief, um dieses ganze Vertheidigungssystem festzustellen; der Cardinal hatte gute Federn, er würde sieben- bis achtmal schreiben.

Was die Königin betrifft, wer weiß, ob sie nicht mit Herrn von Charny Waffen für Jeanne von La Mothe schmiedete?

So viele Wirrsale und Umwege liefen im schlimmsten Fall auf eine Flucht aus, und Jeanne setzte schon zum Voraus ihre Stufen über einander.

Zuerst Verfall des Termins, Anzeige der Juweliere. Die Königin ging gerade zu Herrn von Rohan.

Wie?

Durch die Vermittelung von Jeanne, das war unvermeidlich. Jeanne benachrichtigte den Cardinal und forderte ihn auf, zu bezahlen.

Weigerte er sich . . . Drohung, die Briefe zu veröffentlichen; er bezahlte.

Nach geleisteter Bezahlung keine Gefahr mehr. Was den öffentlichen Lärm betrifft, so blieb noch die Intriguenfrage auszubeuten. In diesem Punkte vollkommene Befriedigung. Die Ehre einer Königin und eines Kirchenfürsten um den Preis von anderthalb Millionen, das war noch zu wohltheil. Jeanne glau

zu sein, sie würde drei Millionen bekommen, sie wollte.

Und warum war Jeanne ihrer Sache in Beziehung zu Intriguenfrage so sicher?

Beil der Cardinal der Ueberzeugung lebte, er sei drei Mächte hinter einander die Königin in den Gemächern von Versailles gesehen . . . und weil keine der Erde dem Cardinal beweisen würde, er sich geäuscht . . . Weil ein einziger Beweis des Gegensatzes übrig blieb, ein lebendiger, unverwerflicher Beweis, den aber Jeanne aus der Debatte zu entfernen sich griff stand.

Bei diesem Punkte ihres Nachsinnens angelangt, schritt Jeanne an das Fenster und erblickte Olivia, ganz ruhig, ganz neugierig auf ihrem Balcon.

„Es ist an uns Beiden,“ dachte Jeanne, indem sie die Gräfin zärtlich grüßte . . .

Die Gräfin machte Olivia das verabredete Zeichen, am Abend herabzukommen.

Ganz freudig, nachdem sie diese officielle Mittheilung erhalten, kehrte Olivia in ihr Zimmer zurück, und sie versank wieder in ihr Nachdenken.

Das Werkzeug zerbrechen, wenn es nicht mehr dienen kann, das ist die Gewohnheit aller Leute der Intrigue; nur scheitert die Mehrzahl derselben, entweder, sie dieses Werkzeug so zerbrechen, daß es einen Mann ausstößt, der das Geheimniß verräth, oder indem sie es unvollständig genug zerbrechen, daß es noch nicht zu dienen vermag.

Jeanne dachte, ganz dem Vergnügen, zu leben, zuzuhilfen, würde sich die kleine Olivia nicht zerbrechen lassen ohne einen Seufzer von sich zu geben.

Dan mußte nothwendig für sie eine Fabel erfinden, eine bestimmte, zu fliehen; eine andere, die ihr sehr zu fliehen gestattete.

Die Schwierigkeiten erhoben sich auf jedem Schritt; gewisse Geister finden ein ebenso großes Vergnügen

baran, die Schwierigkeiten aufzulösen, als andere, die Rosen mit Füßen zu treten.

Oliva, so sehr sie über die Gesellschaft ihrer neuen Freundin entzückt war, war doch nur beziehungsweise darüber entzückt, das heißt, insofern sie diese Verbindung durch die Scheiben ihres Gefängnisses erschaute, fand sie dieselbe kostbar.

Doch die aufrichtige Nicole verbarg ihrer Freundin nicht, der lichte Tag, die Spazierfahrten im hellen Sonnenschein, kurz alle die Wirklichkeiten des Lebens wären ihr lieber gewesen, als die nächtlichen Promenaden und das erdichtete Königthum.

Die Weinahe des Lebens waren Jeanne, ihre Liebeskosen und ihre Vertraulichkeit; die Wirklichkeiten des Lebens waren Geld und Beaufire.

Jeanne, welche diese Theorie gründlich studirt hatte, gelobte sich, dieselbe bei der ersten Gelegenheit anzuwenden.

Indem sie sich zusammenfaßte, gab sie als Thema ihrer Unterredung mit Nicole die Nothwendigkeit, den Beweis der strafbaren im Park von Versailles begangenen Betrügereien ganz und gar verschwinden zu machen.

Die Nacht brach ein, Oliva kam herab. Jeanne erwartete sie vor der Thür.

Beide gingen wieder die Rue Saint-Glaude bis zu dem verödeten Boulevard hinauf, wo sie ihren Wagen erreichten, den sie, um besser mit einander sprechen zu können, im Schritt auf dem Wege fahren ließen, welcher sich kreisförmig nach Vincennes zieht.

Nicole war wohl eingehüllt in ein einfaches Kleid und in eine weite Galeche, Jeanne war als Grifette gekleidet, und Niemand vermochte sie zu erkennen. Man hätte zu diesem Behufe überdies in den Wagen tauchen müssen, und die Polizei allein war hiezu befugt. Nichts aber hatte bis jetzt Verdacht bei der Polizei erweckt.

Dabei trug dieser Wagen, statt nur glatt zu sein, an seinen Füllungen das Wappen der Valois, eine beachtenswerthe Schildwache, deren Verbot zu durchbrechen oder zu überschreiten die Gewaltthat eines Agenten nie gewagt hätte.

Oliva fing damit an, daß sie Jeanne mit Küffen bedeckte, und diese erwiderte dieselben mit Bucher.

„Oh! was habe ich mich gelangweilt,“ sagte Oliva, „ich suchte Sie, ich rief nach Ihnen.“

„Unmöglich, meine Freundin, ich konnte Sie unmöglich besuchen, ich wäre eine zu große Gefahr gelaufen und hätte Sie auch einer solchen preisgeben.“

„Wie dies?“ fragte Nicole erstaunt.

„Eine fürchtbare Gefahr, meine Kleine, worüber ich noch zittere.“

„Oh! erzählen Sie mir das geschwinde?“

„Sie wissen, daß Sie hier viele Feinde haben?“

„Leider, ja!“

„Und daß Sie, um sich zu zerstreuen, auszugehen wünschten?“

„Wozu Sie mir so freundschaftlich verholien haben.“

„Sie wissen auch, daß ich Ihnen von jenem Mundschent sprach, der etwas verrückt, aber sehr angenehm und in die Königin verliebt ist, welcher Sie ein wenig gleichen.“

„Ja, ich weiß das.“

„Ich hatte die Schwäche, Ihnen eine unschuldige Unterhaltung vorzuschlagen, die darin bestand, daß wir uns über den armen Jungen lustig machen und ihn so mystificiren wollten, daß er an eine Laune der Königin für ihn glauben sollte.“

„Ach!“ seufzte Oliva.

„Ich erinnere Sie nicht an die zwei ersten Promenaden, die wir in der Nacht im Garten von Versailles in Gesellschaft dieses armen Jungen machten.“

„Gräfin, Sie behandeln mich schlecht.“

„Monseigneur, ich wiederhole Ihre Worte. Ich folge Ihrer Erörterung.“

„Inspiriren Sie sich durch sich selbst, statt mir meine Tollheiten vorzuwerfen; helfen Sie mir, statt mich zu martern.“

„Ich kann Ihnen nicht da helfen, wo ich nichts zu thun sehe.“

„Sie sehen nichts zu thun?“ sagte der Cardinal, indem er auf jedes Wort einen Nachdruck legte.

„Nichts.“

„Wohl! Madame,“ rief Herr von Rohan voll Heftigkeit, „es sagt vielleicht nicht Jedermann, was Sie sagen.“

„Ach! Monseigneur, nun sind wir bis zum Zorn gelangt, und wir verstehen uns nicht mehr. Eure Excellenz wird mir verzeihen, wenn ich ihr dies bemerke.“

„Zum Zorn! ja . . . Ihr böser Wille treibt mich dazu, Gräfin.“

„Und Sie berechnen nicht, ob dies Ungerechtigkeith ist?“

„Oh! nein! Wenn Sie mir nicht mehr dienen, so ist dies der Fall, weil Sie es nicht mehr anders machen können, das sehe ich wohl.“

„Sie beurtheilen mich gut; warum klagen Sie mich dann an?“

„Weil Sie mir die ganze Wahrheit sagen müßten, Madame.“

„Die Wahrheit! ich habe Ihnen die gesagt, welche ich weiß.“

„Sie sagen mir nicht, daß die Königin eine Treulose, eine Coquette ist, daß sie die Leute anspornt, sie anzubeten, und daß sie dieselben hernach der Verzweiflung überantwortet.“

Jeanne schaute ihn mit erstaunter Miene an.

„Erklären Sie sich,“ sagte sie zitternd, nicht vor Angst, sondern vor Freude.

Sie hatte in der That in der Eifersucht des Cardinals einen Ausgang erblickt, den ihr die Umstände vielleicht nicht gegeben hätten, um aus einer so schwierigen Lage herauszukommen.

„Gestehen Sie mir,“ fuhr der Cardinal fort, der mehr mit seiner Leidenschaft rechnete, „gestehen Sie mir, ich bitte Sie, daß die Königin sich weigert, mich zu sehen.“

„Ich sage das nicht, Monseigneur.“

„Gestehen Sie, daß sie, wenn sie mich nicht mit ihrem vollen Willen zurückstößt, was ich immer noch hoffe, mich aus dem Besitze setzt und fern von sich hält, um nicht irgend einen andern Liebhaber zu beunruhigen, bei dem meine Huldigungen Verdacht erregt haben.“

„Ah! Monseigneur,“ rief Jeanne mit einem so honigreichen Tone, daß sie noch viel mehr errathen ließ, als sie verbergen wollte.

„Hören Sie mich,“ sagte der Cardinal, „als ich Ihre Majestät zum letzten Male sah, glaubte ich im Gebüsche gehen zu hören.“

„Tollheit!“

„Und ich werde Alles sagen, was ich muthmaße.“

„Sagen Sie nicht ein Wort mehr, Monseigneur, Sie beleidigen die Königin, und überdies, wenn es wahr wäre, wenn sie so unglücklich wäre, daß sie die Ueberwachung eines Liebhabers befürchten müßte, was ich nicht glaube, wären Sie ungerecht genug, ihr ein Verbrechen aus der Vergangenheit zu machen, die sie Ihnen zum Opfer bringt?“

„Die Vergangenheit! die Vergangenheit! Das ist ein großes Wort; aber es fällt, Gräfin, wenn diese Vergangenheit noch die Gegenwart ist und die Zukunft sein soll!“

„Pfiu! Monseigneur; Sie sprechen mit mir, als sprächen Sie mit einem Näfler, dem Sie vorwerfen würden, er habe Sie zu einem schlechten Geschäfte veranlaßt. Ihr Argwohn, Monseigneur, ist so verlegend für die Königin, daß er es am Ende auch für mich wird.“

„Dann, Gräfin, beweisen Sie mir . . .“

„Ah! Monseigneur, wenn Sie dieses Wort wiederholen, so nehme ich die Beleidigung für meine Rechnung.“

„Kurz! . . . liebt sie mich ein wenig?“

„Da gibt es etwas ganz Einfaches, Monseigneur,“ sagte Jeanne, indem sie auf den Tisch des Cardinals und auf das darauf stehende Schreibzeug deutete. „Setzen Sie sich dorthin und fragen Sie die Königin selbst.“

Der Cardinal ergriff voll Entzücken die Hand von Jeanne und rief:

„Sie werden ihr das Billet zustellen?“

„Wenn ich es ihr nicht zustellte, wer würde es denn sonst übernehmen?“

„Und . . . Sie versprechen mir eine Antwort?“

„Wenn Sie keine Antwort bekämen, wie würden Sie erfahren, woran Sie sich zu halten haben?“

„Oh! so ist es gut, Gräfin, so liebe ich Sie.“

„Nicht wahr?“ sagte sie mit ihrem feinen Lächeln.

Er setzte sich, nahm die Feder und fing einen Brief an. Herr von Rohan hatte eine berebte Feder, einen leichten Brief; doch er zerriß zehn Blätter, ehe er sich selbst gefiel.

„Wenn Sie immer so fortmachen, werden Sie nie zum Ziele kommen,“ sagte Jeanne.

„Sehen Sie, Gräfin, ich mißtraue meiner Zärtlichkeit; sie überströmt unwillkürlich und würde vielleicht die Königin ermüden.“

„Ah!“ versetzte Jeanne mit Fronte, „wenn Sie ihr als Politiker schreiben, so wird sie Ihnen mit einem diplomatischen Billet antworten. Das ist Ihre Sache.“

„Sie haben Recht, und Sie sind eine ächte Frau nach Geist und Herz. Hören Sie, Gräfin, warum sollten wir ein Geheimniß für Sie haben, da Sie das unsere besitzen?“

Sie lächelte.

„Es ist wahr,“ sagte sie, „Sie haben mir wenig
i verbergen.“

„Lesen Sie über meine Schulter, lesen Sie so
bnell, als ich schreiben werde; denn mein Herz brennt,
eine Feder wird das Papier verzehren.“

Er schrieb in der That; er schrieb einen Brief so
ühend, so toll, so voll von Liebesvorwürfen und ge-
hrdenden Betheuerungen, daß, als er geendet hatte,
eanne, die seinen Gedanken bis zur Unterschrift folgte,
a sich selbst sagte:

„Er hat geschrieben, was ich ihm zu dictiren nicht
erwaagt hätte.“

Der Cardinal überlas sein Billet und fragte dann
eanne:

„Ist es so gut?“

„Wenn die Königin Sie liebt,“ erwiderte die
berrätherin, „so werden Sie sie morgen sehen; nun
ber verhalten Sie sich ruhig.“

„Bis morgen, ja.“

„Ich verlange nicht mehr, Monseigneur.“

Sie nahm das versiegelte Billet, ließ sich von
Monseigneur auf die Augen küssen, und kehrte gegen
abend nach Hause zurück. Ausgekleidet, erfrischt, sing
e hier an nachzudenken.

Die Lage war so, wie sie sich dieselbe seit ihrem
ersten Auftreten versprochen hatte.

Noch zwei Schritte, und sie war am Ziel.

Wen von Beiden war es besser zum Schilde zu
ählen: die Königin oder den Cardinal?

Dieser Brief des Cardinals versetzte ihn in die
unmöglichkeit, je Frau von La Mothe an dem Tage
anzuklagen, wo sie ihn nöthigen würde, die für das
Palstband schulbige Summe zurückzubezahlen.

Angenommen, der Cardinal und die Königin wür-
den sich sehen, um sich zu verständigen, wie sollten sie
es wagen, i a La Mothe, die Verwahrerin eines
ja ärgerlichen heimnisses, zu Grunde zu richten?

Das Palstband der Königin. IV.

Die Königin würde keinen Lärmen machen und an den Haß des Cardinals glauben, der Cardinal würde an die Coquetterie der Königin glauben, doch die Debatte, wenn eine entstände, würde bei geschlossenen Thüren stattfinden, und nur beargwohnt würde Frau von La Mothe diesen Vorwand ergreifen, um sich, die schöne Summe von anderthalb Millionen realisirend, aus dem Vaterlande zu verbannen.

Der Cardinal würde wohl wissen, Jeanne habe diese Brillanten genommen, die Königin würde es wohl errathen; doch wozu sollte es ihnen nützen, eine Angelegenheit ruchbar zu machen, welche so eng mit der des Parks und der Apollo-Bäder in Verbindung gebracht war?

Nur genügte nicht ein Brief, um dieses ganze Vertheidigungssystem festzustellen; der Cardinal hatte gute Federn, er würde sieben- bis achtmal schreiben.

Was die Königin betrifft, wer weiß, ob sie nicht mit Herrn von Charny Waffen für Jeanne von La Mothe schmiedete?

So viele Wirrsale und Umwege liefen im schlimmsten Fall auf eine Flucht aus, und Jeanne setzte schon zum Voraus ihre Stufen über einander.

Zuerst Versfall des Termins, Anzeige der Juweliere. Die Königin ging gerade zu Herrn von Rohan.

Wie?

Durch die Vermittelung von Jeanne, das war unvermeidlich. Jeanne benachrichtigte den Cardinal und forderte ihn auf, zu bezahlen.

Weigerte er sich . . . Drohung, die Briefe zu veröffentlichen; er bezahlte.

Nach geleisteter Bezahlung keine Gefahr mehr. Was den öffentlichen Lärm betrifft, so blieb noch die Intriguenfrage auszubeuten. In diesem Punkte vollkommene Befriedigung. Die Ehre einer Königin und eines Kirchenfürsten um den Preis von anderthalb Millionen, das war noch zu wohljeil. Jeanne glaubte

sicher zu sein, sie würde drei Millionen bekommen, wenn sie wollte.

Und warum war Jeanne ihrer Sache in Beziehung auf die Intriguenfrage so sicher?

Weil der Cardinal der Ueberzeugung lebte, er habe drei Mächte hinter einander die Königin in den Gehäusen von Versailles gesehen . . . und weil keine Macht der Erde dem Cardinal beweisen würde, er habe sich geäuscht . . . Weil ein einziger Beweis des Betrugs übrig blieb, ein lebendiger, unverwerflicher Beweis, den aber Jeanne aus der Debatte zu entfernen im Begriff stand.

Bei diesem Punkte ihres Nachsinnens angelangt, trat Jeanne an das Fenster und erblickte Oliva, ganz unruhig, ganz neugierig auf ihrem Balcon.

„Es ist an uns Beiden,“ dachte Jeanne, indem sie ihre Gehäusin zärtlich grüßte . . .

Die Gräfin machte Oliva das verabredete Zeichen, daß sie am Abende herabkomme.

Ganz freudig, nachdem sie diese officielle Mittheilung erhalten, kehrte Oliva in ihr Zimmer zurück, und Jeanne versank wieder in ihr Nachdenken.

Das Werkzeug zerbrechen, wenn es nicht mehr dienen kann, das ist die Gewohnheit aller Leute der Intrigue; nur scheitert die Mehrzahl derselben, entweder, indem sie dieses Werkzeug so zerbrechen, daß es einen Seufzer ausstößt, der das Geheimniß verräth, oder indem sie es unvollständig genug zerbrechen, daß es noch Andern zu dienen vermag.

Jeanne dachte, ganz dem Vergnügen, zu leben, zugehan, würde sich die kleine Oliva nicht zerbrechen lassen, ohne einen Seufzer von sich zu geben.

Man mußte nothwendig für sie eine Fabel erfinden, die sie bestimmte, zu fliehen; eine andere, die ihr sehr gern zu fliehen gestattete.

Die Schwierigkeiten erhoben sich auf jedem Schritt; doch gewisse Geistesfinden ein ebenso großes Vergnügen

baran, die Schwierigkeiten aufzulösen, als andere, die Rosen mit Füßen zu treten.

Oliva, so sehr sie über die Gesellschaft ihrer neuen Freundin entzückt war, war doch nur beziehungsweise darüber entzückt, das heißt, insofern sie diese Verbindung durch die Scheiben ihres Gefängnisses erschaute, fand sie dieselbe kostbar.

Doch die aufrichtige Nicole verbarg ihrer Freundin nicht, der lichte Tag, die Spazierfahrten im hellen Sonnenschein, kurz alle die Wirklichkeiten des Lebens wären ihr lieber gewesen, als die nächtlichen Promenaden und das erdichtete Königthum.

Die Beinahe des Lebens waren Jeanne, ihre Liebesungen und ihre Vertraulichkeit; die Wirklichkeiten des Lebens waren Geld und Beaufre.

Jeanne, welche diese Theorie gründlich studirt hatte, gelobte sich, dieselbe bei der ersten Gelegenheit anzuwenden.

Indem sie sich zusammenfaßte, gab sie als Thema ihrer Unterredung mit Nicole die Nothwendigkeit, den Beweis der strafbaren im Park von Versailles begangenen Betrügereien ganz und gar verschwinden zu machen.

Die Nacht brach ein, Oliva kam herab. Jeanne erwartete sie vor der Thür.

Beide gingen wieder die Rue Saint-Glaube bis zu dem verödeten Boulevard hinauf, wo sie ihren Wagen erreichten, den sie, um besser mit einander sprechen zu können, im Schritt auf dem Wege fahren ließen, welcher sich kreisförmig nach Vincennes zieht.

Nicole war wohl eingehüllt in ein einfaches Kleid und in eine weite Galeche, Jeanne war als Grisette gekleidet, und Niemand vermochte sie zu erkennen. Man hätte zu diesem Behufe überdies in den Wagen tauchen müssen, und die Polizei allein war hiezu befugt. Nichts aber hatte bis jetzt Verdacht bei der Polizei erweckt.

Dabei trug dieser Wagen, statt nur glatt zu sein, in seinen Füllungen das Wappen der Balois, eine achtenswerthe Schildwache, deren Verbot zu durchbrechen oder zu überschreiten die Gewaltthat eines Agenten nie gewagt hätte.

Oliva fing damit an, daß sie Jeanne mit Küffen bedeckte, und diese erwiderte dieselben mit Bucher.

„Oh! was habe ich mich gelangweilt,“ sagte Oliva, „ich suchte Sie, ich rief nach Ihnen.“

„Unmöglich, meine Freundin, ich konnte Sie unmöglich besuchen, ich wäre eine zu große Gefahr gewesen und hätte Sie auch einer solchen preisgegeben.“

„Wie dies?“ fragte Nicole erstaunt.

„Eine furchtbare Gefahr, meine Kleine, worüber ich noch zittere.“

„Oh! erzählen Sie mir das geschwinde?“

„Sie wissen, daß Sie hier viele Feinde haben?“

„Leider, ja!“

„Und daß Sie, um sich zu zerstreuen, auszugehen wünschten?“

„Wozu Sie mir so freundschaftlich verholzen haben.“

„Sie wissen auch, daß ich Ihnen von jenem Mundhock sprach, der etwas verrückt, aber sehr angenehm und in die Königin verliebt ist, welcher Sie ein wenig gleichen.“

„Ja, ich weiß das.“

„Ich hatte die Schwäche, Ihnen eine unschuldige Unterhaltung vorzuschlagen, die darin bestand, daß wir uns über den armen Jungen lustig machen und ihn so mystificiren wollten, daß er an eine Laune der Königin für ihn glauben sollte.“

„Ach!“ seufzte Oliva.

„Ich erinnere Sie nicht an die zwei ersten Probenaden, die wir in der Nacht im Garten von Versailles in Gesellschaft dieses armen Jungen machten.“

Oliva seufzte abermals.

„In diesen zwei Nächten spielten Sie Ihre kleine Rolle so gut, daß unser Verliebter die Sache im Ernst nahm.“

„Das war vielleicht schlimm,“ sagte Oliva leise; „denn in der That, wir täuschten ihn, und er verdient es nicht; es ist ein reizender Cavalier.“

„Nicht wahr?“

„Oh! ja.“

„Doch warten Sie, hierin liegt das Schlimme nicht. Daß Sie ihm eine Rose geschenkt haben, daß Sie sich Majestät nennen ließen . . . daß Sie ihm Ihre Hand zum Küssen gaben, das sind muthwillige Streiche . . . Aber . . . meine kleine Oliva, es scheint, das ist noch nicht Alles.“

Oliva erröthete so sehr, daß Jeanne es hätte ohne die tiefe Nacht nothwendig bemerken müssen. Als Frau von Geist schaute sie allerdings den Weg, und nicht ihre Geährtin an.

„Wie . . .“ stammelte Nicole, „in welcher Hinsicht . . . ist das noch nicht Alles?“

„Es fand eine dritte Zusammenkunft statt,“ erwiderte Jeanne.

„Ja,“ sagte Oliva zögernd; „Sie wissen es, da Sie dabei waren.“

„Verzeihen Sie, liebe Freundin, ich war, wie immer, in der Entfernung und lauerte, oder gab mir den Anschein, als lauerte ich, um Ihrer Rolle mehr Wahrheit zu verleihen. Ich habe also weder gehört, noch gesehen, was in jener Grotte vorgegangen ist. Ich weiß nur das, was Sie mir davon erzählt haben. Sie erzählten mir aber, als Sie zurückkamen, Sie seien spazieren gegangen, Sie haben geplaudert, und die Rosen und die Handküsse haben ihr Spiel fortgesetzt. Ich, meine Kleine, glaube Alles, was man mir sagt.“

„Nun denn! . . . aber . . .“ machte zitternd Oliva.

„Nun denn! meine Liebenswürdigste, es scheint, unser Narr sagt mehr davon, als ihm die vorgebliche Königin bewilligt hat.“

„Was?“

„Es scheint, berauscht, betäubt, verwirrt, rühmte sich, von der Königin einen unverwerflichen Beweis ertheilter Liebe erhalten zu haben. Dieser arme Teufel ist entschieden ein Narr.“

„Mein Gott! mein Gott!“ murmelte Oliva.

„Es ist ein Narr, schon weil er lügt, nicht wahr?“

„Gewiß,“ stammelte Oliva.

„Sie würden sich nicht einer so furchtbaren Gefahr haben aussetzen wollen, ohne es mir zu sagen, meine liebe Kleine.“

Oliva schauerte vom Scheitel bis zu den Zehen.

„Welche Wahrscheinlichkeit hat es,“ fuhr die archivarische Freundin fort, „daß Sie, die Sie Herrn deaufstre lieben, und die Sie mich als Gefährtin bezogen, daß Sie, der Herr Graf von Caaglioastro den Hof macht, dessen Bemühungen Sie zurückweisen, daß Sie aus Laune diesem Narren das Recht geben . . . u . . . sagen . . . Nein, er hat den Kopf verloren, das lasse ich mir nicht nehmen.“

„Nun,“ rief Nicole, „was für eine Gefahr ist dabei, sprechen Sie?“

„Bemerken Sie wohl, wir haben es mit einem Narren zu thun, der nichts fürchtet und nichts schont. So lange es sich nur um eine geschenkte Rose, um einen Handkuß handelte, da war nichts zu sagen; eine Königin hat Rosen in ihrem Park, sie hat Hände zur Verfügung aller ihrer Unterthanen; doch wenn es wahr wäre, daß bei der dritten Zusammenkunft . . . Ach! Ich lache nicht mehr, seitdem ich diese Idee habe.“

Oliva fühlte, wie sich ihre Zähne aus Angst aneinander preßten.

„Was wird dann geschehen, meine gute Freundin?“ sagte sie.

vor Allem geschehen, daß Sie nicht die wenigstens nicht, daß ich wüßte."

„Ja, da Sie die Eigenschaft Ihrer Majestät an, um eine . . . Leichtfertigkeit dieser Art . . .“

„Was“

„Das nennt Leute sehr v
a verborg i'
Ganzen.“

„In haben, wo von komme henden Leid Gefängnis Gefängnis! Das ist nie
eine Vorsicht . . .“

„Wie! Sie wären auch besorgt?“

„Bei Gott! wird mich dieser Wahnsinnige nicht sehen kommen.“

„Sogleich! Oh! meine arme Oliva, diese sie ich nicht einen Au wüthender Geist! Ob beseffen. Nach diese i anderes zuziehen.“
sehen Sie nur das A.“

„Gehen Sie zu sehen zu en. „Oh! werde ich mich bei meinem Beschi einsperren! Wenn ich ihm Alles sagen würde?“
„Ein schöner Gedanke!“ Ein Mann, der Sie indem er Ihnen seine Liebe verbirgt; ein Mann nur ein Wort von Ihnen erwartet, um Sie beten . . . einem solchen Mann wollen Sie ge Sie haben diese Unvorsichtigkeit mit einem“

en! Ich sage Unvorsichtigkeit, bemerken Sie das . . . abgesehen davon, daß er argwöhnen wird." "Kein Gott! Sie haben Recht."

Lehr noch: das Gerücht von dieser Sache wird breiten, die Nachforschungen der Beamten werden Ihre Verbrechen bei Ihrem Beschützer erregen. Wer weiß er Sie nicht, um sich bei Hofe angenehm zu machen, auszuliefern wird."

Oh!"

Lehmen Sie an, er jage Sie ganz einfach weg, wird dann aus Ihnen werden?"

Ich weiß, daß ich verloren bin."

Und Herr Beaufrere, wenn er dies erfährt?" sagte langsam, die Wirkung dieses letzten Streiches abwartend.

Er sprang auf. Mit einem heftigen Stoß zerbrach er das ganze Gebäude ihrer Frisur.

Er wird mich umbringen. Oh! nein, ich werde ihn selbst tödten."

Er wandte sie sich gegen Jeanne um und sagte mit Verzweiflung:

Sie können mich nicht retten, nein, da Sie selbst verloren sind."

Ich habe," erwiderte Jeanne, „tief in der Picardie, in einem kleinen Ortchen, einen Pachthof. Wenn man, ohne gesehen zu werden, diesen Zufluchtsort, ehe der Lärm dorthin dringt, erreichen könnte, so bliebe vielleicht noch eine Hoffnung."

Aber dieser Narr, er kennt Sie, er wird sie wohl finden."

Oh! wenn Sie weggegangen, wenn Sie verstorben, wenn Sie unsichtbar wären, würde ich den Mörder nicht mehr fürchten. Ich würde ganz laut zu ihm sagen: „„Sie sind ein Narr, da Sie solche Dinge behaupten, beweisen Sie dieselben,““ was ihm unmöglich wäre; und ganz leise würde ich zu ihm sagen: „„Sie sind ein Schurke!““

„Ich werde abreisen, wann und wie es Ihnen beliebt,“ sprach Oliva.

„Ich glaube, das ist vernünftig,“ erwiderte Jeanne.

„Soll ich sogleich gehen?“

„Nein, warten Sie, bis ich alle Anstalten für einen günstigen Erfolg getroffen habe. Verbergen Sie sich, zeigen Sie sich nicht, nicht einmal mir. Verkleiden Sie sich sogar, wenn Sie in Ihren Spiegel schauen.“

„Ja, ja, zählen Sie auf mich, theure Freundin.“

„Und um anzufangen, kehren wir nach Hause zurück: wir haben einander nichts mehr zu sagen.“

„Kehren wir zurück. Wie viel Zeit brauchen Sie zu Ihren Vorbereitungen?“

„Ich weiß es nicht; doch merken Sie wohl auf Eines: von jetzt bis an den Tag Ihrer Abreise werde ich mich nicht mehr an meinem Fenster zeigen. Wenn Sie mich daran sehen, so rechnen Sie darauf, daß Ihre Abreise noch an demselben Tage stattfinden soll.“

„Ja; ich danke, meine liebe Freundin.“

Sie kehrten langsam nach der Rue Saint-Glande zurück, Oliva wagte es nicht mehr, mit Jeanne zu sprechen, Jeanne sann zu tief nach, um mit Oliva zu sprechen. Als sie an Ort und Stelle waren, umarmten sie sich; Oliva bat demüthig ihre Freundin um Verzeihung für alles Unglück, das sie durch ihre Unbesonnenheit verursacht habe.

„Ich bin Weib, und mit jeder weiblichen Schwäche vertraut, sprach Frau von La Mothe, den römischen Dichter parodirend.

LXXI.

Die Flucht.

Was Oliva versprochen hatte, hielt sie.

Was Jeanne versprochen hatte, that sie.

Schon am andern Tage hatte Nicole ihr Dasein vor Jedermann verborgen, Niemand konnte errathen, daß sie in dem Hause der Rue Saint-Glaude wohnte.

Beständig hinter einem Vorhang oder hinter einem Windschirm verborgen, beständig die Fenster verbägend, den Sonnenstrahlen zum Trotz, welche dieselben freudig angriffen.

Jeanne, die ihrerseits alle Anstalten traf, da sie wußte, der andere Tag müßte den Verfall der ersten Zahlung von fünfmal hunderttausend Livres herbeiführen. Jeanne richtete sich so ein, daß sie keine empfindliche Stelle für den Augenblick, wo die Bombe plagen würde, hinter sich ließ.

Dieser furchtbare Augenblick war das letzte Ziel ihrer Beobachtungen.

Sie hatte die Alternative einer Flucht, welche leicht zu bewerkstelligen, weise berechnet, doch diese Flucht war die bestimmteste Anlage.

Bleiben, unbeweglich bleiben, wie der Duellant unter dem Streiche des Gegners; bleiben mit der Chance, zu fallen, aber auch mit der Chance, seinen Gegner zu tödten: das war der Entschluß der Gräfin.

Darum zeigte sie sich schon am andern Tage nach ihrer Zusammenkunft mit Oliva gegen zwei Uhr an ihrem Fenster, um der falschen Königin zu bezeichnen, es sei am Abend für sie Zeit, das Weite zu suchen.

Die Freude und zugleich den Schrecken von Oliva zu schildern, wäre nicht möglich, Nothwendigkeit, zu fliehen, bedeutete Gefahr; Möglichkeit, zu fliehen, bedeutete Rettung.

Sie sandte Jeanne einen berebten Ruß zu und traf dann ihre Vorbereitungen, wobei sie in ihr Päckchen ein wenig von den kostbaren Effecten ihres Beschüters legte.

Jeanne verschwand, nachdem sie das Signal gegeben hatte, aus ihrer Wohnung, um sich mit dem Auffuchen des Wagens zu beschäftigen, den man mit dem theuern Gesichte von Mlle. Nicole betrauen könnte.

Und dies war dann Alles — Alles, was der neugierigste Beobachter unter den gewöhnlich bezeichnenden Merkmalen des Einverständnisses der zwei Freundinnen hätte entmengen können.

Geschlossene Vorhänge, geschlossene Fenster, spät umherirrendes Licht. Hernach irgend ein Streifen und Rauschen, einige geheimnißvolle Geräusche, einiges Umwerfen, worauf der Schatten mit dem Stillschweigen folgte.

Es schlug elf Uhr auf Saint-Paul, und der Wind des Flusses trug die düster abgemessenen Schläge bis nach der Rue Saint-Glaude, als Jeanne in die Rue Saint-Louis mit einer Postchaise, bespannt mit vier kräftigen Pferden, kam.

Ein auf dem Boock dieser Chaise sitzender, in einen Mantel gehüllter Mann bezeichnete dem Postillon die Adresse.

Jeanne zog diesen Mann am Saume seines Mantels und ließ ihn an der Ecke der Rue du Roi voré halten.

Der Mann sprach mit seiner Gebieterin.

„Der Wagen bleibe hier, mein lieber Herr Reteaux,“ sagte Jeanne, „eine halbe Stunde wird genügen. Ich werde Jemand hierher führen, der einsteigen wird, und Sie lassen, doppelte Trinkgelder bezahlend, nach meinem kleinen Hause in Amiens fahren.“

„Ja, Frau Gräfin.“

„Dort übergeben Sie diese Person meinem Meier Fontaine, welcher weiß, was er zu thun hat.“

„Ja, Madame.“

„Ich vergaß . . . Sie sind bewaffnet, mein lieber Herr Reteaux?“

„Ja, Madame.“

„Diese Dame ist von einem Narren bedroht . . . Man wird sie vielleicht unter Weges festnehmen wollen . . .“

„Was soll ich dann thun?“

„Sie werden auf Jeden, der Sie in Ihrer Fahrt aufhalten will, Feuer geben.“

„Gut, Madame.“

„Sie haben zwanzig Louisd'or Belohnung für das Bewußte von mir verlangt, ich gebe hundert dafür und bezahle die Reise, die Sie nach England machen werden, wo Sie mich vor Ablauf von drei Monaten zu erwarten haben.“

„Gut, Madame.“

„Hier sind die hundert Louisd'or. Ich sehe Sie ohne Zweifel nicht mehr, denn es ist klug für Sie, Saint = Valery zu erreichen und sich sogleich nach England einzuschiffen.“

„Zählen Sie auf mich.“

„Es ist Ihtretwegen.“

„Es ist unsertwegen,“ sagte Herr Reteaux, der Gräfin die Hand küßend. „Ich warte also.“

„Und ich werde Ihnen die Dame zuschicken.“

Reteaux stieg in die Chaise an den Platz von Jeanne, und diese eilte mit leichtem Fuße in die Rue Saint = Claude und stieg die Treppe ihres Hauses hinauf.

Alles schlief in diesem unschuldigen Quartier. Jeanne zündete selbst die Kerze an, welche über den Balcon emporgehalten, für Oliva das Signal, hinabzugehen, sein sollte.

„Es ist ein Mädchen von Borstcht,“ sagte die Gräfin zu sich selbst, als sie das Fenster dunkel sah.

Jeanne hob und senkte dreimal ihre Kerze.

Nichts. Aber es kam ihr vor, als hörte sie es wie einen Seutzer oder ein ja, unmerklich unter Blätterwerk des Fensters hervor in die Luft schleudert.

„Sie wird ohne Zweifel hinabgehen, ohne etwas anzuzünden,“ sagte Jeanne zu sich; „das ist Uebel.“

Und sie ging selbst auf die Straße hinab.

Die Thüre wurde nicht geöffnet. Dilva hatte ohne Zweifel mit einigen lästigen Päckchen beschwert.

„Die Alberne,“ sagte die Gräfin murrend; viel Zeit geht wegen einiger Kexen verloren.“

Nichts kam. Jeanne ging bis zu der Thür gegenüber.

Nichts. Sie hielt ihr Ohr an die breitköpfigen eisernen Nägel und horchte.

So verging eine Viertelstunde; es schlug halb 12 Uhr.

Jeanne schritt bis zum Boulevard, um von dort zu sehen, ob sich die Fenster erleuchteten.

Es kam ihr vor, als sähe sie eine sanfte Bewegung in dem leeren Raum der Blätter unter den doppelten Vorhängen hin- und hergehen.

„Mein Gott! was macht sie! was macht sie! kleine Glende! Sie hat vielleicht das Signal nicht gesehen.“

„Auf! Muth, wir wollen wieder hinaufgehen.“

Und sie stieg in der That wieder in ihre Wohnung hinauf, um noch einmal den Telegraphen Kerzen spielen zu lassen.

Kein Zeichen antwortete auf die übrigen.

„Die Schelmin,“ sagte Jeanne zu sich selbst, murrend sie voll Muth ihre Manchetten zerknitterte. Die Schelmin muß krank sein und sich nicht rühren können. Oh! was ist daran gelegen? lebendig oder todt sie heute Abend abreißen.“

ie ging abermals mit der Hast einer verfolgten die Treppe hinab. Sie hielt in ihrer Hand den Schlüssel, der so oft Oliva die nächtliche Freiheit verschaffte.

dem Augenblick, wo sie diesen Schlüssel in das Schloss des Hauses stecken wollte, hielt sie inne. „Wenn Jemand oben bei ihr wäre?“ dachte die

unmöglich, ich werde die Stimmen hören, und noch Zeit sein, wieder herabzugehen. Wenn ich auf der Treppe begegnete . . . Oh!“

Jeanne wäre auf diese gefährliche Annahme hin zurückgewichen.

Das Geräusch des Stampfens ihrer Pferde auf das kieselnde Pflaster bestimmte sie.

„Ohne Gefahr nichts Großes,“ sagte Jeanne. „Mit mir ist nie Gefahr!“

Und sie drehte den Schlüssel in dem schwerfälligen Schloss und öffnete die Thüre.

Jeanne kannte die Verhältnisse; ihr Verstand würde die Gefahr selbst offenbart haben, selbst wenn sie sich, jeden Abend auf Oliva wartete, nicht Rechenschaft davon gegeben hätte.

Die Treppe war links, Jeanne eilte auf die

Rechts in Geräusch, kein Licht, Niemand.

Jeanne kam so auf den Ruheplatz der Wohnung zurück.

Erst, unter der Thüre, sah man einen beleuchteten Raum; hier, hinter der Thüre, hörte man das Geräusch des hastigen Schrittes.

Jeanne suchend, aber ihren Athem erstickend, horchte

Man sprach nicht. Oliva war also allein, Jeanne, sie räumte ohne Zweifel zusammen.

Jeanne war also nicht krank und es handelte sich nur um eine Verögerung.

Jeanne kratzte sachte an dem Holze der Thüre.

„Oliva! Oliva!“ sagte sie; „Freundin! Freundin!“

Die Schritte näherten sich auf dem Teppich.

„Deffnen Sie! öffnen Sie!“ sagte Jeanne.

Die Thüre wurde geöffnet, eine Lichtfluth strömte Jeanne, und diese stand einem Mann gegenüber, der einen dreiarmigen Leuchter in der Hand hielt. Sie stieß einen furchtbaren Schrei aus und verbarg ihr Gesicht.

„Oliva!“ sagte dieser Mann. „Sind Sie nicht?“

Und er hob sachte den Uebertwurf der Gräfin.

„Die Frau Gräfin von La Mothe,“ rief er in einem Tone bewunderungswürdig natürlichen Staunens.

„Herr von Cagliostro!“ murmelte Jeanne leise und einer Ohnmacht nahe.

Unter allen den Gefahren, welche Jeanne voraussetzen können, war diese der Gräfin nie eingefallen. Sie zeigte sich nicht sehr furchtbar vor ihm an, aber wenn man ein wenig nachdachte, wenn man ein wenig die düstere Miene und die tiefe Versteinerung dieses seltsamen Mannes beobachtete, mußte die Gräfin schrecklich erscheinen.

Jeanne hätte bald den Kopf verloren, sie hätte zurück und hatte große Lust, sich von oben die Thüre hinab zu stürzen.

Cagliostro reichte ihr artig die Hand und lud sie ein, sich zu setzen.

„Welchem Umstande habe ich die Ehre Ihrer Aufmerksamkeit zu verdanken, Madame?“ sagte er mit feiner Stimme.

„Mein Herr . . .“ stammelte die Intrigantinn, ihre Augen nicht von denen des Grafen losmachend, „ich kam . . . ich suchte . . .“

„Erlauben Sie, Madame, daß ich klinge, um denjenigen von meinen Leuten zu bestrafen, welche

Ungeschicktheit gehabt haben, eine Frau von Ihrem Rang allein eintreten zu lassen."

Jeanne zitterte und hielt den Grafen bei der Hand zurück.

"Sie müssen," fuhr dieser unsterblich fort, "Sie müssen zu diesem Tölpel von einem Deutschen gerathen sein, der mein Portier ist und sich betrinkt. Er wird Sie nicht erkannt und seine Thüre, ohne etwas zu thun, ohne etwas zu sagen, geöffnet haben, und nachdem er sie geöffnet, ist er wohl wieder eingeschlafen."

"Ich bitte, schelten Sie ihn nicht," erwiderte freier die Gräfin, welche die Falle nicht ahnete.

"Nicht wahr, er hat geöffnet, Madame?"

"Ich glaube, ja . . . Aber Sie haben mir versprochen, ihn nicht zu schelten."

"Ich werde mein Wort halten," erwiderte lächelnd der Graf. "Doch wollen Sie nun die Güte haben, ich zu erklären."

Sobald einmal die Sache so stand, sobald man Jeanne nicht mehr im Verdacht hatte, daß sie selbst die Thüre geöffnet, konnte sie über die Veranlassung ihres Besuches lügen, was sie zu thun auch nicht verfehlte.

"Ich kam," sagte sie sehr rasch, "ich kam, um Sie über gewisse Gerüchte um Rath zu fragen, die im Umlauf sind."

"Welche Gerüchte, Madame?"

"Ich bitte, bedrängen Sie mich nicht," erwiderte Jeanne sich zierend, "mein Schritt ist sehr zarter Natur."

"Suche! suche!" dachte Cagliostro; "ich habe gewonnen."

"Sie sind ein Freund Seiner Eminenz des Herrn Cardinals von Rohan," sprach Jeanne.

"Ah! ah! nicht schlecht," dachte Cagliostro. "Gehe

Das Halbband der Königin. III.

bis an das Ende des Fadens, den ich in der Hand habe. Doch weiter, das verbiete ich Dir."

"Ich stehe in der That ziemlich gut mit Seiner Eminenz," sprach er.

"Und ich," fuhr Jeanne fort, "ich wollte mich bei Ihnen erkundigen über . . ."

"Ueber?" fragte Gagliostro mit einer Färbung von Ironie.

"Ich habe Ihnen gesagt, meine Stellung sei sehr zarter Natur, mein Herr, machen Sie keinen Mißbrauch davon. Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, daß mir Herr von Rohan einige Zuneigung bezeugt, und ich wollte wissen, bis auf welchen Grad ich darauf zählen kann, daß . . . Ah! mein Herr, Sie lesen, wie man sagt, in der dichtesten Finsterniß der Geister und der Herzen."

"Noch ein wenig Helle, Madame, damit ich besser in der Finsterniß Ihres Herzens und Ihres Geistes zu lesen vermag."

Mein Herr! man sagt, Seine Eminenz liebe anderswo . . . Seine Eminenz liebe hohen Ortes . . . Man sagt sogar . . ."

Hier heftete Gagliostro auf Jeanne, welche beinahe rückwärts gefallen wäre, einen Blick voll von Blitzen.

"Madame," sagte er, "ich lese in der That in der Finsterniß; aber um gut zu lesen, muß ich unterstützt werden. Wollen Sie auf folgende Fragen antworten:

"Wie kommt es, daß Sie mich hier aufgesucht haben? Ich wohne nicht hier."

Jeanne bebte.

"Wie sind Sie hier hereingekommen? Denn es gibt weder einen Portier, noch Bedienten in diesem Theil des Hotels.

"Und wenn Sie nicht mich suchten, wen suchten Sie dann?"

"Sie antworten mir nicht?" sagte Gagliostro zu

der zitternden Gräfin; „ich will also ihren Verstand unterstützen.“

„Sie sind mit einem Schlüssel hereingekommen, den ich hier in Ihrer Tasche fühle.“

„Sie wollten hier eine junge Frau aussuchen, die ich aus reiner Gutmüthigkeit bei mir verbarq.“

Jeanne schwankte wie ein entwurzelter Baum.

„Und wenn dem so wäre?“ sprach sie ganz leise, „welches Verbrechen hätte ich begangen? Ist es einer Frau nicht erlaubt, eine andere Frau zu besuchen? Haben Sie die Güte, sie zu rufen, sie wird Ihnen sagen, ob unsere Freundschaft nicht zuzugestehen ist.“

„Madame,“ unterbrach sie Cagliostro, „Sie sagen mir das, weil Sie wohl wissen, daß sie nicht mehr hier ist.“

„Daß sie nicht mehr hier ist! . . .“ rief Jeanne erschrocken. „Oliva ist nicht mehr hier?“

„Oh!“ versetzte Cagliostro, „Sie wissen vielleicht nicht, daß sie abgereist ist, Sie, die Sie bei der Entführung geholfen haben?“

„Bei der Entführung! ich!“ rief Jeanne, die wieder Hoffnung faßte. „Man hat sie entführt, und Sie beschuldigen mich?“

„Ich thue mehr, ich überweise Sie,“ sprach Cagliostro.

„Beweisen Sie!“ rief unverschämt die Gräfin.

Cagliostro nahm ein Papier vom Tisch und zeigte es ihr:

„Mein Herr und edler Gönner,“ sagte das an Cagliostro gerichtete Billet, „verzeihen Sie mir, daß ich Sie verlasse; doch vor Allem liebte ich Herrn Beaufstre; er kommt, er entführt mich, ich folge ihm. Eben Sie wohl. Empfangen Sie den Ausdruck meiner Dankbarkeit.“

„Beaufstre! . . .“ sagte Jeanne wie versteinert, „Beaufstre . . . Er, der die Adresse von Oliva nicht wußte!“

„Oh! doch, Madame,“ erwiderte Gagliostro, indem er ihr ein zweites Papier zeigte, das er aus seiner Tasche zog; „sehen Sie, ich habe dieses Papier auf der Treppe aufgehoben, als ich hierherkam, um meinen täglichen Besuch zu machen. Dieses Papier wird aus der Tasche von Herrn Beauffre gefallen sein.“

Die Gräfin las bebend:

„Herr von Beauffre wird Mademoiselle Oliva in der Rue Saint-Glaude, an der Ecke des Boulevard, finden. Er wird sie finden und auf der Stelle wegführen. Es ist Zeit.“

„Oh!“ machte die Gräfin, das Papier zerknitternd.

„Und er hat sie weggeführt,“ sprach kalt Gagliostro.

„Aber wer hat dieses Billet geschrieben?“

„Sie augenscheinlich, Sie, die aufrichtige Freundin von Oliva.“

„Aber wie ist er hier hereingekommen?“ rief Jeanne, indem sie voll Wuth den unempfindlichen Grafen anschaute.

„Kann man nicht mit Ihrem Schlüssel eintreten?“ fragte Gagliostro.

„Da ich ihn habe, hat ihn Herr Beauffre nicht.“

„Wenn man einen Schlüssel hat, kann man auch zwei haben,“ erwiderte Gagliostro, der Gräfin in's Gesicht schauend.

„Sie haben da überweisende Stücke,“ erwiderte langsam die Gräfin, „während ich nur Verdacht habe.“

„Oh! ich habe auch, und zwar einen Verdacht, der so viel werth ist, als der Ihrige, Madame.“

So sprechend, entließ er sie mit einer unmerklichen Geberde.

Sie zögerte nicht, hinabzugehen, doch diese verdödete Treppe entlang, die, als sie heraufgegangen, finster gewesen war, fand sie zwanzig Kerzen angezündet und zwanzig Bedienten aufgestellt, vor denen sie Gagliostro

aut und zu wiederholten Malen Frau Gräfin von La Mothe nannte.

Sie trat aus dem Hause, Wuth und Rache schnaubend, wie der Basilisk Feuer und Gift schnaubt.

LXXII.

Der Brief und der Empfangschein.

Am Tage nachher war die letzte Frist der von der Königin selbst den Juwelieren Böhmer und Boffange bestimmten Bezahlung.

Da das Schreiben Ihrer Majestät Vorsicht empfahl, so warteten sie, bis ihnen die fünfmal hundert tausend Livres gebracht würden.

Und da es bei allen Kaufleuten, so reich sie auch sein mögen, eine wichtige Sache um einen Einzug von fünfmal hundert tausend Livres ist, so hielten die Associés einen Empfangschein von der schönsten Handschrift des Hauses bereit.

Der Schein blieb unnütz: Niemand kam, um ihn gegen die fünfmal hundert tausend Livres auszutauschen.

Die Nacht verging sehr grausam für die Juweliere in der Erwartung eines beinahe unwahrscheinlichen Boten. Doch die Königin hatte so außerordentliche Ideen; sie mußte sich verbergen: ihr Bote würde vielleicht erst nach Mitternacht kommen.

Die Morgenröthe des andern Tages enttäuschte Böhmer und Boffange in ihren Chimären. Böhmer faßte seinen Entschluß, und begab sich nach Versailles in einem Wagen, in dessen Hintergrund sein Associé auf ihn wartete.

Er verlangte bei der Königin eingeführt zu werden. Man antwortete ihm, wenn er nicht einen Audienzbrief hätte, könnte es nicht sein.

setne
in b
Ste
ih
ihre

Ch
Gell
ba
zur
fuch

Mei
Audi
auf
Ge
diese
Gluh
liche

Re fl
Mar
Zwei
Eun
Re l
alle

Habe
Gilt

Post
Rat

Löni
wie
Ungl

Böhmer glaubte, es sei irgend Jemand verborgen, die Königin befürchte, gehört zu werden. Er nahm also eine Miene des Einverständnisses an und erwiederte umherschauend:

„Ja, Madame!“

„Was suchen Sie da?“ sagte die Königin erstaunt. Ein wenig bedrückt durch diese Verstellung, antwortete er nichts.

„Dasselbe Geheimniß, wie neulich; ein Geschmeide zu verkaufen,“ fuhr die Königin fort; „ein unvergleichliches Stück? Oh! erschrecken Sie nicht so; es ist Niemand hier, der uns hören könnte.“

„Dann . . .“ murmelte Böhmer.

„Nun, dann! was?“

„Dann darf ich Ihrer Majestät sagen . . .“

„Sagen Sie geschwinde, mein lieber Böhmer.“

Der Juwelier näherte sich mit einem anmuthigen Lächeln und sprach, seine etwas gelben, aber ganz wohlwollenden Zähne zeigend:

„Ich darf Ihrer Majestät sagen, daß die Königin uns gestern vergessen hat.“

„Vergessen! worin?“ fragte die Königin erstaunt.

„Darin, daß gestern der . . . Termin war . . .“

„Der Termin? . . . welcher Termin?“

„Oh! ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, wenn ich mir erlaube . . . Ich weiß wohl, daß es eine Unbescheidenheit ist. Vielleicht ist die Königin nicht vorbereitet. Das wäre ein großes Unglück; aber . . .“

„Ah! Böhmer, ich begreife nicht ein Wort von Allem, was Sie mir da sagen. Erklären Sie sich doch, mein Lieber.“

„Eure Majestät hat es aus dem Gedächtniß verloren, das ist ganz natürlich, mitten unter allen den Sorgen und Geschäften.“

„Was habe ich aus dem Gedächtniß verloren?“

„Es war gestern der erste Termin der Bezahlung des Halsbandes,“ antwortete Böhmer schüchtern.

„Sie haben also Ihr Halsband verkauft?“

„Aber . . .“ versetzte Böhmer, der die Königin erstaut anschaute, „aber mir scheint, ja.“

„Und diejenigen, an welche Sie es verkauft, haben Sie nicht bezahlt, mein armer Böhmer; das ist schief. Diese Leute müssen es machen, wie ich es gemacht habe. Wenn sie das Halsband nicht kaufen können, so müssen sie Ihnen dasselbe zurückgeben und Ihnen die Abschlagszahlung überlassen.“

„Wie beliebt?“ stammelte der Juwelier, wie schwankte, dem unvorsichtigen Reisenden ähnlich, einen Sonnenstich auf den Kopf bekommen. „Erweist mir Ihre Majestät die Ehre zu sagen?“

„Mein armer Böhmer, ich sage, wenn Ihnen Käufer Ihr Halsband zurückgeben, wie ich es zurückgegeben habe, das heißt, indem sie Ihnen zweihundert tausend Livres Neukauf lassen, so haben zwei Millionen nebst dem Halsband.“

„Eure Majestät . . .“ rief Böhmer, von Schreie triefend, „Eure Majestät sagt wohl, sie habe mir das Halsband zurückgegeben?“

„Ja wohl, ich sage das,“ erwiderte die Königin ruhig. „Was haben Sie?“

„Wie!“ rief der Juwelier fort. „Eure Majestät leugnet, das Halsband gekauft zu haben?“

„Ah! was für eine Komödie spielen wir da,“ sagte die Königin mit strengem Tone. „Ist dieses verbotene Halsband bestimmt, immer Jemand den Kopf verletz zu machen?“

„Aber,“ versetzte Böhmer, an allen seinen Gliedern zitternd, „mir schien, als hätte ich von dem Königinlichen Majestät selbst gehört, Sie haben mir zurückgegeben. Eure Majestät hat gesagt, das Halsband zurückgegeben.“

Die Königin schaute Böhmer, die Arme kreuzend an und sprach:

„Zum Glück habe ich hier etwas, womit ich

Gedächtniß auffrischen kann, denn Sie sind ein sehr vergeßlicher Mensch, Herr Böhmer, um Ihnen nichts Unangenehmeres zu sagen."

Sie ging gerade auf einen Arbeitstisch zu, zog aus demselben ein Papier hervor, öffnete es, durchflog es und reichte es dann langsam dem unglücklichen Böhmer.

"Der Styl ist ziemlich klar, wie mir scheint," sagte sie. Und sie setzte sich, um den Juwelier, während er las, besser anzuschauen.

Das Gesicht von diesem drückte zuerst die völlige Ungläubigkeit und dann stufenweise den furchtbarsten Schrecken aus.

"Nun!" sagte die Königin, "Sie erkennen diesen Schein, der in so guter Form bezeugt, daß Sie das Halsband zurückhalten; und wenn Sie nicht auch vergessen haben, daß Sie Böhmer heißen . . ."

"Aber, Madame," stammelte Böhmer, zugleich vor Wuth und Angst erstickend, "ich habe diesen Schein nicht unterzeichnet."

Die Königin wich, den Juwelier mit ihren flammenden Augen niederschmetternd, zurück und rief:

"Sie leugnen!"

"Durchaus . . . Ich habe, und müßte ich für meine Freiheit mein Leben lassen, das Halsband nie zurückhalten, diesen Schein nie unterzeichnet. Wäre der Bloß hier, stünde der Henker hier, ich würde abermals wiederholen: nein, Eure Majestät, dieser Empfangschein ist nicht von mir."

"Mein Herr," sagte die Königin leicht erbleichend, "dann habe ich Sie also betrogen, dann habe ich also Ihr Halsband?"

Böhmer suchte in seinem Portefeuille und zog ein Papier heraus, das er ebenfalls der Königin überreichte.

"Madame," sagte er mit ehrerbietiger, aber durch die Aufregung bebender Stimme; "ich glaube nicht, daß Eure Majestät, wenn sie mir das Halsband hätte

zurückgeben wollen, diese Schulburskunde hier gesch
haben würde.“

„Aber was für ein Fegen ist denn das?“ r
Königin. „Ich habe das nicht geschrieben! S
meine Handschrift?“

„Es ist unterzeichnet,“ entgegnete Böhmer zer

„Marie Antoinette von Frankreich
Sie sind verrückt! bin ich von Frankreich?
ich nicht Erzherzogin von Oesterreich? Ist es
albern, daß ich das geschrieben haben soll?
Sie doch, Herr Böhmer, die Falle ist zu plump,
Sie das Ihren Fälschern.“

„Meinen Fälschern . . .“ stammelte der Ju
der beinahe in Ohnmacht fiel, als er diese Worte

„Eure Majestät hat mich, Böhmer, im Verdacht

„Sie haben wohl mich, Marie Antoinette
Verdacht?“ versetzte Marie Antoinette voll Stolz

„Aber diese Schrift,“ entgegnete aberma
Juwelier, auf das Papier deutend, das sie immer
in ihren Händen hielt.

„Und dieser Empfangschein?“ sagte sie, a
Papier deutend, das er nicht von sich gelassen h

Böhmer war genöthigt, sich auf einen Leh
zu stützen; der Boden wirbelte unter ihm. Er a
die Luft in großen Wogen ein, und die Purpu
des Schlags ersetzte die Leichenblässe der Ohnm

„Geben Sie mir meinen Schein zurück,“ sa
Königin, „ich halte ihn für gut, und nehmen Si
Schrift, unterzeichnet Antoinette von Frank
der Staatsanwalt wird Ihnen sagen, was das wer

Und sie warf ihm die Verschreibung zu, u
sie ihm den Schein aus den Händen gerissen
wandte sich um, ging in ein anstoßendes Zimme
überließ sich allein den Unglücklichen, der gar
Gedanken mehr hatte und, gegen jede Etiquet
einen Lehnstuhl sank. Nach einigen Minuten
in denen er sich wieder ein wenig erholte, stü

ganz betäubt aus dem Gemach und suchte Boffange auf, dem er das Abenteuer so erzählte, daß er bei seinem Associe in Verdacht gerieth.

Doch er wiederholte so gut und so oft seine Aussage, daß Boffange anfing, seine Berrücke auszureißen, während Böhmer seine Haare ausriß, was für die Vorübergehenden, die ihren Blick in den Wagen tauchten, zugleich das schmerzlichste und komischste Schauspiel war.

Da man jedoch nicht einen ganzen Tag im Wagen zubringen kann, da man, nachdem man sich Haare oder Berrücke ausgerissen, die Hirnschale findet, und da unter der Hirnschale Gedanken sind oder sein sollen, so fanden die zwei Juweliere für gut, sich zu verbinden, um, wenn es möglich wäre, die Thüre der Königin zu sprengen und etwas einer Erklärung Aehnliches zu erlangen.

Sie gingen nach dem Schlosse zu, in einem Zustand, daß sie Mitleid erregen mußten, als ihnen einer von den Officianten der Königin begegnete, der den Einen oder den Andern von ihnen zu berufen hatte. Man denke sich ihre Freude und den Eifer, mit dem sie gehorchten.

Sie wurden ohne Verzug eingeführt.

LXXIII.

**König kann ich nicht, Prinz mag ich nicht,
Nohan bin ich.**

Die Königin schien ungeduldig zu warten; sie rief auch, sobald sie die Juweliere erblickte:

„Ah! hier ist Herr Boffange; Sie haben Verstärkung genommen, Böhmer, desto besser.“

Böhmer hatte nichts zu sagen; er dachte viel.

Das Beste, was man in einem solchen Falle thun kann, ist, durch die Geberde zu verfahren; Böhmer warf sich Marie Antoinette zu Füßen.

Die Geberde war ausdrucksvoll.

Bossange ahmte ihn als sein Associé nach.

„Meine Herren,“ sprach die Königin, „ich bin nun ruhig und werde mich nicht mehr ärgern. Es ist mir überdies ein Gedanke gekommen, der meine Gefühle in Beziehung auf Sie ändert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir, Sie und ich, bei dieser Angelegenheit durch ein kleines Geheimniß hintergangen worden sind, . . . welches kein Geheimniß mehr für mich ist.“

„Ah! Madame,“ rief Böhmer, begeistert durch diese Worte der Königin, „Sie haben mich also nicht mehr im Verdacht, daß ich . . . Oh! es ist abscheulich auszusprechen, das Wort Fälscher . . .“

„Es ist eben so hart für mich, dasselbe zu hören, als für Sie, es auszusprechen,“ erwiderte die Königin, „nein, ich habe Sie nicht mehr im Verdacht.“

„Eure Majestät hat aber Jemand im Verdacht?“

„Beantworten Sie mir meine Fragen. Sie sagen, Sie haben die Diamanten nicht mehr?“

„Wir haben sie nicht mehr,“ antworteten gleichzeitig die Juweliere.

„Es hat für Sie keinen Werth, zu erfahren, wem ich das Geschmeide für Sie übergeben habe, das in meine Sache . . . Haben Sie . . . die Frau Gräfin von La Mothe nicht gesehen?“

„Verzeihen Sie, Madame, wir haben sie gesehen.“

„Und sie hat Ihnen nichts . . . in meinem Auftrage übergeben?“

„Nein, Madame, die Frau Gräfin hat uns nur gesagt: „„Warten Sie.“““

„Wer hat Ihnen aber die Verschreibung von mir überbracht?“

„Die Verschreibung? . . .“ erwiderte Böhmer; „das Papier, das Eure Majestät in den Händen gehabt

hat, ist uns in der Nacht von einem unbekanntem Boten überbracht worden.“

Und er zeigte die falsche Schrift.

„Ah! ah!“ rief die Königin, „gut; Sie sehen, daß die Schrift nicht unmittelbar von mir kommt.“

Sie läutete; ein Bedienter erschien.

„Man lasse die Frau Gräfin von La Mothe zu mir rufen,“ sprach die Königin ruhig.

„Und,“ fuhr sie dann mit derselben Ruhe fort, „Sie haben Niemand gesehen, Sie haben Herrn von Rohan nicht gesehen?“

„Herrn von Rohan? Doch, Madame, er hat uns besucht und sich erkundigt . . .“

„Sehr gut; gehen wir nicht weiter; sobald der Herr Cardinal von Rohan abermals bei dieser Angelegenheit betheilt ist, hätten Sie Unrecht, zu verweifel'n. Ich errathe. Als Frau von La Mothe das Wort: Warten Sie! zu Ihnen sagte, wollte sie . . . sein, ich errathe nichts, ich will nichts errathen . . . Suchen Sie nur den Herrn Cardinal auf und erzählen Sie ihm, was Sie mir gesagt haben; verlieren Sie keine Zeit und fügen Sie bei, ich wisse Alles.“

Wiederbelebt durch diese kleine Flamme der Hoffnung, wechselten die Juweliere unter einander einen ängstlichen Blick.

Bossange allein, der sein Wort anbringen wollte, sagte es, leise zu sagen, die Königin habe jedoch einen solchen Empfangschein in ihren Händen, und eine Fälschung sei ein Verbrechen.

Marie Antoinette faltete die Stirne und erwiderte:

„Es ist wahr, wenn Sie das Halsband nicht zurückgehalten haben, so bildet diese Schrift eine Fälschung. Doch um die Fälschung nachzuweisen, ist es unerlässlich, daß ich Sie mit der Person confrontire, die ich Ihnen die Diamanten zurückzugeben beauftragt habe.“

„Wann Eure Majestät will,“ rief Bossange, „wir heuen das Licht nicht, wir ehrlichen Handelste.“

Erstaunt, unruhig, blieb er beharrlich, und da er seine Leute kannte, da er das Talent hatte, da und dort in den Vorzimmern einen kleinen, für ihn unnützen Stein anzubringen, so begünstigte man ihn so, daß man ihn auf den Weg Ihrer Majestät stellte, wenn sie von ihrem Spaziergange in Trianon zurückkommen würde.

Noch ganz bebend von ihrer Zusammenkunft mit Charny, wo sie sich zur Liebenden gemacht hatte, ohne Geliebte zu werden, kehrte in der That Marie Antoinette, das Herz voll Freude und den Geist ganz strahlend, zurück, als sie das ein wenig zerfnirschte, jedoch ehrfurchtsvolle Gesicht von Böhmer erblickte.

Sie lächelte ihm zu, was er auf die glücklichste Weise deutete, und er wagte es, um einen Augenblick Audienz zu bitten; die Königin bewilligte ihm dies auf zwei Uhr, das heißt, nach ihrem Mittagsmahle. Er überbrachte diese vortreffliche Kunde Boffange; dieser wartete auf ihn in einem Wagen; an einem Flusse leidend, hatte er Ihrer Majestät kein unfründliches Gesicht zeigen wollen.

„Es ist kein Zweifel,“ sagten sie zu einander, indem sie sich die geringsten Geberden, die kleinsten Worte von Marie Antoinette auslegten, „es unterliegt keinem Zweifel, Ihre Majestät hat in ihrer Schublade die Summe, die sie gestern noch nicht bekommen konnte; sie hat gesagt, um zwei Uhr, weil sie um zwei Uhr allein sein wird.“

Und sie fragten sich, wie die Kameraden in der Kabel, ob sie die Summe in Billets, in Gold, oder in Silber wegbringen würden.

Es schlug zwei Uhr, der Juwelier war an seinem Posten, man führte ihn in das Boudoir Ihrer Majestät ein.

„Was haben Sie wieder, Böhmer,“ fragte die Königin, sobald sie ihn von fern erblickte, „wollen Sie mir von Juwelen sprechen? Sie wissen, Sie haben Unglück?“

Böhmer glaubte, es sei irgend Jemand verborgen, die Königin befürchte, gehört zu werden. Er nahm so eine Miene des Einverständnisses an und erweiterte umherschauend:

„Ja, Madame!“

„Was suchen Sie da?“ sagte die Königin erstaunt. Ein wenig bedrückt durch diese Verstellung, antwortete er nichts.

„Dasselbe Geheimniß, wie neulich; ein Geschmeide verkaufen,“ fuhr die Königin fort; „ein unvergleichliches Stück? Oh! erschrecken Sie nicht so; es ist niemand hier, der uns hören könnte.“

„Dann . . .“ murmelte Böhmer.

„Nun, dann! was?“

„Dann darf ich Ihrer Majestät sagen . . .“

„Sagen Sie geschwinde, mein lieber Böhmer.“

Der Juwelier näherte sich mit einem anmuthigen Lächeln und sprach, seine etwas gelben, aber ganz wohlwollenden Zähne zeigend:

„Ich darf Ihrer Majestät sagen, daß die Königin uns gestern vergessen hat.“

„Vergessen! worin?“ fragte die Königin erstaunt.

„Darin, daß gestern der . . . Termin war . . .“

„Der Termin? . . . welcher Termin?“

„Oh! ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, wenn ich mir erlaube . . . Ich weiß wohl, daß es eine Unbescheidenheit ist. Vielleicht ist die Königin nicht vorbereitet. Das wäre ein großes Unglück; aber . . .“

„Ah! Böhmer, ich begreife nicht ein Wort von Allem, was Sie mir da sagen. Erklären Sie sich doch, mein Lieber.“

„Eure Majestät hat es aus dem Gedächtniß verloren, das ist ganz natürlich, mitten unter allen den Sorgen und Geschäften.“

„Was habe ich aus dem Gedächtniß verloren?“

„Es war gestern der erste Termin der Bezahlung des Halsbandes,“ antwortete Böhmer schüchtern.

„Sie haben also Ihr Halsband verkauft?“

„Aber . . .“ versetzte Böhmer, der die Königin ganz erstaunt anschaute, „aber mir scheint, ja.“

„Und diejenigen, an welche Sie es verkauft, haben Sie nicht bezahlt, mein armer Böhmer; das ist schlimm. Diese Leute müssen es machen, wie ich es gemacht habe; wenn sie das Halsband nicht kaufen können, so müssen sie Ihnen dasselbe zurückgeben und Ihnen die Abschlagszahlung überlassen.“

„Wie beliebt?“ stammelte der Juwelier, welcher schwankte, dem unvorsichtigen Reisenden ähnlich, der einen Sonnenstich auf den Kopf bekommen. „Was erweist mir Ihre Majestät die Ehre zu sagen?“

„Mein armer Böhmer, ich sage, wenn Ihnen zehn Käufer Ihr Halsband zurückgeben, wie ich es Ihnen zurückgegeben habe, das heißt, indem sie Ihnen zweimal hundert tausend Livres Neukauf lassen, so haben Sie zwei Millionen nebst dem Halsband.“

„Eure Majestät . . .“ rief Böhmer, von Schweiß triefend, „Eure Majestät sagt wohl, sie habe mir das Halsband zurückgegeben?“

„Ja wohl, ich sage das.“ erwiderte die Königin ganz ruhig. „Was haben Sie?“

„Wie!“ rühr der Juwelier fort. „Eure Majestät leugnet, das Halsband gekauft zu haben?“

„Ab! was für eine Komödie spielen wir da,“ sprach die Königin mit strengem Tone. „Ist dieses verdammt Halsband bestimmt, immer Jemand den Kopf verlieren zu machen?“

„Aber,“ versetzte Böhmer, an allen seinen Gliedern zitternd, „mir schien, als hätte ich von dem Munde Eurer Majestät selbst gehört, Sie haben mir zurückgegeben. Eure Majestät hat gesagt, das Diamant-halsband zurückgegeben.“

Die Königin schaute Böhmer, die Arme kreuzend, an und sprach:

„Zum Glück habe ich hier etwas, womit ich Ihr

Gedächtniß auffrischen kann, denn Sie sind ein sehr vergesslicher Mensch, Herr Böhmer, um Ihnen nichts Unangenehmeres zu sagen."

Sie ging gerade auf einen Arbeitstisch zu, zog aus demselben ein Papier hervor, öffnete es, durchflog es und reichte es dann langsam dem unglücklichen Böhmer.

"Der Styl ist ziemlich klar, wie mir scheint," sagte sie. Und sie setzte sich, um den Juwelier, während er las, besser anzuschauen.

Das Gesicht von diesem brückte zuerst die völlige Ungläubigkeit und dann stufenweise den furchtbarsten Schrecken aus.

"Nun!" sagte die Königin, "Sie erkennen diesen Schein, der in so guter Form bezeugt, daß Sie das Halsband zurückerhalten; und wenn Sie nicht auch ergessen haben, daß Sie Böhmer heißen . . ."

"Aber, Madame," stammelte Böhmer, zugleich vor Wuth und Angst erstickend, "ich habe diesen Schein nicht unterzeichnet."

Die Königin wich, den Juwelier mit ihren flammenden Augen niederschmetternd, zurück und rief:

"Sie leugnen!"

"Durchaus . . . Ich habe, und müßte ich für meine Freiheit mein Leben lassen, das Halsband nie zurückerhalten, diesen Schein nie unterzeichnet. Wäre er Bloß hier, stünde der Henker hier, ich würde abermals wiederholen: nein, Eure Majestät, dieser Empfangschein ist nicht von mir."

"Mein Herr," sagte die Königin leicht erbleichend, dann habe ich Sie also betrogen, dann habe ich also Ihr Halsband?"

Böhmer suchte in seinem Portefeuille und zog ein Papier heraus, das er ebenfalls der Königin überreichte.

"Madame," sagte er mit ehrerbietiger, aber durch die Aufregung bebender Stimme; "ich glaube nicht, daß Eure Majestät, wenn sie mir das Halsband hätte

zurückgeben wollen, diese Schulburskunde hier gegeben haben würde.“

„Aber was für ein Feßeln ist denn das?“
Königin. „Ich habe das nicht geschrieben!
meine Handschrift?“

„Es ist unterzeichnet,“ entgegnete Böhmer.

„Marie Antoinette von Frankreich?“
Sie sind verrückt! bin ich von Frankreich?
Ich nicht Erzherzogin von Oesterreich? Ist
albern, daß ich das geschrieben haben soll?
Sie doch, Herr Böhmer, die Falle ist zu plumpe.
Sie das Ihren Fälschern.“

„Meinen Fälschern . . .“ stammelte der
der beinahe in Ohnmacht fiel, als er diese Worte
„Eure Majestät hat mich, Böhmer, im Verda-

„Sie haben wohl mich, Marie Antoinette
Verdacht?“ versetzte Marie Antoinette voll

„Aber diese Schrift,“ entgegnete aber
Juwelier, auf das Papier deutend, das sie immer
in ihren Händen hielt.

„Und dieser Empfangschein?“ sagte sie,
Papier deutend, das er nicht von sich gelassen

Böhmer war genöthigt, sich auf einen
zu stützen; der Boden wirbelte unter ihm. Er
die Luft in großen Wogen ein, und die Brust
des Schlags ersetzte die Leichenblässe der Ohn-

„Geben Sie mir meinen Schein zurück,“
Königin, „ich halte ihn für gut, und nehmen
Schrift, unterzeichnet Antoinette von Fran-
der Staatsanwalt wird Ihnen sagen, was das u-

Und sie warf ihm die Verschreibung zu,
sie ihm den Schein aus den Händen geriff-
wandte sich um, ging in ein anstoßendes Zim-
überließ sich allein den Unglücklichen, der g-
Gedanken mehr hatte und, gegen jede Etia-
einen Lehnstuhl sank. Nach einigen Minute
in denen er sich wieder ein wenig erholte,

ganz betäubt aus dem Gemach und suchte Boffange auf, dem er das Abenteuer so erzählte, daß er bei seinem Associé in Verdacht gerieth.

Doch er wiederholte so gut und so oft seine Aussage, daß Boffange anfing, seine Berrücke auszureißen, während Böhmer seine Haare ausriß, was für die Vorübergehenden, die ihren Blick in den Wagen tauchten, zugleich das schmerzlichste und komischste Schauspiel war.

Da man jedoch nicht einen ganzen Tag im Wagen zubringen kann, da man, nachdem man sich Haare oder Berrücke ausgerissen, die Hirnschale findet, und da unter der Hirnschale Gedanken sind oder sein sollen, so fanden die zwei Juweliere für gut, sich zu verbinden, um, wenn es möglich wäre, die Thüre der Königin zu sprengen und etwas einer Erklärung Aehnliches zu erlangen.

Sie gingen nach dem Schlosse zu, in einem Zustand, daß sie Mitleid erregen mußten, als ihnen einer von den Officianten der Königin begegnete, der den Einen oder den Andern von ihnen zu berufen hatte. Man denke sich ihre Freude und den Eifer, mit dem sie gehorchten.

Sie wurden ohne Verzug eingeführt.

LXXIII.

**König kann ich nicht, Prinz mag ich nicht,
Hohan bin ich.**

Die Königin schien ungeduldig zu warten; sie rief auch, sobald sie die Juweliere erblickte:

„Ah! hier ist Herr Boffange; Sie haben Verstärkung genommen, Böhmer, desto besser.“

Böhmer hatte nichts zu sagen; er dachte viel.

zurückgeben wollen, diese Schulburtkunde hier geschrieben haben würde.“

„Aber was für ein Fegen ist denn das?“ rief die Königin. „Ich habe das nicht geschrieben! Ist das meine Handschrift?“

„Es ist unterzeichnet,“ entgegnete Böhmer zornig.

„Marie Antoinette von Frankreich . . . Sie sind verrückt! bin ich von Frankreich? Bin ich nicht Erzherzogin von Oesterreich? Ist es nicht albern, daß ich das geschrieben haben soll? Gehen Sie doch, Herr Böhmer, die Falle ist zu plump, sagen Sie das Ihren Fälschern.“

„Meinen Fälschern . . .“ stammelte der Juwelier, der beinahe in Ohnmacht fiel, als er diese Worte hörte. „Eure Majestät hat mich, Böhmer, im Verdacht?“

„Sie haben wohl mich, Marie Antoinette, im Verdacht?“ versetzte Marie Antoinette voll Stolz.

„Aber diese Schrift,“ entgegnete abermals der Juwelier, auf das Papier deutend, das sie immer noch in ihren Händen hielt.

„Und dieser Empfangschein?“ sagte sie, auf das Papier deutend, das er nicht von sich gelassen hatte.

Böhmer war genöthigt, sich auf einen Lehnstuhl zu stützen; der Boden wirbelte unter ihm. Er athmete die Luft in großen Wogen ein, und die Purpurfarbe des Schlages ersetzte die Leichenblässe der Ohnmacht.

„Geben Sie mir meinen Schein zurück,“ sagte die Königin, „ich halte ihn für gut, und nehmen Sie Ihre Schrift, unterzeichnet Antoinette von Frankreich, der Staatsanwalt wird Ihnen sagen, was das werth ist.“

Und sie warf ihm die Verschreibung zu, nachdem sie ihm den Schein aus den Händen gerissen hatte, wandte sich um, ging in ein anstößendes Zimmer, und überließ sich allein den Unglücklichen, der gar keinen Gedanken mehr hatte und, gegen jede Etiquette, in einen Lehnstuhl sank. Nach einigen Minuten jedoch, in denen er sich wieder ein wenig erholte, stürzte er

anz betäubt aus dem Gemach und suchte Boffange auf, um er das Abenteuer so erzählte, daß er bei seinem Associe in Verdacht gerieth.

Doch er wiederholte so gut und so oft seine Aussage, daß Boffange anfing, seine Perrücke auszureißen, während Böhmer seine Haare ausriß, was für die Vorübergehenden, die ihren Blick in den Wagen tauchten, zugleich das schmerzlichste und komischste Schauspiel war.

Da man jedoch nicht einen ganzen Tag im Wagen abringen kann, da man, nachdem man sich Haare oder Perrücke ausgerissen, die Hirnschale findet, und darunter der Hirnschale Gedanken sind oder sein sollen, fanden die zwei Juweliere für gut, sich zu verbinden, wenn es möglich wäre, die Thüre der Königin zu öffnen und etwas einer Erklärung Aehnliches zu verlangen.

Sie gingen nach dem Schlosse zu, in einem Zustande, daß sie Mitleid erregen mußten, als ihnen einer von den Officianten der Königin begegnete, der den einen oder den Andern von ihnen zu berufen hatte. Man denke sich ihre Freude und den Eifer, mit dem sie gehorchten.

Sie wurden ohne Verzug eingeführt.

LXXIII.

**König kann ich nicht, Prinz mag ich nicht,
Mohan bin ich.**

Die Königin schien ungeduldig zu warten; sie rief auch, sobald sie die Juweliere erblickte:

„Ah! hier ist Herr Boffange; Sie haben Verstärkung genommen, Böhmer, desto besser.“

Böhmer hatte nichts zu sagen; er dachte viel.

Das Beste, was man in einem solchen Falle thun kann, ist, durch die Geberde zu verfahren; Böhmer warf sich Marie Antoinette zu Füßen.

Die Geberde war ausdrucksvoll.

Bossange ahmte ihn als sein Associé nach.

„Meine Herren,“ sprach die Königin, „ich bin nun ruhig und werde mich nicht mehr ärgern. Es ist mir überdies ein Gedanke gekommen, der meine Gefühle in Beziehung auf Sie ändert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir, Sie und ich, bei dieser Angelegenheit durch ein kleines Geheimniß hindergangen worden sind, . . . welches kein Geheimniß mehr für mich ist.“

„Ah! Madame,“ rief Böhmer, begeistert durch diese Worte der Königin, „Sie haben mich also nicht mehr im Verdacht, daß ich . . . Oh! es ist abscheulich auszusprechen, das Wort Fälscher . . .“

„Es ist eben so hart für mich, dasselbe zu hören, als für Sie, es auszusprechen,“ erwiderte die Königin, „nein, ich habe Sie nicht mehr im Verdacht.“

„Eure Majestät hat aber Jemand im Verdacht?“

„Beantworten Sie mir meine Fragen. Sie sagen, Sie haben die Diamanten nicht mehr?“

„Wir haben sie nicht mehr,“ antworteten gleichzeitig die Juweliere.

„Es hat für Sie keinen Werth, zu erfahren, wem ich das Geschmeide für Sie übergeben habe, das ist meine Sache . . . Haben Sie . . . die Frau Gräfin von La Mothe nicht gesehen?“

„Verzeihen Sie, Madame, wir haben sie gesehen.“

„Und sie hat Ihnen nichts . . . in meinem Auftrage übergeben?“

„Nein, Madame, die Frau Gräfin hat uns nur gesagt: „„Warten Sie.“““

„Wer hat Ihnen aber die Verschreibung von mir überbracht?“

„Die Verschreibung? . . .“ erwiderte Böhmer; „das Papier, das Eure Majestät in den Händen gehabt

hat, ist uns in der Nacht von einem unbekanntem Boten überbracht worden.“

Und er zeigte die falsche Schrift.

„Ah! ah!“ rief die Königin, „gut; Sie sehen, daß die Schrift nicht unmittelbar von mir kommt.“

Sie läutete; ein Bedienter erschien.

„Man lasse die Frau Gräfin von La Mothe zu mir rufen,“ sprach die Königin ruhig.

„Und,“ fuhr sie dann mit derselben Ruhe fort, „Sie haben Niemand gesehen, Sie haben Herrn von Rohan nicht gesehen?“

„Herrn von Rohan? Doch, Madame, er hat uns besucht und sich erkundigt . . .“

„Sehr gut; gehen wir nicht weiter; sobald der Herr Cardinal von Rohan abermals bei dieser Angelegenheit betheilt ist, hätten Sie Unrecht, zu zweifeln. Ich errathe. Als Frau von La Mothe das Wort: Warten Sie! zu Ihnen sagte, wollte sie . . . Nein, ich errathe nichts, ich will nichts errathen . . . Suchen Sie nur den Herrn Cardinal auf und erzählen Sie ihm, was Sie mir gesagt haben; verlieren Sie keine Zeit und fügen Sie bei, ich wisse Alles.“

Wiederbelebt durch diese kleine Flamme der Hoffnung, wechselten die Juweliere unter einander einen minder ängstlichen Blick.

Bossange allein, der sein Wort anbringen wollte, wagte es, leise zu sagen, die Königin habe jedoch einen falschen Empfangschein in ihren Händen, und eine Fälschung sei ein Verbrechen.

Marie Antoinette faltete die Stirne und erwiderte:

„Es ist wahr, wenn Sie das Halsband nicht zurückhalten haben, so bildet diese Schrift eine Fälschung. Doch um die Fälschung nachzuweisen, ist es unerlässlich, daß ich Sie mit der Person confrontire, die ich Ihnen die Diamanten zurückzugeben beauftragt habe.“

„Wann Eure Majestät will,“ rief Bossange, „wir scheuen das Licht nicht, wir ehrlichen Handelsleute.“

Das Beste, was man in einem solchen Falle thun kann, ist, durch die Geberde zu verfahren; Böhmer warf sich Marie Antoinette zu Füßen.

Die Geberde war ausdrucksvoll.

Vossange ahmte ihn als sein Associé nach.

„Meine Herren,“ sprach die Königin, „ich bin nun ruhig und werde mich nicht mehr ärgern. Es ist mir überdies ein Gedanke gekommen, der meine Gefühle in Beziehung auf Sie ändert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir, Sie und ich, bei dieser Angelegenheit durch ein kleines Geheimniß hintergangen worden sind, . . . welches kein Geheimniß mehr für mich ist.“

„Ah! Madame,“ rief Böhmer, begeistert durch diese Worte der Königin, „Sie haben mich also nicht mehr im Verdacht, daß ich . . . Oh! es ist abscheulich auszusprechen, das Wort Fälscher . . .“

„Es ist eben so hart für mich, dasselbe zu hören, als für Sie, es auszusprechen,“ erwiderte die Königin, „nein, ich habe Sie nicht mehr im Verdacht.“

„Eure Majestät hat aber Jemand im Verdacht?“

„Beantworten Sie mir meine Fragen. Sie sagen, Sie haben die Diamanten nicht mehr?“

„Wir haben sie nicht mehr,“ antworteten gleichzeitig die Juweliere.

„Es hat für Sie keinen Werth, zu erfahren, wem ich das Geschmeide für Sie übergeben habe, das ist meine Sache . . . Haben Sie . . . die Frau Gräfin von La Mothe nicht gesehen?“

„Verzeihen Sie, Madame, wir haben sie gesehen.“

„Und sie hat Ihnen nichts . . . in meinem Auftrage übergeben?“

„Nein, Madame, die Frau Gräfin hat uns nur gesagt: „„Warten Sie.“““

„Wer hat Ihnen aber die Verschreibung von mir überbracht?“

„Die Verschreibung? . . .“ erwiderte Böhmer; „das Papier, das Eure Majestät in den Händen gehabt

hat, ist uns in der Nacht von einem unbekanntem Boten überbracht worden.“

Und er zeigte die falsche Schrift.

„Ah! ah!“ rief die Königin, „gut; Sie sehen, daß die Schrift nicht unmittelbar von mir kommt.“

Sie läutete; ein Bedienter erschien.

„Man lasse die Frau Gräfin von La Mothe zu mir rufen,“ sprach die Königin ruhig.

„Und,“ fuhr sie dann mit derselben Ruhe fort, „Sie haben Niemand gesehen, Sie haben Herrn von Rohan nicht gesehen?“

„Herrn von Rohan? Doch, Madame, er hat uns besucht und sich erkundigt . . .“

„Sehr gut; gehen wir nicht weiter; sobald der Herr Cardinal von Rohan abermals bei dieser Angelegenheit betheilig ist, hätten Sie Unrecht, zu zweifeln. Ich errathe. Als Frau von La Mothe das Wort: Warten Sie! zu Ihnen sagte, wollte sie . . . Nein, ich errathe nichts, ich will nichts errathen . . . Suchen Sie nur den Herrn Cardinal auf und erzählen Sie ihm, was Sie mir gesagt haben; verlieren Sie keine Zeit und fügen Sie bei, ich wisse Alles.“

Wiederbelebt durch diese kleine Flamme der Hoffnung, wechselten die Juweliere unter einander einen minder ängstlichen Blick.

Bossange allein, der sein Wort anbringen wollte, wagte es, leise zu sagen, die Königin habe jedoch einen falschen Empfangschein in ihren Händen, und eine Fälschung sei ein Verbrechen.

Marie Antoinette faltete die Stirne und erwiderte:

„Es ist wahr, wenn Sie das Halsband nicht zurückerhalten haben, so bildet diese Schrift eine Fälschung. Doch um die Fälschung nachzuweisen, ist es unerlässlich, daß ich Sie mit der Person confrontire, die ich Ihnen die Diamanten zurückzugeben beauftragt habe.“

„Wann Eure Majestät will,“ rief Bossange, „wir scheuen das Licht nicht, wir ehrlichen Handelsteute.“

„Dann holen Sie das Licht beim Herrn Card er allein kann Ihnen in dieser ganzen Sache Aufklärung geben.“

„Und Eure Majestät erlaubt uns, ihr die Ant zu überbringen?“ fragte Böhmer.

„Ich werde vor Ihnen unterrichtet sein,“ erwie die Königin, „und ich werde Sie aus dieser Verleheit ziehen. Gehen Sie.“

Sie entließ die Juweliere, und als sie weggegangen waren, gab sie sich ihrer ganzen Unruhe hin und schickte Gilboten auf Gilboten an Frau von La Mothe.

Wir werden ihr nicht in allen ihren Nachforschungen und in allen Vermuthungen folgen, wir verließen sie im Gegentheil, um rascher mit den Juwelieren so sehr ersehnten Wahrheit entgegenzulaufen.

Der Cardinal war zu Hause und las mit unbeschreiblichen Wuth ein Briefchen, das ihm von La Mothe so eben, wie sie sagte, von Versa geschickt hatte. Der Brief war hart und benahm dem Cardinal jede Hoffnung; er forderte ihn auf, an nichts mehr zu denken; er verbot ihm, vertraulich in Versa wiederzuer scheinen; er appellirte an seine Verbindungen, daß er unmöglich gewordene Verbindungen wieder anzuknüpfen suche.

Der Prinz schäumte, während er diesen Brief noch einmal las; er buchstabirte die Charaktere und um den andern; er schien von dem Papier Rechnungen über die Härten zu verlangen, mit denen ihn eine grausame Hand belastete.

„Coquette, launenhaft, treulos!“ rief er in seiner Verzweiflung, „oh! ich werde mich rächen!“

Er häufte sodann alle Armseligkeiten auf, wo die schwachen Herzen in ihren Liebeschmerzen erleichtert aber die nicht von der Eigenliebe heilen.

„Hier,“ sagte er, „hier sind vier Briefe, die mir geschrieben hat, und von denen der eine in ungerechter ist, als der andere. Sie hat mich

Laune genommen! Das ist eine Demüthigung, die ich ihr kaum verzeihen würde, wenn sie mich nicht einer neuen Laune opferte.“

Und der getäuschte Unglückliche las abermals mit der Inbrunst der Hoffnung alle diese in ihrer Strenge durch einen Bogen von unbarmherzigen Verhältnissen gestützten Briefe.

Der letzte war ein Meisterwerk barbarischer Grausamkeit, das Herz des armen Cardinals war davon gleichsam durchlöchert, und dennoch liebte er in einem Grade, daß er sich, aus Widerpruchsgeist, daran ergötzte, wieder und wieder diese ihm, nach der Angabe von Frau von La Roche, aus Versailles überbrachten kalten Unbarmherzigkeiten zu lesen.

In diesem Augenblick erschienen die Juweliere in seinem Hotel. Er war sehr erstaunt, daß sie, trotz des Verbots, so hartnäckig Einlaß bei ihm begehrt. Dreimal jagte er seinen Kammerdiener hinaus, der zum vierten Mal seinen Angriff mit der Aeußerung erneuerte, die Herren Böhmer und Bossange haben erklärt, sie würden nur weggehen, wenn man sie durch Gewalt dazu zwänge.

„Was soll das bedeuten?“ dachte der Cardinal.
„Sie mögen eintreten.“

Sie traten ein. Die verstörten Gesichter zeugten von dem heftigen Kampf, den sie moralisch und körperlich auszustehen gehabt hatten. Waren die Unglücklichen bei einem von den Kämpfen Steger geblieben, so hatten sie dagegen in dem andern eine Niederlage erlitten. Nie waren mehr aus dem Geleise gebrachte Köpfe berufen gewesen, vor einem Kirchenfürsten zu functioniren.

„Vor Allem,“ rief der Cardinal, als er sie sah, „was soll diese Brutalität, meine Herren Juweliere? ist man Ihnen etwas schuldig?“

Der Ton dieses Eingangs verwandelte die zwei Associés vor Schrecken in Eis.

„Fangen die Scenen von dort wieder an?“
 Böhmer aus dem Augentwinkel zu seinem Beden.

„Oh! nein, nein,“ erwiderte der Letztere, er seine Perrücke mit einer sehr kriegerischen Bewegung zurecht richtete, „ich, meinerseits, bin an Stürme gefaßt.“

Und er machte einen fast drohenden Schritt, rend der klügere Böhmer zurückblieb.

Der Cardinal hielt sie für Narren und sah ihnen unumwunden.

„Monseigneur,“ sprach Böhmer in seiner zweiflung, jede Sylbe mit einem Seufzer zertheilt, „Gerechtigkeit! Barmherzigkeit! verschonen Sie mit Ihrer Wuth und zwingen Sie uns nicht Achtung gegen den größten, erhabensten Fürst verletzen.“

„Meine Herren,“ sagte der Cardinal, „entweder sind Sie keine Narren, und dann wird man Sie Fenster hinauswerfen, oder Sie sind Narren, und wirft man Sie ganz einfach vor die Thüre. A Sie.“

„Monseigneur, wir sind keine Narren, wir bestohlen!“

„Was geht das mich an; ich bin nicht Polizeilieutenant.“

„Aber Sie haben das Halsband in Ihren Händen gehabt, Monseigneur,“ entgegnete Böhmer seufzend. „Sie werden gerichtliche Aussage machen. werden . . .“

„Ich habe das Halsband gehabt?“ versetzt Prinz. „Das Halsband ist also gestohlen worden.“

„Ja, Monseigneur.“

„Nun! was sagt die Königin?“ rief der Cardinal mit einer Bewegung lebhafter Theilnahme.

„Die Königin hat uns zu Ihnen geschickt, Monseigneur.“

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihrer Majestät. Doch was kann ich hiebei machen, meine armen Leute?“

„Sie vermögen Alles, Monseigneur; Sie können sagen, was man damit gethan hat.“

„Ich?“

„Gewiß.“

„Rein lieber Herr Böhmer, Sie könnten diese Sprache gegen mich führen; wenn ich bei der Räuberhande wäre, die der Königin das Halsband gestohlen hat.“

„Nicht der Königin ist das Halsband gestohlen worden.“

„Rein Gott! wem denn?“

„Die Königin leugnet, es in ihrem Besitze gehabt zu haben.“

„Wie! sie leugnet?“ sagte zögernd der Cardinal; „Sie haben doch eine Handschrift von ihr?“

„Sie sagt, die Handschrift sei falsch.“

„Ah! meine Herren, Sie verlieren den Kopf!“

„Ist es wahr?“ sagte Böhmer zu Bossange, und dieser antwortete mit einer dreifachen Beipflichtung.

„Die Königin,“ sprach der Cardinal, „die Königin hat geaugnet, weil Jemand bei ihr war, als Sie mit ihr sprach.“

„Niemand, Monseigneur, doch das ist noch nicht Alles.“

„Was denn noch?“

„Die Königin hat nicht nur geaugnet, sie hat auch nur behauptet, die Verschreibung sei falsch; sondern sie hat uns auch einen Schein von uns gezeigt, dem bezeugt wird, daß wir das Halsband zurückgegeben haben.“

„Einen Schein von Ihnen? ... Und dieser Schein?“

„Ist falsch, wie der andere; Sie wissen das wohl,“

sprach der Cardinal.

Das Halsband der Königin. IV.

„Falsch . . . Zwei Fälschungen . . . Und Sie sagen, ich wisse das wohl?“

„Sicherlich, da Sie gekommen sind, um uns in dem zu bestätigen, was uns Frau von La Mothe gesagt hatte; denn Sie, Sie wußten, daß wir das Halsband wirklich verkauft hatten, und daß es in den Händen der Königin war.“

„Ah! ah!“ sagte der Cardinal, während er mit einer Hand über seine Stirn fuhr, das sind, wie mir scheint, sehr ernste Dinge. Verständigen wir uns ein wenig. Meine Operationen mit Ihnen waren folgende.“

„Gut, Monseigneur.“

„Zuerst durch mich für Rechnung Ihrer Majestät gemachter Ankauf eines Halsbandes, auf welches ich Ihnen zweimal hundert und fünfzig tausend Livres bezahlt habe.“

„Das ist wahr, Monseigneur.“

„Dann von der Königin unmittelbar unterschriebener Verkauf, Sie haben mir das wenigstens gesagt, mit Terminen durch sie bestimmt und auf die Verantwortlichkeit ihrer Unterschrift?“

„Ihrer Unterschrift . . . Sie sagen, es sei die Unterschrift der Königin, nicht wahr, Monseigneur?“

„Zeigen Sie sie mir!“

„Hier ist sie.“

Die Juweliere zogen die Verschreibung aus ihrem Portfeuille. Der Cardinal warf einen Blick darauf.

„Ei! Sie sind Kinder!“ rief er. „Marie Antoinette von Frankreich . . . Ist die Königin nicht eine Tochter des Hauses Oesterreich? Sie sind betrogen: die Schrift und die Unterzeichnung, Alles ist falsch!“

„Aber Frau von La Mothe muß den Fälscher und den Dieb kennen.“ riefen die Juweliere ganz außer sich.

Die Wahrheit dieser Behauptung wirkte schlagend auf den Cardinal.

„rufen wir Frau von La Mothe,“ sagte er sehr leise.

Und er läutete, wie es die Königin gethan hatte. Seine Leute stürzten zur Verfolgung von Jeanne, deren Wagen noch nicht fern sein konnte.

Die Herren Böhmer und Boffange kauerten sich nieder, wie Hasen im Lager, in die Versprechungen der Königin und wiederholten:

„Wo ist das Halsband? wo ist das Halsband?“
 „Sie werden mich taub machen,“ sagte der Cardinal sehr ärgerlich. „Weiß ich, wo Ihr Halsband ist? Gebt es selbst der Königin übergeben, mehr weiß ich.“

„Das Halsband, wenn wir kein Geld bekommen! Das Halsband!“ wiederholten die zwei Kaufleute.

„Keine Herren, das geht mich nichts an,“ schrie der Cardinal außer sich und nahe daran, seine zwei Diener aus der Thüre zu weisen.

„Frau von La Mothe, die Frau Gräfin,“ schrieen der Cardinal und Boffange, heiser durch ihr verzweifeltes Gerede, „sie ist es, die uns zu Grunde gerichtet hat.“

„Frau von La Mothe ist von einer Redlichkeit, zu verdächtigen ich Ihnen verbiete, wenn Sie mich in meinem Hause krumm und lahm geschlagen sehen wollen.“

„Ein Schuldiger ist doch da,“ entgegnete Böhmer in gleichem Tone. „diese zwei Fälschungen sind von ihm gemacht worden?“

„Wird etwa von mir?“ rief Herr von Rohan höflich.

„Konseigneur, das wollen wir gewiß nicht sagen.“
 „Sagen also?“

„Konseigneur, im Namen des Himmels, eine Frau.“

„Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!“
 „Barmherzigkeit Sie, bis ich selbst eine habe.“

Das Beste, was man in einem solchen Falle thun kann ist, durch die Geberde zu verfahren; Böhmer warf sie Marie Antoinette zu Füßen.

Die Geberde war ausdrucksvoll.

Bossange ahmte ihn als sein Affocié nach.

„Meine Herren,“ sprach die Königin, „ich bin nun ruhig und werde mich nicht mehr ärgern.“ Es ist mir überdies ein Gedanke gekommen, der meine Gefühle in Beziehung auf Sie ändert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir, Sie und ich, bei dieser Angelegenheit durch ein kleines Geheimniß hintergangen worden sind . . . welches kein Geheimniß mehr für mich ist.“

„Ah! Madame,“ rief Böhmer, begeistert durch die Worte der Königin, „Sie haben mich also nicht mehr im Verdacht, daß ich . . . Oh! es ist abscheulich auszusprechen, das Wort Fälscher . . .“

„Es ist eben so hart für mich, dasselbe zu hören als für Sie, es auszusprechen,“ erwiderte die Königin, „nein, ich habe Sie nicht mehr im Verdacht.“

„Eure Majestät hat aber Jemand im Verdacht?“

„Beantworten Sie mir meine Fragen. Sie sagen Sie haben die Diamanten nicht mehr?“

„Wir haben sie nicht mehr,“ antworteten gleichzeitig die Juweliere.

„Es hat für Sie keinen Werth, zu erfahren, wer ich das Geschmeide für Sie übergeben habe, das ist meine Sache . . . Haben Sie . . . die Frau Gräfin von La Mothe nicht gesehen?“

„Verzeihen Sie, Madame, wir haben sie gesehen.“

„Und sie hat Ihnen nichts . . . in meinem Auftrage übergeben?“

„Nein, Madame, die Frau Gräfin hat uns nur gesagt: „Warten Sie.““

„Wer hat Ihnen aber die Verschreibung von mir überbracht?“

„Die Verschreibung? . . .“ erwiderte Böhmer, „das Papier, das Eure Majestät in den Händen gehabt“

hat, ist uns in der Nacht von einem unbekanntem Boten überbracht worden.“

Und er zeigte die falsche Schrift.

„Ah! ah!“ rief die Königin, „gut; Sie sehen, daß die Schrift nicht unmittelbar von mir kommt.“

Sie läutete; ein Bedienter erschien.

„Man lasse die Frau Gräfin von La Mothe zu mir rufen,“ sprach die Königin ruhig.

„Und,“ fuhr sie dann mit derselben Ruhe fort, „Sie haben Niemand gesehen, Sie haben Herrn von Rohan nicht gesehen?“

„Herrn von Rohan? Doch, Madame, er hat uns besucht und sich erkundigt . . .“

„Sehr gut; gehen wir nicht weiter; sobald der Herr Cardinal von Rohan abermals bei dieser Angelegenheit betheilt ist, hätten Sie Unrecht, zu zweifeln. Ich errathe. Als Frau von La Mothe das Wort: Warten Sie! zu Ihnen sagte, wollte sie . . . Nein, ich errathe nichts, ich will nichts errathen . . . Suchen Sie nur den Herrn Cardinal auf und erzählen Sie ihm, was Sie mir gesagt haben; verlieren Sie keine Zeit und fügen Sie bei, ich wisse Alles.“

Wiederbelebt durch diese kleine Flamme der Hoffnung, wechselten die Juweliere unter einander einen minder ängstlichen Blick.

Bossange allein, der sein Wort anbringen wollte, wagte es, leise zu sagen, die Königin habe jedoch einen falschen Empfangschein in ihren Händen, und eine Fälschung sei ein Verbrechen.

Marie Antoinette faltete die Stirne und erwiderte:

„Es ist wahr, wenn Sie das Halsband nicht zurückerhalten haben, so bildet diese Schrift eine Fälschung. Doch um die Fälschung nachzuweisen, ist es unerlässlich, daß ich Sie mit der Person confrontire, die ich Ihnen die Diamanten zurückzugeben beauftragt habe.“

„Wann Eure Majestät will,“ rief Bossange, „wir scheuen das Licht nicht, wir ehrlichen Handelsteute.“

„Dann holen Sie das Licht beim Herrn Cardinal er allein kann Ihnen in dieser ganzen Sache Aufklärung geben.“

„Und Eure Majestät erlaubt uns, ihr die Antwort zu überbringen?“ fragte Böhmer.

„Ich werde vor Ihnen unterrichtet sein,“ erwiderte die Königin, „und ich werde Sie aus dieser Verlegenheit ziehen. Gehen Sie.“

Sie entließ die Juweliere, und als sie weggegangen waren, gab sie sich ihrer ganzen Unruhe hin und schickte Gilboten auf Gilboten an Frau von La Mothe.

Wir werden ihr nicht in allen ihren Nachforschungen und in allen Vermuthungen folgen, wir verlassen sie im Gegentheil, um rascher mit den Juwelieren der so sehr ersehnten Wahrheit entgegenzulaufen.

Der Cardinal war zu Hause und las mit einer unbeschreiblichen Wuth ein Briefchen, das ihm Frau von La Mothe so eben, wie sie sagte, von Versailles geschickt hatte. Der Brief war hart und benahm dem Cardinal jede Hoffnung; er forderte ihn auf, an nichts mehr zu denken; er verbot ihm, vertraulich in Versailles wiederzuerscheinen; er appellirte an seine Biederkeit daß er unmöglich gewordene Verbindungen nicht wieder anzuknüpfen suche.

Der Prinz schäumte, während er diesen Brief noch einmal las; er buchstabirte die Charaktere eir um den andern; er schien von dem Papier Rechenschaft über die Härten zu verlangen, mit denen ihn eine grame Hand belastete.

„Coquette, launenhaft, treulos!“ rief er in seiner Verzweiflung, „oh! ich werde mich rächen!“

Er häufte sodann alle Armseligkeiten auf, die die schwachen Herzen in ihren Liebeschmerzen erleiden, aber die nicht von der Eigenliebe heilen.

„Hier,“ sagte er, „hier sind vier Briefe, die mir geschrieben hat, und von denen der eine ungerechter ist, als der andere. Sie hat m

ge genommen! Das ist eine Demüthigung, die ich kaum verzeihen würde, wenn sie mich nicht einer Laune opferte."

Und der getäuschte Unglückliche las abermals mit Inbrunst der Hoffnung alle diese in ihrer Strenge einen Bogen von unbarmherzigen Verhältnissen letzten Briefe.

Der letzte war ein Meisterwerk barbarischer Grausamkeit, das Herz des armen Cardinals war davon tief durchlöchert, und dennoch liebte er in einem Grade, daß er sich, aus Widerspruchsgelüste, daran ergötzte, er und wieder diese ihm, nach der Angabe von Frau La Roche, aus Versailles überbrachten kalten Unbarmherzigkeiten zu lesen.

In diesem Augenblick erschienen die Juweliere in dem Hotel. Er war sehr erstaunt, daß sie, trotz des Vorwurfs, so hartnäckig Einlaß bei ihm begehrt. Dreimal ließ er seinen Kammerdiener hinaus, der zum vierten Male seinen Angriff mit der Aeußerung erneuerte, die beiden Böhmer und Bossange haben erklärt, sie würden nur weggehen, wenn man sie durch Gewalt dazu zwingen würde.

„Was soll das bedeuten?“ dachte der Cardinal. „Was mögen eintreten.“

Sie traten ein. Die verstörten Gesichter zeugten dem heftigen Kampf, den sie moralisch und körperlich auszustehen gehabt hatten. Waren die Unbarmherzigen bei einem von den Kämpfen Sieger geblieben, so hatten sie dagegen in dem andern eine Niederlage erlitten. Nie waren mehr aus dem Geleise gebrachte Kämpfer berufen gewesen, vor einem Kirchenfürsten zu parodiren.

„Vor Allem,“ rief der Cardinal, als er sie sah, „soll diese Brutalität, meine Herren Juweliere? ist Ihnen etwas schuldig?“

Der Ton dieses Eingangs verwandelte die zwei Kämpfer in Schrecken in Eis.

„Fangen die Scenen von dort wieder an?“ sagte Böhmer aus dem Augentwinkel zu seinem Verbündeten.

„Oh! nein, nein,“ erwiderte der Letztere, indem er seine Perrücke mit einer sehr kriegerischen Bewegung zurecht richtete, „ich, meinerseits, bin auf alle Stürme gefaßt.“

Und er machte einen fast drohenden Schritt, während der klügere Böhmer zurückblieb.

Der Cardinal hielt sie für Narren und sagte es ihnen unumwunden.

„Monseigneur,“ sprach Böhmer in seiner Verzweiflung, jede Sylbe mit einem Seufzer zerhackend, „Gerechtigkeit! Barmherzigkeit! verschonen Sie uns mit Ihrer Wuth und zwingen Sie uns nicht, die Achtung gegen den größten, erhabensten Fürsten zu verletzen.“

„Meine Herren,“ sagte der Cardinal, „entweder sind Sie keine Narren, und dann wird man Sie zum Fenster hinauswerfen, oder Sie sind Narren, und dann wirft man Sie ganz einfach vor die Thüre. Wählen Sie.“

„Monseigneur, wir sind keine Narren, wir sind bestohlen!“

„Was geht das mich an; ich bin nicht Polizeilieutenant.“

„Aber Sie haben das Halsband in Ihren Händen gehabt, Monseigneur,“ entgegnete Böhmer schlüpfend. „Sie werden gerichtliche Aussage machen. Es werden . . .“

„Ich habe das Halsband gehabt?“ versetzte Prinz. „Das Halsband ist also gestohlen worden?“

„Ja, Monseigneur.“

„Nun! was sagt die Königin?“ rief der Cardinal mit einer Bewegung lebhafter Theilnahme.

„Die Königin hat uns zu Ihnen geschickt, Monseigneur.“

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihrer Majestät. Doch was kann ich hiebei machen, meine armen Leute?“

„Sie vermögen Alles, Monseigneur; Sie können sagen, was man damit gethan hat.“

„Ich?“

„Gewiß.“

„Nein lieber Herr Böhmer, Sie könnten diese Sprache gegen mich führen; wenn ich bei der Räuberbande wäre, die der Königin das Halsband gestohlen hat.“

„Nicht der Königin ist das Halsband gestohlen worden.“

„Nein Gott! wem denn?“

„Die Königin leugnet, es in ihrem Besitze gehabt zu haben.“

„Wie! sie leugnet?“ sagte zögernd der Cardinal;

„Sie haben doch eine Handschrift von ihr?“

„Sie sagt, die Handschrift sei falsch.“

„Ach! meine Herren, Sie verlieren den Kopf!“
sagte der Cardinal.

„Ist es wahr?“ sagte Böhmer zu Bossange, und dieser antwortete mit einer dreifachen Beipflichtung.

„Die Königin,“ sprach der Cardinal, „die Königin hat gelugnet, weil Jemand bei ihr war, als Sie mit ihr sprachen.“

„Niemand, Monseigneur, doch das ist noch nicht Alles.“

„Was denn noch?“

„Die Königin hat nicht nur gelugnet, sie hat nicht nur behauptet, die Verschreibung sei falsch; sondern sie hat uns auch einen Schein von uns gezeigt, in dem bezeugt wird, daß wir das Halsband zurückgenommen haben.“

„Einen Schein von Ihnen? . . . Und dieser Schein?“

„Ist falsch, wie der andere; Sie wissen das wohl, Herr Cardinal.“

„Falsch . . . Zwei Fälschungen . . . Und Sie sagen, ich wisse das wohl?“

„Sicherlich, da Sie gekommen sind, um uns in dem zu bestätigen, was uns Frau von La Mothe gesagt hatte; denn Sie, Sie wußten, daß wir das Halsband wirklich verkauft hatten, und daß es in den Händen der Königin war.“

„Ah! ah!“ sagte der Cardinal, während er mit einer Hand über seine Stirn fuhr, das sind, wie mir scheint, sehr ernste Dinge. Verständigen wir uns ein wenig. Meine Operationen mit Ihnen waren folgende.“

„Gut, Monseigneur.“

„Zuerst durch mich für Rechnung Ihrer Majestät gemachter Ankauf eines Halsbandes, auf welches ich Ihnen zweimal hundert und fünfzig tausend Livres bezahlt habe.“

„Das ist wahr, Monseigneur.“

„Dann von der Königin unmittelbar unterschriebener Verkauf, Sie haben mir das wenigstens gesagt, mit Terminen durch sie bestimmt und auf die Verantwortlichkeit ihrer Unterschrift?“

„Ihrer Unterschrift . . . Sie sagen, es sei die Unterschrift der Königin, nicht wahr, Monseigneur?“

„Zeigen Sie sie mir!“

„Hier ist sie.“

Die Juweliere zogen die Verschreibung aus ihrem Portefeuille. Der Cardinal warf einen Blick darauf.

„Ei! Sie sind Kinder!“ rief er. „Marie Antoinette von Frankreich . . . Ist die Königin nicht eine Tochter des Hauses Oesterreich? Sie sind betrogen: die Schrift und die Unterzeichnung, Alles ist falsch!“

„Aber Frau von La Mothe muß den Fälscher und den Dieb kennen.“ riefen die Juweliere ganz außer sich.

Die Wahrheit dieser Behauptung wirkte schlagend auf den Cardinal.

„Rufen wir Frau von La Mothe,“ sagte er sehr unruhig.

Und er läutete, wie es die Königin gethan hatte.

Seine Leute stürzten zur Verfolgung von Jeanne fort, deren Wagen noch nicht fern sein konnte.

Die Herren Böhmer und Boffange kauerten sich nieder, wie Hasen im Lager, in die Versprechungen der Königin und wiederholten:

„Wo ist das Halsband? wo ist das Halsband?“

„Sie werden mich taub machen,“ sagte der Cardinal sehr ärgerlich. Weiß ich, wo Ihr Halsband ist? Ich habe es selbst der Königin übergeben, mehr weiß ich nicht.“

„Das Halsband, wenn wir kein Geld bekommen! Das Halsband!“ wiederholten die zwei Kaufleute.

„Meine Herren, das geht mich nichts an,“ schrie der Cardinal außer sich und nahe daran, seine zwei bläubiger aus der Thüre zu weisen.

„Frau von La Mothe, die Frau Gräfin,“ schrienen Böhmer und Boffange, heiser durch ihr verzweifeltes Bejammer, „sie ist es, die uns zu Grunde gerichtet hat.“

„Frau von La Mothe ist von einer Redlichkeit, welche zu verdächtigen ich Ihnen verbiete, wenn Sie nicht in meinem Hause krumm und lahm geschlagen werden wollen.“

„Ein Schuldiger ist doch da,“ entgegnete Böhmer mit klaglichem Tone, „diese zwei Fälschungen sind von jemand gemacht worden?“

„Etwa von mir?“ rief Herr von Rohan höflich.

„Monseigneur, das wollen wir gewiß nicht sagen.“

„Nun also?“

„Monseigneur, im Namen des Himmels, eine Erklärung.“

„Warten Sie, bis ich selbst eine habe.“

„Aber, Monseigneur, was sollen wir der Königin antworten? denn Ihre Majestät schreit ebenso laut gegen uns.“

„Und was sagt sie?“

„Die Königin sagt, Sie oder Frau von La Mothe haben das Halsband, nicht sie.“

„Wohl denn!“ sprach der Cardinal, bleich vor Scham und Zorn, „sagen Sie der Königin, daß . . . Nein, sagen Sie ihr nichts . . . Genug des Aergernisses. Doch morgen . . . morgen, hören Sie, halte ich das Amt in der Kapelle von Versailles; kommen Sie, Sie werden sehen, wie ich mich der Königin nähere, wie ich sie frage, ob sie das Halsband nicht in ihrem Besitze habe, und Sie werden dann hören, was sie antwortet; leugnet sie mir gegenüber, dann, meine Herren, bin ich Rohan, und ich werde bezahlen!“

Und nach diesen Worten, die er mit einer Größe sprach, von der die einfache Prosa keinen Begriff geben kann, entließ der Prinz die zwei Kaufleute, und diese gingen rückwärts, sich mit den Ellenbogen berührend, hinaus.

„Morgen also,“ stammelte Böhmer noch, „nicht wahr, Monseigneur?“

„Morgen Vormittag um elf Uhr in der Kapelle von Versailles,“ antwortete der Cardinal.

LXXIV.

Fechtkunst und Diplomatie.

Am andern Tag gegen zehn Uhr kam in Versailles ein Wagen mit dem Wappen von Herrn von Breteuil an.

Diejenige von unsern Lesern, welche sich der Geschichte

von Balsamo und von Gilbert erinnern, werden nicht vergessen haben, daß Herr von Breteuil, ein Nebenbuhler und persönlicher Feind von Herrn von Rohan, seit langer Zeit auf jede Gelegenheit lauerte, um seinem Feinde einen tödtlichen Schlag beizubringen.

Die Diplomatie ist der Fechtkunst in der Hinsicht sehr überlegen, daß bei letzterer Wissenschaft ein Gegenstoß in einer Secunde gegeben sein muß, während die Diplomaten fünfzehn Jahre und mehr, wenn es sein muß, haben, um den Schlag, den sie zurückgeben, zu combiniren und so tödtlich als möglich zu machen.

Herr von Breteuil hatte den König eine Stunde vorher um eine Audienz bitten lassen, und er fand Seine Majestät, als sie sich gerade ankleiden ließ, um zur Messe zu gehen.

„Ein herrliches Wetter!“ sagte Ludwig XVI. ganz heiter, als der Diplomat in sein Cabinet eintrat, „ein wahres Maria-Himmelfahrts-Wetter; sehen Sie, es ist keine Wolke mehr zu erschauen.“

„Sire, ich bin trostlos, daß ich Ihrer Ruhe eine Wolke bringen muß,“ erwiderte der Minister.

„Oh!“ rief der König, dessen heitere Miene sich verbüsterte, „der Tag fängt schlimm an; was gibt es?“

„Sire, ich bin sehr in Verlegenheit, wie ich Ihnen das erzählen soll, um so mehr, als es nicht zum Geschäftskreise meines Ministeriums gehört. Es ist eine Art von Diebstahl, und das wäre eine Sache des Polizeilieutenants.“

„Ein Diebstahl! . . . Sie sind Siegelbewahrer, und die Diebe begegnen am Ende immer der Justiz.“

„Wohl, Sire, vernehmen Sie, wie sich die Sache verhält: Eure Majestät hat wohl von einem Diamantenhalsband sprechen hören?“

„Das von Herrn Böhmer?“

„Ja, Sire.“

„Das, welches die Königin ausgeschlagen hat?“

„Ganz richtig.“

„Eine Zurückweisung, die mir ein schönes Schiff eingetragen hat, den Suffren,“ sagte der König, sich die Hände reibend.

„Nun, Sire,“ sprach der Baron von Breteuil, unempfindlich für alles Schlimme, was er zu thun im Begriffe war, „dieses Halsband ist gestohlen worden.“

„Ah! das ist ein Unglück!“ rief der König. „Es war theuer, doch die Diamanten sind kennbar. Sie zerschneiden hieße die Frucht des Diebstahls verlieren. Man wird sie ganz lassen, und die Polizei wird sie wieder auffinden . . .“

„Sire,“ unterbrach der Baron von Breteuil, „das ist kein gewöhnlicher Diebstahl. Es vermischen sich damit Gerüchte.“

„Gerüchte? wie soll ich das verstehen?“

„Sire, man behauptet, die Königin habe das Halsband behalten.“

„Wie, behalten? In meiner Gegenwart hat sie es ausgeschlagen, ohne es nur anschauen zu wollen. Albernheiten, Tollheiten, Baron; die Königin hat das Halsband nicht behalten.“

„Sire, ich habe mich nicht des geeigneten Wortes bedient; die Verleumdungen sind stets so blind in Beziehung auf Fürsten, daß der Ausdruck für königliche Ohren zu verlegend ist. Das Wort behalten . . .“

„Ah! Herr von Breteuil,“ sprach mit einem Lächeln der König, „ich denke, man behauptet nicht, die Königin habe das Halsband gestohlen.“

„Nein,“ erwiderte lebhaft Herr von Breteuil, „man sagt, die Königin habe den von ihr abgebrochenen Handel wieder aufgenommen; man sagt, und ich brauche Eurer Majestät nicht zu wiederholen, wie sehr meine Ehrfurcht und meine Ergebenheit diese schändlichen Muthmaßungen verachten, man sagt, die Juweliere haben von Ihrer Majestät der Königin einen Schein, in welchem bezeugt sei, daß sie das Halsband behalte.“

Der König erbleichte.

„Man sagt das?“ wiederholte er. „Was sagt man nicht? Doch im Ganzen setzt mich das in Erstaunen. Hätte die Königin das Halsband unter der Hand gekauft, so würde ich es nicht tadeln. Die Königin ist ein Weib, das Halsband war ein seltenes, wunderbares Stück. Die Königin kann, Gott sei Dank, anderthalb Millionen für ihre Toilette ausgeben, wenn sie es gewollt hat. Ich werde es billigen, und sie wird nur darin Unrecht gehabt haben, daß sie mir ihren Wunsch verschwiegen. Doch es geziemt sich nicht für den König, sich in diese Sache zu mischen; sie geht den Mann an. Der Mann wird seine Frau schmälen, wenn er will oder wenn er kann; ich erkenne Niemand das Recht zu, dazwischen zu treten, nicht einmal mit einer üblen Nachrede.“

Der Baron verbogte sich vor diesen so edlen und so kräftigen Worten des Königs. Aber Ludwig XVI. hatte nur den Anschein der Festigkeit. Einen Augenblick, nachdem er sie gezeigt, wurde er schwankend, unruhig.

„Und dann,“ fuhr er fort, „was sprechen Sie von einem Diebstahl? . . . Wenn ein Diebstahl stattgefunden hätte, so wäre das Halsband, wie mir scheint, nicht in den Händen der Königin. Wir wollen logisch sein!“

„Eure Majestät hat mich durch ihren Zorn eiskalt gemacht, und ich konnte nicht vollenden . . .“

„Oh! mein Zorn! . . . ich zornig! . . . Was das betrifft, Baron . . . Baron!“

Und der gute König lachte geräuschvoll.

„Fahren Sie fort und sagen Sie mir Alles; sagen Sie mir sogar, die Königin habe das Halsband an Juden verkauft. Arme Frau, sie braucht oft Geld, und ich gebe ihr nicht immer.“

„Das wollte ich gerade Eurer Majestät zu sagen die Ehre haben. Die Königin hatte vor zwei Monaten durch Herrn von Calonne fünfmal hunderttausend Livres

fordern lassen, und Eure Majestät hat sich geweigert, zu unterzeichnen.“

„Das ist wahr.“

„Wohl, Sire, dieses Geld sollte, wie man sagt, dazu dienen, das erste Quartal von den von der Königin beim Ankauf des Halsbandes unterzeichneten Terminen zu bezahlen. Da die Königin kein Geld hatte, so weigerte sie sich, zu bezahlen.“

„Nun?“ fragte der König, allmählig interessiert, wie es geschieht, wenn auf den Zweifel ein Anfang von Wahrscheinlichkeit folgt.

„Sire, hier fängt die Geschichte an, die mir mein Eifer Eurer Majestät zu erzählen befehlt.“

„Wie! Sie sagen, die Geschichte fange hier an; mein Gott! was ist es denn?“ rief der König, so seine Verlegenheit vor den Augen des Barons verrathend, der von da an im Vortheil blieb.

„Sire, man sagt, die Königin habe sich an Jemand gewendet, um Geld zu bekommen.“

„An wen? an einen Juden, nicht wahr?“

„Nein, Sire, nicht an einen Juden.“

„Ei, mein Gott! Sie sagen mir das mit einer seltsamen Miene, Breteuil. Oh! gut, ich errathe; eine auswärtige Intrigue: die Königin hat das Geld von ihrem Bruder, von ihrer Familie verlangt. Oesterreich steckt dahinter.“

Man weiß, wie empfindlich der König in Betreff des Wiener Hofes war.

„Das wäre besser,“ erwiderte Herr von Breteuil.

„Wie! das wäre besser? Aber von wem hat denn die Königin Geld verlangen können?“

„Sire, ich wage es nicht . . .“

„Sie setzen mich in Erstaunen, mein Herr,“ sprach der König, indem er das Haupt erhob und wieder seinen königlichen Ton annahm: „Sprechen Sie auf der Stelle, wenn's beliebt, und nennen Sie mir den Geldleiher.“

„Herr von Rohan, Sire.“

„Wie! Sie erröthen nicht, mir Herrn von Rohan, den ruhmreichsten Mann dieses Königreichs, zu nennen!“

„Sire . . .“ sagte Herr von Breteuil, die Augen niederschlagend.

„Das ist eine Miene, die mir mißfällt,“ fügte der König bei, „und Sie werden sich sogleich erklären, mein Herr Siegelbewahrer.“

„Nein, Sire; um keinen Preis der Welt; denn nichts würde mich zwingen, ein die Ehre meines Königs und die meiner Souverainin bloßstellendes Wort von meinen Lippen fallen zu lassen.“

Der König faltete die Stirne.

„Wir steigen sehr tief hinab, Herr von Breteuil; diese Polizeimeldung ist ganz geschwängert von den Dünsten des Pfuhls, von dem sie ausgeht.“

„Sire, jede Verleumdung bünstet tödtliche Miasmen aus, und darum müssen die Könige die Luft rein machen, und zwar durch große Mittel, soll nicht ihre Ehre durch diese Gifte, selbst auf dem Throne, umgebracht werden.“

„Herr von Rohan,“ murmelte der König; „welche Wahrscheinlichkeit! . . . Der Cardinal läßt also sagen? . . .“

„Sire, Eure Majestät wird sich überzeugen, daß Herr von Rohan Unterredungen mit den Juwelieren Böhmer und Boffange gehabt hat, daß die Sache des Ankaufs von ihm geordnet worden ist, daß er die Zahlungsbedingungen angenommen und festgestellt hat.“

„Wahrhaftig!“ rief der König, ganz bebend vor Zorn und Eifersucht.

„Es ist dies eine Thatsache, welche das kleinste Verhör erweisen wird. Ich mache mich hiezu gegen Eure Majestät anheischig.“

„Sie sagen, Sie machen sich hiezu anheischig?“

„Ohne Rückhalt, unter meiner Verantwortlichkeit, Sire.“

Der König ging rasch in seinem Cabinet auf und ab.

„Das sind furchtbare Dinge,“ sagte er; „ja, doch in dem Allem sehe ich den Diebstahl noch nicht.“

„Sire, die Juweliere haben, wie sie behaupten, einen von der Königin unterzeichneten Schein erhalten, und das Halsband muß in den Händen der Königin sein.“

„Ah!“ rief der König in einem Ausbruche der Hoffnung; „sie leugnet! Sie sehen wohl, daß sie leugnet, Breteuil.“

„Ei! Sire, habe ich je Eure Majestät glauben lassen, ich wisse nicht, daß die Königin unschuldig? Sollte ich so beklagenswerth sein, daß Eure Majestät nicht sähe, was Alles an Ehrfurcht und Liebe für die Keinste der Frauen in meinem Herzen ist?“

„Sie klagen also nur Herrn von Rohan an?“

„Sire, der Anschein rath . . .“

„Eine schwere Anschuldigung, Baron.“

„Welche vielleicht vor einer Untersuchung fallen wird; doch die Untersuchung ist unerläßlich. Bedenken Sie doch, Sire, daß die Königin das Halsband nicht zu haben behauptet; daß die Juweliere es an die Königin verkauft zu haben behaupten; daß sich das Halsband nicht wiederfindet, und daß das Wort Diebstahl vom Volk zwischen dem Namen von Herrn von Rohan und dem geheiligten Namen der Königin ausgesprochen worden ist.“

„Es ist wahr, es ist wahr.“ sagte der König ganz verwirrt; „Sie haben Recht, Breteuil, diese ganze Sache muß aufgeklärt werden.“

„Durchaus, Sire.“

„Mein Gott! was geht dort in der Gallerie vor? ist das nicht Herr von Rohan, der sich in die Kapelle begibt?“

„Sire, Herr von Rohan kann sich noch nicht in die Kapelle begeben. Es ist noch nicht elf Uhr; und

ann hätte Herr von Rohan, der heute das Amt hält, in priesterliches Gewand an. Er ist es nicht, der ort geht. Eure Majestät hat noch über eine halbe Stunde zu verfügen.“

„Was soll ich dann thun? mit ihm sprechen? ihn kommen lassen?“

„Nein, Sire; erlauben Sie mir, Eurer Majestät einen Rath zu geben; machen Sie die Sache nicht unthunbar, ehe Sie mit Ihrer Majestät der Königin gesprochen haben.“

„Ja, sie wird mir die Wahrheit sagen.“

„Zweifeln wir nicht einen Augenblick daran, Sire.“

„Hören Sie, Baron, kommen Sie hierher und sagen Sie mir unverhohlen, ohne Milderung, jede Thatsache, jeden Commentar.“

„Ich habe Alles in diesem Portefeuille auseinandergesetzt, mit den Beweisen zur Befräftigung.“

„An's Geschäft also; warten Sie, daß ich die Thüre meines Cabinets schließen lasse; ich hatte diesen Morgen zwei Audienzen, ich werde sie verschieben.“

Der König gab seine Befehle, setzte sich dann nieder und warf einen letzten Blick durch das Fenster.

„Diesmal,“ sagte er, „ist es gewiß der Cardinal; hauen Sie.“

Herr von Breteuil stand auf, trat an's Fenster und erblickte Herrn von Rohan, der im großen Gewande eines Cardinals und Erzbischofs sich nach dem Gemache wandte, das für ihn bestimmt war, so oft er ein feierliches Amt in Versailles hielt.

„Endlich ist er da,“ rief der König sich erhebend.

„Desto besser,“ sagte Herr von Breteuil, „die Erklärung wird keinen langen Aufschub erleiden.“

Und er fing an den König mit allem Eifer eines Mannes zu unterweisen, der einen Andern zu Grunde richten will.

Eine höllische Kunst hatte in seinem Portefeuille Alles zusammengestellt, was den Cardinal erdrücken

konnte. Der König sah wohl die Beweise der Schuld von Herrn von Rohan sich auf einander häufen, aber er verzweifelte, daß er nicht so schnell die Beweise der Unschuld der Königin kommen sah.

Er ertrug ungeduldig seit einer Viertelstunde diese Marter, als plötzlich Rufe in der anstoßenden Gallerie ertönten.

Der König horchte, Herr von Breteuil unterbrach sich im Lesen.

Ein Officier fragte an der Thüre des Cabinets.

„Was gibt es?“ fragte der König, bei dem seit der Offenbarung von Herrn von Breteuil alle Nerven in Bewegung gesetzt waren.

Der Officier trat ein.

„Sire, Ihre Majestät die Königin bittet Eure Majestät, zu ihr kommen zu wollen.“

„Es gibt etwas Neues,“ sprach der König erbleichend.

„Vielleicht,“ sagte Breteuil.

„Ich gehe zur Königin,“ rief der König. „Erwarten Sie mich hier, Herr von Breteuil.“

„Wir stehen der Entwicklung nahe,“ murmelte Herr von Breteuil.

LXXV.

Edelmann, Cardinal und Königin.

In der Stunde, wo Herr von Breteuil beim König erschienen war, hatte Herr von Charny, bleich, bewegt, sich eine Audienz bei der Königin erbitten lassen.

Diese kleidete sich an; sie sah durch das Fenster ihres Boudoir, das auf die Terrasse ging, Charny, der demüthig eingeführt zu werden verlangte.

Marie Antoinette ertheilte Befehl, ihn eintreten zu lassen, als er kaum sein Gesuch ausgesprochen hatte.

Denn sie gab dem Bedürfnisse ihres Herzens nach; denn sie sagte sich mit einem edlen Stolz, eine reine und unkörperliche Liebe, wie die seinige, habe das Eintrittsrecht zu jeder Stunde selbst in den Palast der Königinnen.

Charny trat ein, berührte zitternd die Hand, die ihm die Königin reichte, und sprach mit erstickter Stimme:

„Ah! Madame, welch ein Unglück!“

„Was haben Sie denn?“ rief die Königin erblickend, als sie ihren Freund so bleich sah.

„Madame, wissen Sie, was ich so eben erfahren habe? wissen Sie, was man sagt? wissen Sie, was der König vielleicht weiß, oder was er morgen erfahren wird?“

Sie schauerte im Gedanken an die Nacht keuscher Wonne, wo vielleicht ein eifersüchtiges, feindseliges Auge sie mit Charny im Parke von Versailles gesehen hatte.

„Sagen Sie Alles, ich bin stark,“ erwiderte sie, eine Hand auf ihr Herz drückend.

„Madame, man sagt, Sie haben ein Halsband von Böhmer und Boffange gekauft.“

„Ich habe es zurückgegeben,“ entgegnete rasch Marie Antoinette.

„Hören Sie, man sagt, Sie haben es nur scheinbar zurückgegeben. Sie haben es bezahlen zu können geglaubt, der König habe Sie dadurch daran verhindert, daß er es verweigert, eine Anweisung von Herrn von Calonne zu unterzeichnen; dann haben Sie sich an Jemand gewendet, um Geld zu finden, und dieser Jemand sei Ihr Geliebter.“

„Sie!“ rief die Königin mit einer Bewegung erhabenen Vertrauens. „Sie! mein Herr; und lassen Sie diejenigen sagen, welche das sagen. Der Titel

eines Geliebten ist für Sie keine Beleidigung, welche so süß zu schleudern, als der Freundestitel eine süße, fortan zwischen uns Beiden geheiligte Wahrheit ist.“

Charny hielt, ganz verwirrt durch die männliche und fruchtbare Beredsamkeit, welche aus der wahren Liebe entströmt, wie der wesentliche Wohlgeruch aus dem Herzen jeder edelmüthigen Frau, inne.

Doch der Zwischenraum, den er zwischen die Worte der Königin und eine Erwiederung von ihm setzte, verdoppelte die Bangigkeit von Marie Antoinette, und sie rief:

„Wovon wollen Sie sprechen, Herr von Charny? Die Verleumdung hat eine Sprache, die ich nie verstehe; haben Sie dieselbe verstanden?“

„Madame, wollen Sie mir eine ununterbrochene Aufmerksamkeit schenken, denn die Sache ist sehr ernster Natur. Gestern ging ich mit meinem Oheim, Herrn von Suffren, zu den Hofjuwelieren Böhmer und Bossange; mein Oheim hatte nämlich Diamanten von Indien mitgebracht und wollte sie schätzen lassen. Man sprach von Allem und von Allen. Die Juweliere erzählten dem Herrn Bailli eine abscheuliche Geschichte mit den Commentaren der Feinde Eurer Majestät. Madame, ich bin in Verzweiflung; haben Sie das Halsband gekauft, so sagen Sie es mir; haben Sie es nicht bezahlt, so sagen Sie es mir auch. Aber lassen Sie mich nicht glauben, Herr von Rohan habe es bezahlt.“

„Herr von Rohan!“ rief die Königin.

„Ja, Herr von Rohan, derjenige, welcher für den Liebhaber der Königin gilt; derjenige, von welchem die Königin Geld entlehnt; derjenige, den ein Unglücklicher, welchen man Herrn von Charny nennt, im Parke von Versailles der Königin hat zulächeln, vor der Königin hat niederknieen, der Königin hat die Hand küssen sehen; derjenige . . .“

„Mein Herr,“ rief Marie Antoinette, „glauben

ich nicht mehr da bin, so ist dies so, weil ich nicht lieben, wenn ich da bin.“

erwiderte der junge Mann, „es waltet keine Gefahr ob; ich komme weder um Offens noch um Muth von Ihnen zu fordern, ich bin Sie anzuflehen, Sie mögen mir einen Rath geben.“

„Sagen Sie mir vor Allem, welche Gefahr

es Ihnen droht! Madame, ein Wahnsinniger ist es nicht, der Sie nicht erräth. Der Cardinal, indem er die Königin verbürgt, indem er für die Königin bürget, richtet sie zu Grunde. Ich spreche hier nicht von tödtlichen Mißvergnügen, das Herr von Bertrauen, wie das, welches Sie Herrn von Bertrauen eingestößt, verursachen kann. Nein. An Schmerzen stirbt man, aber man beklagt sich nicht über sie.“

„Sind Sie verrückt!“ entgegnete Marie Antoinette

„Ich bin nicht verrückt, Madame, aber Sie sind verrückt, Sie sind verloren. Ich habe Sie im Park gesehen. Ich sagte es Ihnen wohl. Ich hatte mich nicht getraut. Heute ist die gräßliche, die tödtliche Nachricht an's Tageslicht gekommen . . . Herr von Bertrauen ist umgekommen . . .“

Die Königin ergriff Charny beim Arm und wies mit unaussprechlicher Bangigkeit:

„Wahnsinniger! Wahnsinniger! glauben Sie an Schatten, glauben Sie an Geister; aber, in des Himmels Namen! nach dem, was ich Ihnen gesagt habe, glauben Sie nicht, Schuldig! . . . Schuldig! Dieses Wort würde einen Haufen glühender Kohlen springen lassen. Schuldig . . . mit . . . Ich, die ich nie an Gott gebetet habe, ohne Gott zu bitten, er möge mir meine dummen Gedanken verzeihen, den ich ein

fordern lassen, und Eure Majestät hat sich geweigert, zu unterzeichnen.“

„Das ist wahr.“

„Wohl, Sire, dieses Geld sollte, wie man sagt, dazu dienen, das erste Quartal von den von der Königin beim Ankauf des Halsbandes unterzeichneten Terminen zu bezahlen. Da die Königin kein Geld hatte, so weigerte sie sich, zu bezahlen.“

„Nun?“ fragte der König, allmählig interessiert, wie es geschieht, wenn auf den Zweifel ein Anfang von Wahrscheinlichkeit folgt.

„Sire, hier fängt die Geschichte an, die mir mein Eifer Eurer Majestät zu erzählen befehlt.“

„Wie! Sie sagen, die Geschichte fange hier an; mein Gott! was ist es denn?“ rief der König, so seine Verlegenheit vor den Augen des Barons verrathend, der von da an im Vortheil blieb.

„Sire, man sagt, die Königin habe sich an Jemand gewendet, um Geld zu bekommen.“

„An wen? an einen Juden, nicht wahr?“

„Nein, Sire, nicht an einen Juden.“

„Ei, mein Gott! Sie sagen mir das mit einer seltsamen Miene, Breteuil. Oh! gut, ich errathe; eine auswärtige Intrigue: die Königin hat das Geld von ihrem Bruder, von ihrer Familie verlangt. Oesterreich steckt dahinter.“

Man weiß, wie empfindlich der König in Betreff des Wiener Hofes war.

„Das wäre besser,“ erwiderte Herr von Breteuil.

„Wie! das wäre besser? Aber von wem hat denn die Königin Geld verlangen können?“

„Sire, ich wage es nicht . . .“

„Sie setzen mich in Erstaunen, mein Herr,“ sprach der König, indem er das Haupt erhob und wieder seinen königlichen Ton annahm: „Sprechen Sie auf der Stelle, wenn's beliebt, und nennen Sie mir den Geldleiher.“

„Herr von Rohan, Sire.“

„Wie! Sie erröthen nicht, mir Herrn von Rohan, den ruhmtesten Mann dieses Königreichs, zu nennen!“

„Sire . . .“ sagte Herr von Breteuil, die Augen niederschlagend.

„Das ist eine Miene, die mir mißfällt,“ fügte der König bei, „und Sie werden sich sogleich erklären, mein Herr Siegelbewahrer.“

„Nein, Sire; um keinen Preis der Welt; denn nichts würde mich zwingen, ein die Ehre meines Königs und die meiner Souverainin bloßstellendes Wort von meinen Lippen fallen zu lassen.“

Der König faltete die Stirne.

„Wir steigen sehr tief hinab, Herr von Breteuil; diese Polizeimeldung ist ganz geschwängert von den Dünken des Pfuhls, von dem sie ausgeht.“

„Sire, jede Verleumdung dünstet tödtliche Miasmen aus, und darum müssen die Könige die Luft rein machen, und zwar durch große Mittel, soll nicht ihre Ehre durch diese Gifte, selbst auf dem Throne, umgebracht werden.“

„Herr von Rohan,“ murmelte der König; „welche Wahrscheinlichkeit! . . . Der Cardinal läßt also sagen? . . .“

„Sire, Eure Majestät wird sich überzeugen, daß Herr von Rohan Unterredungen mit den Juwelieren Böhmer und Boffange gehabt hat, daß die Sache des Ankaufs von ihm geordnet worden ist, daß er die Zahlungsbedingungen angenommen und festgestellt hat.“

„Wahrhaftig!“ rief der König, ganz bebend vor Zorn und Eifersucht.

„Es ist dies eine Thatsache, welche das kleinste Verhör erweisen wird. Ich mache mich hiezu gegen Eure Majestät anheischig.“

„Sie sagen, Sie machen sich hiezu anheischig?“

„Ohne Rückhalt, unter meiner Verantwortlichkeit, Sire.“

Der König ging rasch in seinem Cabinet auf und ab.

„Das sind furchtbare Dinge,“ sagte er; „ja, doch in dem Allem sehe ich den Diebstahl noch nicht.“

„Sire, die Juweliere haben, wie sie behaupten, einen von der Königin unterzeichneten Schein erhalten, und das Halsband muß in den Händen der Königin sein.“

„Ah!“ rief der König in einem Ausbruche der Hoffnung; „sie leugnet! Sie sehen wohl, daß sie leugnet, Breteuil.“

„Ei! Sire, habe ich je Eure Majestät glauben lassen, ich wisse nicht, daß die Königin unschuldig? Sollte ich so beklagenswerth sein, daß Eure Majestät nicht sähe, was Alles an Ehrfurcht und Liebe für die Reinste der Frauen in meinem Herzen ist?“

„Sie klagen also nur Herrn von Rohan an?“

„Sire, der Anschein räth . . .“

„Eine schwere Anschulldigung, Baron.“

„Welche vielleicht vor einer Untersuchung fallen wird; doch die Untersuchung ist unerläßlich. Bedenken Sie doch, Sire, daß die Königin das Halsband nicht zu haben behauptet; daß die Juweliere es an die Königin verkauft zu haben behaupten; daß sich das Halsband nicht wiederfindet, und daß das Wort Diebstahl vom Volk zwischen dem Namen von Herrn von Rohan und dem geheiligten Namen der Königin ausgesprochen worden ist.“

„Es ist wahr, es ist wahr.“ sagte der König ganz verwirrt; „Sie haben Recht, Breteuil, diese ganze Sache muß aufgeklärt werden.“

„Durchaus, Sire.“

„Mein Gott! was geht dort in der Gallerie vor? ist das nicht Herr von Rohan, der sich in die Kapelle begibt?“

„Sire, Herr von Rohan kann sich noch nicht in die Kapelle begeben. Es ist noch nicht elf Uhr; und

ann hätte Herr von Rohan, der heute das Amt hält, ein priesterliches Gewand an. Er ist es nicht, der dort geht. Eure Majestät hat noch über eine halbe Stunde zu verfügen."

"Was soll ich dann thun? mit ihm sprechen? ihn kommen lassen?"

"Nein, Sire; erlauben Sie mir, Eurer Majestät einen Rath zu geben; machen Sie die Sache nicht unthunlich, ehe Sie mit Ihrer Majestät der Königin gesprochen haben."

"Ja, sie wird mir die Wahrheit sagen."

"Zweifeln wir nicht einen Augenblick daran, Sire."

"Hören Sie, Baron, kommen Sie hierher und sagen Sie mir unverhohlen, ohne Milde rung, jede Thatsache, jeden Commentar."

"Ich habe Alles in diesem Portefeuille auseinandergesetzt, mit den Beweisen zur Bekräftigung."

"An's Geschäft also; warten Sie, daß ich die Thüre meines Cabinets schließen lasse; ich hatte diesen Morgen zwei Audienzen, ich werde sie verschieben."

Der König gab seine Befehle, setzte sich dann nieder und warf einen letzten Blick durch das Fenster.

"Diesmal," sagte er, "ist es gewiß der Cardinal; hauen Sie."

Herr von Breteuil stand auf, trat an's Fenster und erblickte Herrn von Rohan, der im großen Gewande eines Cardinals und Erzbischofs sich nach dem Gemache wandte, das für ihn bestimmt war, so oft er in feierliches Amt in Versailles hielt.

"Endlich ist er da," rief der König sich erhebend.

"Desto besser," sagte Herr von Breteuil, "die Erklärung wird keinen langen Aufschub erleiden."

Und er fing an den König mit allem Eifer eines Mannes zu unterweisen, der einen Andern zu Grunde richten will.

Eine höllische Kunst hatte in seinem Portefeuille Alles zusammengestellt, was den Cardinal erdrücken

konnte. Der König sah wohl die Beweise der Schuld von Herrn von Rohan sich auf einander häufen, aber er verzweifelte, daß er nicht so schnell die Beweise der Unschuld der Königin kommen sah.

Er ertrug ungeduldig seit einer Viertelstunde diese Marter, als plötzlich Rufe in der anstoßenden Gallerie ertönten.

Der König horchte, Herr von Breteuil unterbrach sich im Lesen.

Ein Officier fragte an der Thüre des Cabinets.

„Was gibt es?“ fragte der König, bei dem seit der Offenbarung von Herrn von Breteuil alle Nerven in Bewegung gesetzt waren.

Der Officier trat ein.

„Sire, Ihre Majestät die Königin bittet Eure Majestät, zu ihr kommen zu wollen.“

„Es gibt etwas Neues,“ sprach der König erbleichend.

„Vielleicht,“ sagte Breteuil.

„Ich gehe zur Königin,“ rief der König. „Erwarten Sie mich hier, Herr von Breteuil.“

„Wir stehen der Entwicklung nahe,“ murmelte Herr von Breteuil.

LXXV.

Edelmann, Cardinal und Königin.

In der Stunde, wo Herr von Breteuil beim König erschienen war, hatte Herr von Charny, bleich bewegt, sich eine Audienz bei der Königin erbitten lassen.

Diese kleidete sich an; sie sah durch das Fenster ihres Boudoir, das auf die Terrasse ging, Charny, demüthig eingeführt zu werden verlangte.

Marie Antoinette ertheilte Befehl, ihn eintreten zu lassen, als er kaum sein Gesuch ausgesprochen hatte.

Denn sie gab dem Bedürfnisse ihres Herzens nach; denn sie sagte sich mit einem edlen Stolz, eine reine und unkörperliche Liebe, wie die feinnige, habe das Eintrittsrecht zu jeder Stunde selbst in den Palast der Königinnen.

Charny trat ein, berührte zitternd die Hand, die ihm die Königin reichte, und sprach mit erstickter Stimme:

„Ah! Madame, welch ein Unglück!“

„Was haben Sie denn?“ rief die Königin erbleichend, als sie ihren Freund so bleich sah.

„Madame, wissen Sie, was ich so eben erfahren habe? wissen Sie, was man sagt? wissen Sie, was der König vielleicht weiß, oder was er morgen erfahren wird?“

Sie schauerte im Gedanken an die Nacht keuscher Bönne, wo vielleicht ein eifersüchtiges, feindseliges Auge sie mit Charny im Parke von Versailles gesehen hatte.

„Sagen Sie Alles, ich bin stark,“ erwiderte sie, eine Hand auf ihr Herz drückend.

„Madame, man sagt, Sie haben ein Halsband von Böhmer und Boffange gekauft.“

„Ich habe es zurückgegeben,“ entgegnete rasch Marie Antoinette.

„Hören Sie, man sagt, Sie haben es nur scheinbar zurückgegeben. Sie haben es bezahlen zu können geglaubt, der König habe Sie dadurch daran verhindert, daß er es verweigert, eine Anweisung von Herrn von Calonne zu unterzeichnen; dann haben Sie sich an Jemand gewendet, um Geld zu finden, und dieser Jemand sei Ihr Geliebter.“

„Sie!“ rief die Königin mit einer Bewegung erhabenen Vertrauens. „Sie! mein Herr; und lassen Sie diejenigen sagen, welche das sagen. Der Titel

eines Geliebten ist für Sie keine Beleidigung, welche so süß zu schleudern, als der Freundestitel eine süße, fortan zwischen uns Beiden geheiligte Wahrheit ist."

Charny hielt, ganz verwirrt durch die männliche und fruchtbare Beredsamkeit, welche aus der wahren Liebe entströmt, wie der wesentliche Wohlgeruch aus dem Herzen jeder edelmüthigen Frau, inne.

Doch der Zwischenraum, den er zwischen die Worte der Königin und eine Erwiederung von ihm setzte, verdoppelte die Bangigkeit von Marie Antoinette, und sie rief:

"Wovon wollen Sie sprechen, Herr von Charny? Die Verleumdung hat eine Sprache, die ich nie verstehe; haben Sie dieselbe verstanden?"

"Madame, wollen Sie mir eine ununterbrochene Aufmerksamkeit schenken, denn die Sache ist sehr ernster Natur. Gestern ging ich mit meinem Oheim, Herrn von Suffren, zu den Hofjuwelieren Böhmer und Bossange; mein Oheim hatte nämlich Diamanten von Indien mitgebracht und wollte sie schätzen lassen. Man sprach von Allem und von Allen. Die Juweliere erzählten dem Herrn Bailli eine abscheuliche Geschichte mit den Commentaren der Feinde Surer Majestät. Madame, ich bin in Verzweiflung; haben Sie das Halsband gekauft, so sagen Sie es mir; haben Sie es nicht bezahlt, so sagen Sie es mir auch. Aber lassen Sie mich nicht glauben, Herr von Rohan habe es bezahlt."

"Herr von Rohan!" rief die Königin.

"Ja, Herr von Rohan, derjenige, welcher für den Liebhaber der Königin gilt; derjenige, von welchem die Königin Geld entlehnt; derjenige, den ein Unglücklicher, welchen man Herrn von Charny nennt, im Parke von Versailles der Königin hat zulächeln, vor der Königin hat niederknien, der Königin hat die Hand küssen sehen; derjenige . . ."

"Mein Herr," rief Marie Antoinette, "glauben

Sie, wenn ich nicht mehr da bin, so ist dies so, weil Sie mich nicht lieben, wenn ich da bin.“

„Oh!“ erwiderte der junge Mann, „es waltet eine dringliche Gefahr ob; ich komme weder um Offenherzigkeit, noch um Muth von Ihnen zu fordern, ich komme, um Sie anzusehen, Sie mögen mir einen Dienst leisten.“

„Sagen Sie mir vor Allem, welche Gefahr dies ist?“

„Welche Gefahr! Madame, ein Wahnsinniger ist der, welcher sie nicht erräth. Der Cardinal, indem er sich für die Königin verbürgt, indem er für die Königin bezahlt, richtet sie zu Grunde. Ich spreche hier nicht von dem tödtlichen Mißvergnügen, das Herrn von Charny ein Vertrauen, wie das, welches Sie Herrn von Rohan eingestößt, verursachen kann. Nein. An solchen Schmerzen stirbt man, aber man beklagt sich nicht darüber.“

„Sie sind verrückt!“ entgegnete Marie Antoinette zornig.

„Ich bin nicht verrückt, Madame, aber Sie sind unglücklich, Sie sind verloren. Ich habe Sie im Park gesehen . . . Ich sagte es Ihnen wohl. Ich hatte mich nicht getäuscht. Heute ist die gräßliche, die tödtliche Wahrheit an's Tageslicht gekommen . . . Herr von Rohan rühmt sich vielleicht . . .“

Die Königin ergriff Charny beim Arm und wiederholte mit unaussprechlicher Bangigkeit:

„Wahnsinniger! Wahnsinniger! glauben Sie an den Haß, glauben Sie an Schatten, glauben Sie an das Unmögliche; aber, in des Himmels Namen! nach dem, was ich Ihnen gesagt habe, glauben Sie nicht, ich sei schuldig! . . . Schuldig! Dieses Wort würde mich in einen Haufen glühender Kohlen springen machen. Schuldig . . . mit . . . Ich, die ich nie an Sie gedacht habe, ohne Gott zu bitten, er möge mir diesen einzigen Gedanken verzeihen, den ich ein

Verbrechen nannte. Oh! Herr von Charny, wenn Sie nicht wollen, daß ich heute verloren, morgen todt bin, sagen Sie mir, Sie beargwohnen mich nicht, oder fliehen Sie so weit, daß Sie nicht einmal das Geräusch meines Sturzes im Augenblick meines Todes hören.“

Divier rang voll Angst die Hände und rief:

„Hören Sie mich an, wenn ich Ihnen einen wirksamen Dienst leisten soll.“

„Ein Dienst von Ihnen!“ rief die Königin, „von Ihnen, der Sie grausamer sind, als meine Feinde; . . . denn meine Feinde schuldigen mich nur an, während Sie Verdacht gegen mich hegen! Ein Dienst von Seiten des Mannes, der mich verachtet, nie . . . mein Herr, nie! . . .“

Divier näherte sich der Königin, nahm ihre Hand in die seinige und sprach:

„Sie werden wohl sehen, daß ich kein Mann bin, der seuzt und weint; die Augenblicke sind kostbar; diesen Abend wäre es zu spät, um zu thun, was uns zu thun übrig bleibt. Wollen Sie mich von der Verzweiflung retten, indem Sie sich selbst von der Schande retten?“

„Mein Herr! . . .“

„Oh! im Angesicht des Todes werde ich meine Worte nicht mehr ängstlich abwägen. Wenn Sie mich nicht hören, sage ich Ihnen, so sind wir heute Abend Beide gestorben, Sie aus Scham, ich, weil ich Sie habe sterben sehen.“

„Mein Herr!“

„Gerade auf den Feind los, Madame! wie in unseren Schlachten! gerade der Gefahr entgegen! gerade in den Tod! Gehen wir mit einander, ich als der unbefannte, aber muthige Soldat, Sie mit der Majestät mit der Stärke, in das dichteste Kampfgemenge. Unterliegen Sie, wohl, dann werden Sie nicht allein sein. Hören Sie, Madame, sehen Sie in mir einen Bruder . . . Sie brauchen vielleicht . . . Geld, um . . . das Halsband zu bezahlen?“

„Ich?“

„Leugnen Sie es nicht.“

„Ich sage Ihnen . . .“

„Sagen Sie nicht, daß Sie das Halsband nicht haben.“

„Ich schwöre Ihnen . . .“

„Schwören Sie nicht, wenn Sie wollen, daß ich Sie noch liebe.“

„Olivier!“

„Es bleibt Ihnen ein Mittel, zugleich Ihre Ehre und meine Liebe zu retten. Das Halsband kostet sechs-
zehn mal hundert tausend Livres, Sie haben zweimal
hundert und fünfzig tausend bezahlt; hier sind anderthalb
Millionen, nehmen Sie dieselben.“

„Was ist das?“

„Schauen Sie nicht, nehmen Sie und bezahlen Sie.“

„Ihre Güter verkauft! Olivier! Ihre Güter von
mir erkaufte und berichtigt! Sie berauben sich um
meinetwillen! Sie sind ein gutes und edles Herz, und
ich werde nicht mehr um die Geständnisse bei einer solchen
Liebe feilschen. Olivier, ich liebe Sie!“

„Nehmen Sie an?“

„Nein; doch ich liebe Sie!“

„Herr von Rohan wird also bezahlen? Bedenken
Sie wohl, Madame, das ist keine Großmuth mehr von
Ihrer Seite, sondern eine Grausamkeit, die mich zu
Tode drückt. Sie nehmen vom Cardinal an?“

„Ich! Sehen Sie doch, Herr von Charny! Ich
bin die Königin, und wenn ich meinen Unterthanen
Liebe über Vermögen gebe, so nehme ich doch nie an.“

„Was werden Sie denn thun?“

„Sie sollen mir mein Benehmen vorschreiben.
Was sagen Sie, daß Herr von Rohan denkt?“

„Er denkt, Sie seien seine Geliebte.“

„Sie sind hart, Olivier . . .“

„Ich spreche, wie man im Angesicht des Todes
spricht.“

„Was sagen Sie, daß die Juweliere denken?“

„Da die Königin nicht bezahlen könne, so we Herr von Rohan bezahlen.“

„Was sagen Sie, daß man im Publikum in Bet des Halsbandes denkt?“

„Daß Sie es haben, daß Sie es verborgen haben, daß Sie es erst zugestehen werden, wenn es bezahlt entweder durch den Cardinal, in seiner Liebe für S oder durch den König, in seiner Furcht vor d Aergerniß.“

„Gut; und Sie, Charny, Ihrerseits, ich sch Ihnen in's Gesicht und frage Sie: Was halten S von den Scenen, die Sie im Parke von Versailles gesehen?“

„Madame, ich glaube, daß Sie Ihre Unschuld beweisen nöthig haben,“ erwiderte energisch der würd Edelmann.

Die Königin wischte sich den Schweiß ab, der v ihrer Stirne floß.

„Der Prinz Louis, Cardinal von Rohan, Gr almosenier von Frankreich!“ rief die Stimme ein Huijster im Vorgemach.

„Er!“ murmelte Charny.

„Sie sind nach Wünschen bedient,“ sagte Königin.

„Sie wollen ihn empfangen?“

„Ich war im Begriff, ihn rufen zu lassen.“

„Aber ich . . .“

„Treten Sie in mein Voudoir und lassen Sie Thüre ein wenig offen, um gut zu hören.“

„Madame!“

„Gehen Sie geschwinde, der Cardinal kommt!“

Sie schob Herrn von Charny in das Zimmer, d ste ihm bezeichnet hatte, zog die Thüre so viel, nöthig an und ließ den Cardinal eintreten.

Herr von Rohan erschien auf der Schwelle d Gemaches; er war glänzend in seiner priesterlich

Tracht. Hinter ihm, in einer gewissen Entfernung, erblickte man ein zahlreiches Gefolge, dessen Kleider glänzten, wie das ihres Gebieters.

Unter diesen gebückten Leuten konnte man die Herren Böhmer und Boffange wahrnehmen, die ein wenig verlegen in ihren Galakleidern aussahen.

Die Königin ging dem Cardinal entgegen und versuchte dabei ein Lächeln, das jedoch bald auf ihren Lippen erstarb.

Louis von Rohan war ernst, sogar traurig. Er hatte die Ruhe des muthigen Mannes, der kämpfen soll, die unmerkliche Drohung des Priesters, der zu verzeihen haben kann.

Die Königin bezeichnet ihm durch die Geberde ein Tabouret; der Cardinal blieb stehen.

„Madame,“ sagte er, nachdem er sich sichtbar zitternd verbog, „ich hatte mehrere wichtige Dinge Eurer Majestät mitzutheilen, die es sich zur Aufgabe macht, meine Gegenwart zu vermeiden.“

„Ich!“ entgegnete die Königin, „ich vermeide Sie so wenig, Herr Cardinal, daß ich im Begriff war, Sie rufen zu lassen.“

Der Cardinal warf einen Blick nach dem Bouboir und fragte dann mit leiser Stimme:

„Bin ich allein mit Eurer Majestät? habe ich das Recht, mit voller Freiheit zu sprechen?“

„In voller Freiheit, Herr Cardinal; thun Sie sich keinen Zwang an, wir sind allein.“

Und ihre Stimme schien ihre Worte dem im anstoßenden Zimmer verborgenen Edelmann zuzenden zu wollen.

Sie weidete sich mit Stolz an seinem Muthe und an der Sicherheit, welche von den ersten Worten an her ohne Zweifel sehr aufmerksame Charny haben würde.

Der Cardinal faßte seinen Entschluß. Er rückte das Tabouret zum Lehnstuhl der Königin, um sich

so fern als möglich von der Doppelthüre zu befinden.

„Das sind viele Vorbereitungen,“ rief die Königin, Heiterkeit heuchelnd.

„Ich weiß nicht . . .“ sagte der Cardinal.

„Ich weiß nicht?“ wiederholte die Königin.

„Wird der König nicht kommen?“ fragte Herr von Rohan.

„Fürchten Sie sich weder vor dem König, noch vor irgend Jemand,“ erwiderte lebhaft Marie Antoinette.

„Oh! vor Ihnen habe ich bange,“ versetzte der Cardinal mit bewegter Stimme.

„Ein Grund mehr, ich bin nicht sehr furchtbar; sprechen Sie in wenigen Worten, sprechen Sie mit lauter und vernehmlicher Stimme, ich liebe die Offenherzigkeit, und wenn Sie mich schonen, werde ich glauben, Sie seien kein Mann von Ehre. Oh! keine Geberden mehr; man hat mir gesagt, Sie haben Beschwerden gegen mich. Sprechen Sie, ich liebe den Krieg, ich bin von einem Blut, das nicht erschrickt! Sie auch, ich weiß es wohl. Was haben Sie mir vorzuwerfen?“

Der Cardinal stieß einen Seufzer aus und stand auf, als wollte er die Luft des Zimmers in größerem Umfange einsaugen; endlich Herr seiner selbst, begann er mit folgenden Worten.

LXXVI.

Erklärungen.

Die Königin und der Cardinal befanden sich erwähneter Maßen einander von Angesicht zu Angesicht gegenüber, Charny konnte im Cabinet auch das geringste

Wort der Sprechenden hören, und die auf beiden Seiten so ungeduldig erwarteten Erklärungen sollten endlich beginnen.

„Madame,“ sagte der Cardinal, sich verbeugend, Sie wissen, was in Beziehung auf unser Halsband orgeht!“

„Nein, mein Herr, ich weiß es nicht, und es ist mir lieb, wenn ich es von Ihnen erfahre.“

„Warum beschränkt mich Eure Majestät seit langer Zeit darauf, daß ich mich ihr nur durch Vermittelung mittheilen kann? Warum, wenn sie einen Grund des Mißtrauens gegen mich hat, bezeigt sie es mir nicht, indem sie es mir erklärt?“

„Ich weiß nicht, was Sie hiemit sagen wollen, Herr Cardinal, und ich habe keinen Grund, Sie zu mißtrauen. Doch das ist, glaube ich, nicht der Gegenstand unserer Unterredung. Wollen Sie mir also über das unglückliche Halsband eine bestimmte Auskunft geben, und vor Allem . . . wo ist Frau von La Mothe?“

„Ich war im Begriff, dies Eure Majestät zu sagen.“

„Verzeihen Sie, wenn Jemand wissen kann, wo Frau von La Mothe ist, so sind Sie es, Herr Cardinal, glaube ich.“

„Ich, Madame, aus welchem Grunde?“

„Oh! ich bin nicht hier, um Bekenntnisse entgegenzunehmen, Herr Cardinal, ich muß Frau von La Mothe persönlich sprechen, ich habe sie ruhen lassen, man hat sie zehnmal in ihrem Hause gesucht, sie hat nicht geantwortet. Dieses Verschwinden ist seltsam, das werden Sie zugestehen.“

„Ich wundere mich auch über dieses Verschwinden, Madame, denn ich habe Frau von La Mothe bitten, zu mir zu kommen; sie hat mir ebenso wenig geantwortet, als Eurer Majestät.“

„Dann lassen wir die Gräfin, mein Herr, und gehen wir von uns.“

„Oh! nein, Madame, sprechen wir zuerst von ihr, denn gewisse Worte Eurer Majestät haben einen schmerzlichen Verdacht bei mir erregt: mir scheint, Eure Majestät warf mir eifrige Bewerbungen um die Kunst der Gräßen vor.“

„Ich habe Ihnen noch gar nichts vorgeworfen, mein Herr, doch Gebuld.“

„Oh! Madame, ein solcher Verdacht würde mir alle Empfindlichkeiten Ihrer Seele erlösen, und dann würde ich, während ich verzweifeln müßte, die bis daher unfassliche Strenge begreifen, die Sie mir gegenüber angewandt haben.“

„Hier ist es, wo wir aufhören, und ja versetzen,“ sprach die Königin; „Sie sind von einer unburchbringlichen Dunkelheit, und daß wir uns nicht noch mehr

Alles aufklären . . . sie findet sich nicht; nun denn! lassen Sie mich Muthmaßungen an die Stelle dunkler Thatsachen setzen: Frau von La Mothe hat das Halsband zurückgeben wollen. Sie, dessen, ohne Zweifel wohlwollende, Manie es immer war, mich das Halsband kaufen zu lassen, Sie, der Sie es mir brachten, mit dem Anerbieten, für mich zu bezahlen, ein Anerbieten . . .“

„Das Eure Majestät sehr hart ausgeschlagen hat,“ fiel der Cardinal mit einem Seufzer ein.

„Nun wohl! ja, Sie beharren bei der fixen Idee, daß ich im Besitze des Halsbandes bleiben sollte, und werden es den Juwelieren nicht zurückgegeben haben, in der Absicht, das Geschmeide mich bei irgend einer Gelegenheit wieder nehmen zu lassen. Frau von La Mothe war schwach, sie, welche mein Widerstreben, welche die Unmöglichkeit, in der ich mich in Betreff des Bezahleus befand, und meinen unerschütterlichen Entschluß, das Halsband mir nicht ohne Geld zu erwerben, kannte; Frau von La Mothe hat aus Eifer für mich mit Ihnen conspirirt, und heute fürchtet sie meinen Zorn und zeigt sich nicht. Ist es so? habe ich die Sache mitten in der Finsterniß wiederaufgebaut? sagen Sie ja. Lassen Sie mich Ihnen diesen Leichtsin, diesen Ungehorsam gegen meine förmlichen Befehle vorwerfen, Sie werden mit einem Verweise davon kommen, und Alles ist dann abgethan. Ich thue mehr, ich verspreche Ihnen die Verzeihung von Frau von La Mothe, sie trete aus ihrer Reue hervor. Doch ich bitte, Klarheit, mein Herr, ich will nicht, daß in diesem Augenblick ein Schatten über meinem Leben schwebe, ich will nicht, hören Sie wohl!“

Die Königin hatte diese Worte mit einer solchen Lebhaftigkeit gesprochen, sie hatte sie so kräftig betont, daß der Cardinal sie hatte weder unterbrechen können, noch wollen, doch sobald sie aufgehört, sagte er, einen Seufzer unterdrückend:

„Madame, ich will alle Ihre Muthmaßungen wiederholen. Nein, ich beharrte nicht bei der Idee, müßten das Halsband bekommen, in Betracht, da der festen Ueberzeugung lebte, es sei in Ihren Händen. Mein, ich habe durchaus nicht mit Frau von La Motte in Betreff dieses Halsbands conspirirt; nein, ich es ebenso wenig, als es die Juweliere haben, als wie Sie sagen, Sie haben.“

„Das ist nicht möglich,“ rief die Königin erstaunt; „Sie haben das Halsband nicht?“

„Nein, Madame.“

„Sie haben Frau von La Motte nicht gerade außer dem Allem zu bleiben?“

„Nein, Madame.“

„Sie verbergen sie nicht?“

„Nein, Madame.“

„Sie wissen nicht, was aus ihr geworden ist?“

„Ebenso wenig als Sie, Madame.“

„Aber wie erklären Sie sich dann das, geschieht?“

„Madame, ich bin genöthigt, zu gestehen, daß es mir nicht erkläre. Ueberdies ist das nicht das Mal, daß ich mich bei der Königin beklage, nicht ihr verstanden worden zu sein.“

„Wann ist dies schon vorgekommen? Ich erinnere mich nicht.“

„Madame, haben Sie die Gnade, in Gebärde noch einmal meine Briefe zu durchlesen.“

„Ihre Briefe!“ rief die Königin erstaunt. „Haben mir geschrieben?“

„Zu selten, Madame, für Alles, was ich im Geiste hatte.“

Die Königin erhob sich und sprach:

„Mir scheint, wir täuschen uns Beide; end wir rasch diesen Scherz. Was sprechen Sie Briefen, und was haben Sie auf dem Herzen oder

Herzen, ich weiß nicht genau, wie Sie das so eben gesagt haben?"

"Mein Gott! Madame, ich habe mich vielleicht hinreißen lassen, das Geheimniß meiner Seele zu laut auszusprechen."

"Welches Geheimniß? Sind Sie denn bei gesundem Verstand, Herr Cardinal?"

"Madame!"

"Oh! lassen wir die Ausflüchte . . . Sie sprechen wie ein Mensch, der mir eine Falle stellen oder mich vor Zeugen in Verwirrung bringen will."

"Ich schwöre Ihnen, Madame, daß ich nichts gesagt habe . . . Horcht wirklich Jemand?"

"Nein, mein Herr, tausendmal nein, es ist Niemand da . . . erklären Sie sich also, jedoch vollständig, und wenn Sie im Besitze Ihrer Vernunft sind, beweisen Sie es."

"Oh! Madame, warum ist Frau von La Mothe nicht da? Sie, unsere Freundin, würde mir, wenn nicht die Zuneigung, doch das Gedächtniß Eurer Majestät wiedererwecken helfen."

"Unsere Freundin? meine Zuneigung? mein Gedächtniß? Ich falle aus den Wolken."

"Ah! Madame, ich bitte Sie," rief der Cardinal, empört durch den scharfen Ton der Königin, „schonen Sie mich. Es steht Ihnen frei, nicht mehr zu lieben, aber beleidigen Sie nicht."

"Ah! mein Gott!" rief die Königin erbleichend, „ah! mein Gott! was sagt dieser Mann!"

"Sehr gut!" fuhr Herr von Rohan fort, der sich in demselben Maße belebte, in dem der Zorn brudelnd in ihm stieg; „sehr gut! Madame, ich glaube discret und zurückhaltend genug gewesen zu sein, daß Sie mich nicht mißhandeln sollten; ich werfe Ihnen auch nur unbedeutende Benachtheiligungen vor. Ich begehe das Unrecht, daß ich Ansprüche mache, denn ich hätte wissen sollen, daß, wenn eine Königin gesagt hat: ich will

nicht mehr, dies ein ebenso gebieterisches Gesetz ist

„Mein Gott!“

„Hätte ich es gewagt, Sie zu bitten, mir diese Rose hier zu bringen! Eine angebetete Rose! eine verfluchte Rose! eine unter meinen Rüffen verborrte, versengte Rose!“

„Mein Gott!“

„Habe ich Sie genöthigt, am andern Tage herabzukommen und mir Ihre beiden Hände zu geben, deren Duft unablässig mein Gehirn verzehrt und mich wahnsinnig machte? Sie haben Recht mit Ihren Vortwürfen!“

„Oh! genug! genug!“

„Hätte ich es endlich in meinem wüthendsten Stolze gewagt, mir jene dritte Nacht mit dem weißen Himmel, mit dem süßen Schweigen, mit der treulosen Liebe zu träumen!“

„Mein Herr! mein Herr!“ rief die Königin, vor dem Cardinal zurückweichend, „Sie blasphemiren!“

„Mein Gott!“ sprach der Cardinal, die Augen zum Himmel aufschlagend, „Du weißt, ob ich, um fortwährend von dieser betrügerischen Frau geliebt zu werden, meine Güter, meine Freiheit, mein Leben hingegeben hätte!“

„Mein Herr, wenn Sie dies Alles behalten wollen, so werden Sie hier auf der Stelle sagen, daß Sie mich zu Grunde zu richten suchen; daß Sie alle diese Abscheulichkeiten erfunden haben; daß Sie nicht in der Nacht nach Versailles gekommen sind . . .“

„Ich bin dahin gekommen,“ erwiderte hochherzig der Cardinal.

„Sie sind ein Mann des Lobes, wenn Sie diese Sprache behaupten.“

„Ein Rohan lügt nicht. Ich bin dahin gekommen.“

„Herr von Rohan, Herr von Rohan, im Namen des Himmels, sagen Sie, Sie haben mich nicht im Parke gesehen . . .“

„Ich werde sterben, wenn es sein muß, wie Sie mich so eben bedrohten; aber ich habe nur Sie im

Barre von Versailles gesehen, wohin mich Frau von La Mothe führte."

"Noch ein Mal," rief die Königin leichenbleich und zitternd, „nehmen Sie zurück?“

„Nein!“

„Zum zweiten Male, sagen Sie, Sie haben diese Schändlichkeit gegen mich angezettelt!“

„Nein!“

„Zum letzten Male, Herr von Rohan, gestehen Sie zu, daß man Sie selbst getäuscht haben kann, daß dies Alles eine Verleumdung, ein Traum, die Unmöglichkeit, ich weiß nicht was, war; aber gestehen Sie, daß ich unschuldig bin, daß ich es sein kann?“

„Nein.“

Die Königin erhob sich furchtbar und feierlich und sprach:

„Sie werden es also mit der Gerechtigkeit des Königs zu thun haben, da Sie die Gerechtigkeit Gottes verwerfen.“

Der Cardinal verbeugte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Die Königin läutete so heftig, daß mehrere von ihren Frauen zugleich eintraten.

„Man melde Seiner Majestät, ich bitte ihn, er möge mir die Ehre erweisen, zu mir zu kommen,“ sprach sie, indem sie sich die Lippen trocknete.

Der Befehl wurde sogleich vollzogen. Zu Allem entschlossen, blieb der Cardinal unerschrocken in einer Ecke des Zimmers.

Marie Antoinette ging zehnmal zu der Thüre des Boudoir, ohne einzutreten, als ob sie zehnmal, nachdem sie dieselbe verloren, ihre Vernunft vor dieser Thüre wiederfände.

Es waren nicht zehn Minuten in diesem furchtbaren Scenenwechsel vergangen, als der König, die Hand in seinem Spitzenjabot, auf der Schwelle erschien.

Man sah immer noch in der Tiefe der Gruppe außen die angstvolle Miene von Böhmer und Boffange, die den Sturm witterten.

LXXVII.

Die Verhaftung.

Kaum erschien der König auf der Schwelle des Cabinets, als ihn die Königin mit einer außerordentlichen Geläufigkeit anrief.

„Sire,“ sagte sie, „der Herr Cardinal von Rohan hier sagt ganz ungläubliche Dinge; wollen Sie ihn bitten, Ihnen dieselben zu wiederholen.“

Bei diesen unerwarteten Worten, bei dieser plötzlichen Anrede erbleichte der Cardinal. Die Lage war in der That so seltsam, daß der Prälat zu begreifen aufhörte. Konnte er, der angebliche Liebhaber, seinem König wiederholen, konnte er, der ehrerbietige Unterthan, erklären, was er Alles an Rechten auf die Königin und auf die Frau zu haben glaubte?

Doch der König wandte sich an den Cardinal, der in seine Betrachtungen versunken war, und sagte:

„Nicht wahr, in Betreff eines gewissen Halsbands, mein Herr, haben Sie mir ungläubliche Dinge zu sagen und habe ich ungläubliche Dinge zu hören? Sprechen Sie also!“

Herr von Rohan faßte auf der Stelle seinen Entschluß; von zwei Schwierigkeiten würde er die geringste wählen, von zwei Angriffen würde er den für den König und die Königin ehrenvollsten über sich nehmen, und sollte man ihn unkluger Weise in die zweite Gefahr versehen, nun denn! dann würde er wie ein muthiger Mann, wie ein beherzter Ritter daraus hervorgehen.

„In Betreff des Halsbands, ja, Sire,“ murmelte er.

„Aber, mein Herr,“ sagte der König. „Sie haben also das Halsband gekauft?“

„Nein . . .“

„Ja oder nein?“ rief Marie Antoinette.

Der Cardinal schaute die Königin an und antwortete nicht.

„Ja oder nein?“ wiederholte sie. „Die Wahrheit, mein Herr, die Wahrheit; man verlangt von Ihnen nichts Anderes.“

Herr von Rohan wandte den Kopf ab und erwiderte nichts.

„Da Herr von Rohan nicht antworten will, antworten Sie, Madame,“ sprach der König, „Sie müssen etwas von dem Allem wissen. Haben Sie dieses Halsband gekauft, ja oder nein?“

„Nein!“ sagte die Königin mit Kraft.

Herr von Rohan bebte.

„Das ist das Wort einer Königin!“ rief feierlich der König; „haben Sie wohl darauf Acht, Herr Cardinal.“

Herr von Rohan ließ ein Lächeln der Verachtung über seine Lippen gleiten.

„Sie sagen nichts!“ rief der König.

„Worüber klagt man mich an?“

„Die Juweliere sagen, sie haben ein Halsband verkauft, an Sie oder an die Königin. Sie zeigen einen Schein von Ihrer Majestät.“

„Der Schein ist falsch!“ sprach die Königin.

„Die Juweliere,“ fuhr der König fort, „behaupten in Ermangelung der Königin sei ihnen Bürgschaft durch Verbindlichkeiten geleistet worden, die Sie übernommen haben, Herr Cardinal.“

„Ich weigere mich nicht, zu bezahlen,“ sprach der Cardinal. „Es muß dies die Wahrheit sein, da die Königin sagen läßt.“

Und ein zweiter Blick, noch verachtender als der erste, schloß seinen Satz und seinen Gedanken.

Die Königin schauerte. Diese Verachtung des Cardinals war für sie keine Beleidigung, da sie dieselbe nicht verdiente, sondern das mußte die Rache eines ehrlichen Mannes sein, und darüber erschraf sie.

„Mein Herr Cardinal,“ sagte der König, „es bleibt nichtsdestoweniger in dieser Sache eine Fälschung, welche die Unterschrift der Königin von Frankreich gefährdet hat.“

„Eine andere Fälschung!“ rief die Königin, „und kann das einem Edelmann beigegeben werden? Diese ist es, welche behauptet, die Juweliere haben das Halsband zurückgehalten.“

„Es steht der Königin frei, mir die beiden Fälschungen zuzuschreiben,“ sprach Herr von Rohan mit demselben Ton, „ob man eine gemacht, ob man zwei fabricirt hat, worin liegt der Unterschied?“

Die Königin wäre vor Entrüstung beinahe losgebrochen, der König hielt sie durch eine Geberde zurück.

„Nehmen Sie sich in Acht,“ sagte er zu dem Cardinal, „Sie erschweren Ihre Lage, mein Herr. Ich sage, rechtfertigen Sie sich, und Sie sehen aus, als klagten Sie an.“

Der Cardinal dachte einen Augenblick nach; dann, als er läge er unter der Wucht der geheimnißvollen Verleumdung, die seine Ehre zusammenpreßte, rief er:

„Mich rechtfertigen . . . unmöglich!“

„Mein Herr, es sind Leute da, welche sagen, es sei ihnen ein Halsband gestohlen worden; indem Sie sich anheischig machen, zu bezahlen, gestehen Sie zu, daß Sie schuldig . . .“

„Wer wird es glauben?“ versetzte der Cardinal mit stolzer Verachtung.

„Dann, mein Herr, wenn Sie nicht annehmen, daß man dies glaube, wird man doch glauben . . .“

Und ein Weber
 so freundliche Wes
 „Stre,“ erwid
 von dem, was m
 was geschieht; id
 Halsband nicht gel
 manten in der Gem
 sollte, bei es nicht
 Wort der Schrift
 Haupt dessen, der
 Bei diesen A
 wegung, um den
 dieser sagte zu ihr.

„Die Streitigkeit findet zwischen Ihnen und ih
 Ratt. Ich frage Sie zum letzten Male: haben Sie
 das Ansehen?“

von Rohan erhob das Haupt und erbleichte. „Soll das bedeuten?“ fragte der König unruhig. „Ame!...“ murmelte der Cardinal erschrocken. „Keine Rücksicht, keine Furcht, keine Schwäche den Mund verschließen, ich habe hier in Verzen Beweggründe, die mich veranlassen meine Unschuld auf einem öffentlichen Plage l.“

„Unschuld!“ entgegnete der König. „Wer wessen oder schändlich genug, Eure Majestät n, dieses Wort auszusprechen!“

„Siehe Sie an, Madame!“ sagte der Cardinal.

Sie fangen an zu zittern. Ich hatte also Rathen, Ihre Komplotte lieben die Dunkelheit! lichten Tag! Sire, fordern Sie den Herrn auf, Ihnen zu sagen, was er mir so eben auf abe gesagt hat.“

„Madame! Madame!“ rief Herr von Rohan, „Sie sich in Acht, Sie überschreiten die

„beliebt?“ entgegnete der König voll Stolz. „Nicht so mit der Königin? Ich denke, nicht ich.“ „Es ist es gerade,“ sagte Marie Antoinette. „Der Cardinal spricht so zur Königin, weil er t dazu zu haben glaubt.“

„mein Herr!“ murmelte der König, der ich geworden.

„rief die Königin mit Verachtung. „er!“

„Herr Cardinal hat wohl Beweise?“ fragte g, indem er einen Schritt auf den Prinzen

„er von Rohan hat Briefe, wie er behauptet!“ e Königin.

„rechen Sie, mein Herr!“ rief der König.

„Briefe!“ rief die Königin voll Heftigkeit. tefe.“

Abband der Königin. IV.

Und ein Beben des Zorns verflörte das gewöhnlich so freundliche Gesicht des Königs.

„Sire,“ erwiderte der Cardinal, „ich weiß nichts von dem, was man sagt; ich weiß nichts von dem, was geschieht; ich kann nur versichern, daß ich das Halsband nicht gehabt habe; ich weiß nur, daß die Diamanten in der Gewalt von Jemand sind, der sich nennen sollte, der es nicht will, und der mich nöthigt, ihm das Wort der Schrift zu sagen: Das Böse falle auf das Haupt dessen, der es begangen hat.“

Bei diesen Worten machte die Königin eine Bewegung, um den Arm des Königs zu nehmen. Doch dieser sagte zu ihr:

„Die Streitigkeit findet zwischen Ihnen und ihm statt. Ich frage Sie zum letzten Male: haben Sie das Halsband?“

„Nein! bei der Ehre meiner Mutter! beim Leben meines Sohnes!“ antwortete Marie Antoinette.

Voll Freude nach dieser Erklärung, wandte sich der König gegen den Cardinal und sprach:

„Dann ist es eine Angelegenheit zwischen den Gerichten und Ihnen, mein Herr... wenn Sie es nicht etwa vorziehen, es meiner Gnade anheimzustellen.“

„Die Gnade der Könige ist für die Schuldigen gemacht, Sire,“ antwortete der Cardinal; „ich ziehe ihr die Gerechtigkeit der Menschen vor.“

„Sie wollen nichts gestehen?“

„Ich habe nichts zu sagen.“

„Aber, mein Herr,“ rief die Königin, „Ihr Schweigen läßt meine Ehre im Spiel!“

Der Cardinal schwieg.

„Wohl denn!“ fuhr die Königin fort, „ich werde nicht schweigen; dieses Stillschweigen verwundet mich; es bezeigt eine Großmuth, die ich nicht haben will. Erklären Sie, Sire, daß das ganze Verbrechen des Herrn Cardinals nicht in dem Verkaufen oder Stehlen des Halsbands besteht.“

„**Herr von Rohan erhob das Haupt und erbleichte. Was soll das bedeuten?**“ fragte der König unruhig. **Madame!...**“ murmelte der Cardinal erschrocken. **H! keine Rücksicht, keine Furcht, keine Schwäche** ist den Mund verschließen, ich habe hier in **Herzen Beweggründe, die mich veranlassen**, meine Unschuld auf einem öffentlichen **Platze** zu zeigen.“

Ihre Unschuld!“ entgegnete der König. **„Wer** ermessen oder schändlich genug, Eure Majestät **zu beleidigen, dieses Wort auszusprechen!“**

„Ich flehe Sie an, Madame!“ sagte der Cardinal. **H! Sie fangen an zu zittern. Ich hatte also** errathen, Ihre Komplotte lieben die Dunkelheit! **in einem lichten Tag! Sire, fordern Sie den Herrn** Cardinal auf, Ihnen zu sagen, was er mir so eben auf **demselben Platze gesagt hat.“**

Madame! Madame!“ rief Herr von Rohan, **„Sie sind in Acht, Sie überschreiten die** Grenzen.“

Wie beliebt?“ entgegnete der König voll Stolz. **„Wie spricht so mit der Königin? Ich denke, nicht ich.“** **Das ist es gerade,“** sagte Marie Antoinette. **Herr Cardinal spricht so zur Königin, weil er** nicht dazu zu haben glaubt.“

Sie, mein Herr!“ murmelte der König, der **bleich geworden.**

Herr!“ rief die Königin mit Verachtung. **„Wer!“** **Der Herr Cardinal hat wohl Beweise?“** fragte **der König, indem er einen Schritt auf den Prinzen**

Herr von Rohan hat Briefe, wie er behauptet!“ **sagte die Königin.**

Sprechen Sie, mein Herr!“ rief der König. **Die Briefe!“** rief die Königin voll Hefigkeit. **„Die Briefe.“**

Der Cardinal fuhr mit der Hand über seine den Schweiß eiskalte Stirne und schien Gott zu se wie er im Geschöpfe so viel Falschheit und Gnu habe bilden können. Doch er schwieg.

„Oh! das ist noch nicht Alles!“ fuhr die Kö fort, die sich allmählig gerade unter dem Einfluß Großmuth belebte. „Der Herr Cardinal hat Kunde erhalten.“

„Madame, haben Sie Mitleid!“ rief der Kö

„Haben Sie Scham!“ sagte der Cardinal.

„Nur, mein Herr,“ sprach die Königin, „Sie nicht der letzte der Menschen sind, wenn Sie auf dieser Welt für heilig halten. . . Sie haben weise, liefern Sie dieselben.“

Herr von Nojan erhob langsam das Haupt erwiderte:

„Aber nicht ich
sind die
I dem“

antwortet

Königin

„Oh!“ sprach der König, als er sah, daß vorgefaßte Meinung gegen Jeanne sich endlich erledigte; „Oh! so ist es. Nun denn! man sehe diese man befrage sie.“

„Oh! ja wohl!“ r schwinden. Fragen Sie gemacht hat. Er hatte daß sie nicht mehr in d

„Ander, die ein hatten, als ich, werden erwiderte der Cardinal.

„Aber, mein Herr,“

„da Sie unschuldig sind, helfen Sie uns die Schuldigen finden.“

Doch der Cardinal, nachdem er einen letzten Blick geschleudert, drehte den Rücken und kreuzte die Arme.

„Mein Herr,“ sprach der beleidigte König, „Sie werden sich in die Bastille begeben.“

„So gekleidet?“ entgegnete er, „in meinem priesterlichen Gewande? vor dem ganzen Hofe? Wollen Sie bedenken, Sire, das Aergerniß ist ungeheuer. Es wird nur um so schwerer für das Haupt sein, auf welches es einst fällt.“

„Ich will es so,“ sprach der König sehr aufgeregt.

„Das ist ein ungerechter Schmerz, den Sie vor der Zeit einen Prälaten ausstehen lassen, Sire, und die Folter vor der Anklage, das ist nicht gesetzlich.“

„Es muß so sein,“ sprach der König, indem er die Thüre des Gemachs öffnete, um mit den Augen Jemand zu suchen, dem er seinen Befehl ertheilen könnte.

Herr von Breteuil war da, seine gierigen Augen hatten in der Eraltation der Königin, in der Aufregung des Königs, in der Haltung des Cardinals den Untergang eines Feindes errathen.

Der König hatte nicht so bald leise mit ihm zu sprechen aufgehört, als der Siegelbewahrer, sich die functionen des Capitäns der Garde anmaßend, mit einer donnernden Stimme, welche bis in den Hintergrund der Gallerien wiederhallte, ausrief:

„Verhaftet den Herrn Cardinal!“

Herr von Rohan bebte. Das Gemurmel, das er unter den Gewölben hörte, die Bewegung der Höflinge, das rasche Erscheinen der Leibwachen gaben dieser Scene einen Charakter finsterner Vorbedeutung.

Der Cardinal ging an der Königin vorbei, ohne zu grüßen; was das Blut der stolzen Fürstin kochete. Er verbeugte sich sehr demüthig vor dem König und nahm, als er an Herrn von Breteuil vorüberkam, einen so geschickt nuancirten Ausdruck des

Mitleids an, daß der Baron glauben mußte, er habe sich nicht genug gerächt.

Ein Lieutenant von der Leibwache trat schüchtern auf den Cardinal zu und schien von ihm die Bestätigung des Befehls zu fordern, den er gehört hatte.

„Ja, mein Herr,“ sagte Herr von Rohan, „ja, ich bin verhaftet.“

„Sie werden den Herrn in sein Zimmer führen und erwarten, was ich während der Messe beschließen sprach der König unter einer Todesstille.“

Der König blieb, bei geöffneten Thüren, allein bei der Königin, während der Cardinal, dem der Lieutenant von der Leibwache, den Hut in der Hand, voranschritt sich langsam durch die Gallerie entfernte.

„Madame,“ sprach der König keuchend, denn er hatte nur mit großer Mühe an sich gehalten, „Sich zu wissen, daß dies auf ein öffentliches Urtheil, das heißt auf ein Vergerniß hinausläuft, unter dem die Ehre der Schuldigen fallen wird.“

„Meinen Dank!“ rief die Königin, voll Innigkeit dem König die Hände drückend; „Sie haben das einzige Mittel, mich zu rechtfertigen, gewählt.“

„Sie danken mir!“

„Von ganzer Seele. Sie haben als König gehandelt, ich als Königin; glauben Sie mir!“

„Es ist gut,“ erwiderte der König, von der lebhaftesten Freude erfüllt. „Wir werden endlich Genuß thun für alle diese Gemeinheiten erhalten. Einmal für allemal die Schlange durch Sie und durch mich zertreten, dann werden wir hoffentlich ruhig leben.“

Er küßte die Königin auf die Stirne und kehrte in seine Gemächer zurück.

Am Ende der Gallerie hatte Herr von Rohan Böhmer und Bossange gefunden, die einander halb ohnmächtig in den Armen lagen. Dann, einige Schritte davon, erblickte der Cardinal seinen Käufer, de

erschrocken über dieses Unglück, auf einen Blick seines Herrn lauerte.

„Mein Herr,“ sagte der Cardinal zu dem Officier, der ihn führte, „den ganzen Tag hier zubringend werde ich viele Menschen in Unruhe versetzen; kann ich nicht meinem Hause verkündigen, daß ich verhaftet bin?“

„Oh! Monseigneur, unter der Voraussetzung, daß Sie Niemand sieht,“ erwiderte der junge Officier.

Der Cardinal dankte, dann sprach er ein paar Worte deutsch mit seinem Käufer und schrieb einige Zeilen auf ein Blatt Papier, das er aus einem Reßbuche riß.

Und hinter dem Officier, welcher lauerte, um nicht überrascht zu werden, rollte der Cardinal das Blatt zusammen und ließ es fallen.

„Ich folge Ihnen, mein Herr,“ sagte er zu dem Officier.

Sie verschwanden in der That Beide.

Der Käufer warf sich auf das Papier, wie ein Geier auf seine Beute, eilte aus dem Schlosse, schwang sich auf sein Pferd und entfloh gegen Paris.

Der Cardinal konnte ihn durch eines von den Fenstern der Treppe, die er mit seinem Führer hinabstieg, auf den Feldern sehen.

„Sie stürzt mich in's Verderben,“ murmelte er, „ich rette sie! Für Sie, mein König, handle ich; um Deinetwillen, mein Gott, der Du den Beleidigern zu verzeihen befehlst, um Deinetwillen vergebe ich den Andern . . . Vergib mir!“

LXXVIII.

Die Protocolle.

Raum war der König ganz glücklich in
mach zurückgekehrt, kaum hatte er den Befehl
von Rohan in die Bastille zu führen, unter
als der Graf von Provence erschien, der be
Eintritt in das Cabinet Herrn von Breteuil
machte, die dieser, trotz seiner Ehrfurcht un
guten Willens, nicht verstehen konnte.

Doch nicht an den Siegelbewahrer war
Zeichen gerichtet; der Prinz vervielfältigte sie
Absicht, die Aufmerksamkeit des Königs, der,
er seinen Befehl abfaßte, in den Spiegel sah,
zu ziehen.

Der Prinz verfehlte seinen Zweck nicht, da
erblickte die Zeichen und fragte seinen Bruder,
er Herrn von Breteuil weggeschickt hatte:

„Warum machten Sie Herrn von Breteuil z

„Oh! Sire . . .“

„Diese Lebhaftigkeit der Geberden, diese g
Miene haben etwas zu bedeuten?“

„Allerdings, aber . . .“

„Es steht Ihnen frei, nicht zu spreche
Bruder,“ versetzte der König mit einer gereizte

„Sire, ich habe so eben die Verhaftung d
Cardinals von Rohan erfahren.“

„Nun! in welcher Hinsicht, mein Brude
diese Nachricht eine solche Aufregung bei Ihne
sachen? Scheint Ihnen Herr von Rohan nicht
Habe ich Unrecht, selbst den Mächtigen zu sch

„Unrecht? nein, mein Bruder, Sie hal
Unrecht. Das ist es nicht, was ich sagen wil

„Ich hätte mich sehr gewundert, Herr
Provence, wenn Sie den Proceß gegen die

einen Menschen gewinnen ließen, der sie zu entehren sucht. Ich bin so eben bei der Königin gewesen, mein Bruder, ein Wort von ihr hat genügt . . .“

„Oh! Sire, Gott soll mich behüten, daß ich die Königin anklage, das wissen Sie wohl. Ihre Majestät . . . meine Schwägerin hat keinen ergebeneren Freund, als mich. Wie oft ist es mir im Gegentheil geschehen, daß ich sie vertheidigt habe, und zwar, es sei dies ohne Vorwurf gesagt, sogar gegen Sie.“

„Wahrhaftig, mein Bruder, klagt man sie denn so oft an?“

„Ich habe Unglück, Sire; Sie packen mich bei jedem von meinen Worten . . . Ich wollte nur sagen, die Königin selbst würde mir nicht glauben, wenn ich an ihrer Unschuld zu zweifeln schiene.“

„So spenden Sie sich mit mir Beifall zu der Demüthigung, die ich den Cardinal erdulden lasse, zu dem Proceß, der daraus hervorgehen muß, zu dem Aergerniß, das allen den Verleumdungen ein Ziel stecken soll, die man sich gegen eine einfache Frau von Hofe nicht erlauben würde, während Jeder sich zum Echo derselben zu machen wagt, weil die Königin, wie sie sagen, über allen diesen Erbärmlichkeiten stehe.“

„Ja, Sire, ich billige ganz und gar das Benehmen Eurer Majestät, und ich sage, in Betreff des Halsbandes gehe Alles auf's Beste.“

„Bei Gott! mein Bruder, nichts kann klarer sein. Sieht man nicht von hier Herrn von Rohan sich der vertrauten Freundschaft der Königin rühmen, in ihrem Namen einen Handel für Diamanten abschließen, die sie ausgeschlagen, und sagen lassen, diese Diamanten seien von der Königin oder bei der Königin genommen worden . . . das ist ungeheuerlich und, wie sie bemerkte: was würde man sagen, wenn ich Herrn von Rohan zum Theilnehmer bei diesem geheimnißvollen Handel hätte?“

„Sire!“

„Und dann wissen Sie nicht, mein Bruder, daß nie eine Verleumdung auf halbem Wege stehen geblieben ist, daß die Leichtfertigkeit von Herrn von Rohan die Königin compromittirt, daß die Erzählung dieser Leichtfertigkeiten sie entehrt?“

„Oh! ja, mein Bruder, ja, Sie haben sehr Recht gehabt, was die Angelegenheit mit dem Halsbände betrifft.“

„Nun!“ fragte der König erstaunt, „gibt es noch eine andere Angelegenheit?“

„Sire . . . die Königin mußte Ihnen sagen . . .“

„Mir sagen . . . was denn?“

„Sire, Sie wollen mich in Verlegenheit bringen, die Königin muß Ihnen nothwendig gesagt haben . . .“

„Was denn, mein Herr? was denn?“

„Sire . . .“

„Ah! die Brählereien von Herrn von Rohan? sein absichtliches Schweigen, der vorgebliche Briefwechsel?“

„Nein, Sire, nein.“

„Was also? die Unterredungen, welche die Königin Herrn von Rohan in der fraglichen Halsbandsache bewilligt haben soll?“

„Nein Sire, das ist es nicht.“

„Ich weiß nur so viel,“ sprach der König, „daß ich zu der Königin ein unbegrenztes Vertrauen habe, welches sie durch den Adel ihres Charakters verdient. Es war Ihrer Majestät leicht, nichts von dem, was vorgeht, zu sagen. Es war ihr leicht, zu bezahlen oder Andere bezahlen zu lassen, zu bezahlen oder sagen zu lassen; die Königin, die diese Geheimnisse, welche zu Aergernissen wurden, plötzlich im Laufe aufhielt, hat mir bewiesen, daß sie an mich appellire, ehe sie an das ganze Publikum appelliren würde. Mich hat die Königin rufen lassen, mir wollte sie die Sorge, ihre Ehre zu rächen, anvertrauen. Sie hat mich zum Beichtiger, zum Richter genommen, die Königin hat mir folglich Alles gesagt.“

„Nun wohl,“ erwiderte der Graf von Provence, „nieder verlegen, als er es hätte sein sollen, weil er wähnte, daß die Ueberzeugung des Königs weniger fest war, als er dies zur Schau stellen wollte, „Sie machen übermals meiner Freundschaft, meiner Ehrfurcht für die Königin, meine Schwägerin, den Proceß; wenn Sie gegen mich mit dieser Empfindlichkeit verfahren, so werde ich Ihnen nichts mehr sagen, denn ich, der ich vertheidige, muß befürchten, für einen Feind oder einen Ankläger gehalten zu werden. Und dennoch sehen Sie, wie sehr Sie sich in dieser Hinsicht gegen die Logik verfehlen. Die Bekenntnisse der Königin haben Sie schon dahin geführt, daß Sie eine Wahrheit finden, die meine Schwägerin vertheidigt. Warum wollten Sie nicht, daß man in Ihren Augen andere Klarheiten pflanzen ließe, die noch viel mehr geeignet wären, die ganze Unschuld unserer Königin zu offenbaren?“

„Mein Bruder,“ erwiderte der König verlegen, „Sie beginnen immer mit Umwichweisen und Krümmungen, in denen ich mich verliere.“

„Oratorische Vorsichtsmaßregeln, mein Bruder, in Ermangelung von Wärme. Ach! ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, es ist das ein Erziehungsfehler bei mir. Cicero hat mich verdorben.“

„Mein Bruder, Cicero ist immer nur trübe, wenn er eine schlimme Sache vertheidigt; Sie haben eine gute, seien Sie um der Liebe Gottes willen klar.“

„Nicht in meiner Sprechweise kritisiren heißt mich zum Stillschweigen verurtheilen.“

„Ah! ja, irritabile genus rhetorum, das sogleich in Hitze geräth,“ rief der König, bethört durch dieses verschmitzte Wesen des Grafen von Provence, „zur Sache, Advocat, zur Sache! was wissen Sie mehr, als mir die Königin gesagt hat?“

„Mein Gott! Sire, Nichts und Alles. Erörtern wir zuerst das, was die Königin gesagt hat.“

„Die Königin hat mir gesagt, sie besitze das Halsband nicht.“

„Gut.“

„Sie hat mir gesagt, sie habe den Schein der Juweliere nicht unterzeichnet.“

„Gut.“

„Sie hat mir gesagt, Alles, was sich auf eine Anordnung mit Herrn von Rohan beziehe, sei eine von ihren Feinden erfundene Unwahrheit.“

„Sehr gut, Sire.“

„Sie behauptet endlich, nie habe sie Herrn von Rohan das Recht gegeben, zu glauben, er sei mehr, als einer ihrer Unterthanen, mehr, als ein Gleichgültiger, mehr, als ein Unbekannter.“

„Ah! . . . sie hat das gesagt?“

„Und zwar mit einem Tone, der keine Erwiederung zuließ, denn der Cardinal hat nichts erwiedert.“

„Somit, Sire, da der Cardinal nichts erwiederte, bekennt er sich als Lügner, und durch diesen Widerruf gibt er anderen Gerüchten Recht, welche über gewisse von der Königin gewissen Personen zugestandene Bevorzugungen im Umlauf sind.“

„Ei, mein Gott! was denn noch?“ rief der König entmutigt.

„Etwas ganz Albernes, wie Sie sehen werden. Sobald erwiesen ist, daß Herr von Rohan nicht mit der Königin spazieren gegangen . . .“

„Wie!“ sprach der König, „man sagt, Herr von Rohan sei mit der Königin spazieren gegangen?“

„Was durch die Königin selbst, Sire, und durch die Widerrufung von Herrn von Rohan völlig Lügen gestraft worden ist; doch sobald sich dies erwiesen hat, mußte man, wie Sie wohl begreifen, suchen — die Bosheit hat sich dessen auch nicht enthalten — wie es komme, daß die Königin bei Nacht im Parke von Versailles spazieren gegangen.“

„Bei Nacht! im Parke von Versailles! . . . die Königin? . . .“

„Und mit wem sie spazieren gegangen,“ fuhr kalt der Graf von Provence fort.

„Mit wem? . . .“ murmelte der König.

„Gewiß . . . Sind nicht Aller Augen auf das gerichtet, was eine Königin thut? sind diese Augen, die der Glanz des Tages oder der Glanz der Majestät nie blendet, nicht noch viel scharfsichtiger, wenn es sich darum handelt, in der Nacht zu sehen?“

„Aber, mein Bruder, nehmen Sie sich in Acht. Sie sagen da schändliche Dinge.“

„Sire, ich wiederhole, und ich wiederhole mit einer solchen Entrüstung, daß ich, dessen bin ich sicher, Eure Majestät zur Entdeckung der Wahrheit antreiben werde.“

„Wie, mein Herr! man sagt, die Königin sei bei Nacht, in Gesellschaft . . . im Parke von Versailles spazieren gegangen!“

„Nicht in Gesellschaft, Sire, mit einer Person allein . . . Oh! wenn man sagte, in Gesellschaft, dann wäre es nicht der Mühe werth, daß wir darauf achteten.“

Der König brach plötzlich los:

„Sie werden mir beweisen, was Sie wiederholen, und zu diesem Ende beweisen Sie, was man gesagt hat.“

„Oh! das ist zu leicht,“ erwiderte Herr von Provence. „Es sind vier Zeugnisse da: das erste ist das meines Jagdkapitäns, der die Königin zwei Tage, oder vielmehr zwei Nächte hintereinander aus dem Parke von Versailles durch die Thüre der Jägermeisterei hat herausgehen sehen; hier ist der Titel, er ist mit seiner Unterschrift versehen, lesen Sie.“

Der König nahm zitternd das Papier, las es und gab es dann seinem Bruder zurück.

„Sie werden ein interessanteres sehen, Sire: es ist von dem Nachtwächter, der in Trianon aufgestellt ist,

erklärt, die Nacht sei gut gewesen, ein Schuß sei gefallen, ohne Zweifel von Wildschützen im Walde von tory; in den Parken sei es ruhig geblieben, ausgenommen an dem Tag, an welchem die Königin mit einem Cavalier, dem sie den Arm gegeben, spazieren gegangen. Sehen Sie, das Protocoll ist ausführlich."

Der König las abermals, schauerte und ließ seine Arme an seinem Leib herabfallen.

"Der dritte Zeuge," fuhr unftöbar der Herr Graf von Provence fort, „ist ein Portier vom Osthor. Dieser Mann hat die Königin gesehen und erkannt, in dem Augenblick, wo sie durch die Thüre der Jägermeisterei herauskam. Er sagt, wie die Königin gekleidet gewesen, sehen Sie, Sire; er sagt auch, von fern habe er den Cavalier, der Ihre Majestät gerade verlassen, nicht zu erkennen vermocht, doch seiner Haltung nach habe es ihm geschienen, es sei ein Officier gewesen. Dieses Protocoll ist unterzeichnet. Er fügt etwas Interessantes bei, nämlich, die Anwesenheit der Königin könne nicht in Zweifel gezogen werden, weil Ihre Majestät von Frau von La Mothe, einer Freundin der Königin, begleitet gewesen sei."

"Einer Freundin der Königin!" rief wüthend der König. „Ja, es steht hier so, Freundin der Königin!"

"Seien Sie deshalb einem ehrlichen Diener nicht böse, Sire, er kann nur eines Uebermaßes von Eibeschuldigt werden, er ist beauftragt, zu hüten, er hütet, zu wachen, und wacht."

"Der letzte," fuhr der Graf von Provence f „scheint mir der klarste von allen. Er ist vom Schlomeister beauftragt, nachzusehen, ob alle Thüren Thore, nachdem man Retraite geschlagen, gut geschlossen seien. Dieser Mann, Eure Majestät kennt ihn, bei die Königin mit einem Cavalier in die Apollo-! eintreten gesehen zu haben."

Bleich und seinen Groll erstickend, ri

as Papier aus den Händen des Grafen und
 von Provence fuhr nichtsdestoweniger während
 sens fort:

ist wahr, Frau von La Roche war außer,
 anzig Schritte von den Bädern entfernt, und
 gin blieb nur ungefähr eine halbe Stunde
 Saale."

er der Name des Cavaliers," rief der König.
 re, er ist in dem Berichte nicht genannt, und
 aj-stät muß sich zu diesem Behufe die Mühe
 ein letztes Certificat, das ich hier habe, zu
 en; es ist von einem Fortwart, der hinter
 gmaner bei den Apollo-Bädern auf dem Aus-
 it."

stirt vom andern Tag." sagte der König.

l. Stre, und er hat die Königin aus dem Parl
 e kleine Thüre hervorkommen und hinanschaue
 e führte sich am Arme von Herrn von Charny."

a Arme von Herrn von Charny," rief der König
 hnständig vor Zorn und Scham, „gut . . . gut.
 Sie hier auf mich, Graf, wir werden endlich
 rheit er'ahren.

der König stürzte aus seinem Cabinet.

LXXIX.

Eine letzte Anschuldigung.

dem Augenblick, wo der König das Zimmer
 igin verlassen hatte, lief diese nach dem Bous
 Herr von Charny Alles zu hören im Stande

: öffnete die Thüre, kehrte sogleich wieder zurück

und schloß die ihres Gemachs. Dann fiel sie, als wäre sie zu schwach gewesen, solchen Stößen zu widerstehen, in einen Lehnstuhl und erwartete stillschweigend, was Herr von Charny, ihr furchtbarster Richter, über sie beschließen würde.

Doch sie wartete nicht lange, der Graf kam trauriger und bleicher, als er je gewesen, aus dem Nebenzimmer heraus.

„Nun?“ sagte sie.

„Madame,“ erwiderte er, „Sie sehen, daß sich Alles dem widersetzt, daß wir Freunde seien. Wenn es nicht meine Ueberzeugung ist, was Sie verlegt, so wird es fortan das öffentliche Gerücht sein; bei dem Mergerniß, das heute geschehen, ist keine Ruhe mehr für mich, kein Waffenstillstand mehr für Sie. Erbitterter nach dieser ersten Wunde, die sie Ihnen beigebracht haben, werden die Feinde auf Sie niederstürzen, um Ihr Blut zu trinken, wie es die Mücken auf der verwundeten Gazelle thun.“

„Sie suchen sehr lange ein natürliches Wort und können keines finden,“ sagte schwermüthig die Königin.

„Ich glaubte Eurer Majestät nie Anlaß gegeben zu haben, einen Verdacht gegen meine Offenherzigkeit zu hegen; ist sie zuweilen losgebrochen, so geschah es mit zu viel Härte, und ich bitte darob um Verzeihung.“

„Was ich also gemacht habe,“ versetzte die Königin sehr bewegt, „dieser Lärm, dieser gefährliche Angriff gegen einen der vornehmsten Herren des Reiches, meine Feindschaft mit der Kirche erklärt, mein Ruf den Leidenchaften des Parlaments ausgesetzt, dies Alles genügt Ihnen nicht. Ich spreche nicht von dem für immer beim König erschütterten Vertrauen, Sie dürfen sich nicht darum bekümmern, nicht wahr? Der König was ist das . . . ein Gatte!“

Und sie lächelte mit einer solchen Bitterkeit, daß die Thränen ihren Augen entstürzten.

„Oh!“ rief Charny, „Sie sind die edelste,

ke der Frauen. Wenn ich Ihnen nicht auf antworte, wie mich mein Herz dazu zwingt, der Fall, weil ich mich Allem untergeordnet, ich dieses erhabene Herz nicht dadurch, daß Platz darin verlange, zu entheiligen wage.“
 von Charny, Sie halten mich für schuldig?“
 ame!“

von Charny, Sie haben den Worten des Glauben geschenkt?“
 ame!“

von Charny, ich fordere Sie auf, mir zu welchen Grund auf Sie die Haltung von Rohan gemacht hat?“

müß sagen, Madame, Herr von Rohan ist Bahnküniger gewesen, wie Sie es ihm en, noch ein schwacher Mensch, wie man dies hante: er ist ein überzeugter Mann, er ist, der Sie liebte, der Sie liebt und in diesem das Opfer eines Irrthums ist, der ihn ggang führen wird, und Sie“
 ?“

zu einer unvermeidlichen Schmach.“
 Gott! vor mir erhebt sich ein drohendes jenes verhaßte Weib, Frau von La Roche, schwunden ist, als ihre Zeugenschaft uns Alles, ihre, Sicherheit für die Zukunft wiedergeben

ie Frau ist der böse Genius Ihrer Person, Geißel des Königreiches; diese Frau, die iger Weise zur Theilnahme an Ihren Ges und leider vielleicht auch an Ihrer Innigen hkeit zugelassen haben“

ne Geheimnisse, meine Vertraulichkeit, ah! . . . ich bitte Sie!“ rief die Königin.

ame, der Cardinal hat klar genug gesagt und bewiesen, daß Sie mit ihm Verabredung in Besiß den Ankauf des Halsbandes getroffen hatten.“

„Ah! . . . Sie kommen hierauf zurück, Herr von Charny,“ sagte die Königin erröthend.

„Verzeihen Sie, Sie sehen wohl, ich bin ein minder edles Herz, als Sie, Sie sehen wohl, ich bin unwürdig, berufen zu sein, Ihre Gedanken zu kennen. Ich suche zu mildern, und ich reize auf.“

„Hören Sie, mein Herr,“ sprach die Königin, zu einem mit Stolz gemischten Zorne zurückkehrend, „was der König glaubt, kann alle Welt glauben; ich werde nicht leichter für meine Freunde als für meinen Gemahl sein. Mir scheint, es kann ein Mann eine Frau nicht gern sehen, wenn er nicht Achtung für diese Frau hegt. Ich spreche nicht in Beziehung auf Sie,“ unterbrach sie sich lebhaft; „ich bin kein Weib, ich bin eine Königin, Sie sind kein Mann, sondern ein Richter für mich.“

Charny verbeugte sich so tief, daß die Königin die Genugthuung und die Demüthigung dieses getreuen Unterthans hinreichend finden mußte. Blöglich sprach sie:

„Ich hatte Ihnen gerathen, auf Ihren Gütern zu bleiben; das war ein weiser Plan. Fern vom Hofe, dem Ihre Gewohnheiten, Ihre Biederkeit, Ihre Unerscharenheit, erlauben Sie mir, dies zu sagen, widersprechen, fern vom Hofe hätten Sie die Personen, die Ihre Rolle auf diesem Theater spielen, besser gewürdigt. Man muß die optische Täuschung wahren, Herr von Charny, man muß seine Schminke und seine hohen Absätze vor der Menge festhalten. Eine zu rasch zur Herablassung geneigte Königin habe ich es vernachlässigt, bei denjenigen, welche mich liebten, das blendende Zauberwerk des Königthums zu unterhalten. Ah! Herr von Charny, die Glorie, welche eine Krone um die Stirne der Königinnen zeichnet, überhebt sie der Keuschheit, der Sanftmuth, des Geistes und des Herzens besonders. Man ist Königin, mein Herr, man heischt, wozu dient es, sich lieben zu machen?“

„Ich vermöchte Ihnen nicht zu sagen, Madame,

„Ich mir die Strenge Eurer Majestät thut,“ erwie-
 derte er sehr bewegt. „Ich konnte vergessen, daß
 eine Königin waren, doch lassen Sie mir die
 Ehre wiederfahren, daß ich nie vergessen habe,
 daß Sie die erste der Frauen, welche würdig meiner
 Ehre sind und meiner . . .“

„Sollenden Sie nicht, ich bittle nicht. Ja, ich
 habe gesagt, eine Abwesenheit ist für Sie noth-
 wendig. Es sagt mir etwas, Ihr Name werde am
 Ende dem Allem ausgesprochen werden.“

„Madame, unmöglich!“

„Sie sagen, unmöglich! Ei! denken Sie doch an
 die Ruhe derjenigen, welche seit sechs Monaten mit
 Ruhe, meinem Leben spielten. Sagten Sie
 der Herr Cardinal sei überzeugt, er handle
 ohne eines Irrthums, in den man ihn versenkt?
 Denken Sie, welche solche Ueberzeugungen bewerkstelligen,
 welche solche Irrthümer veranlassen, sind
 genug, Ihnen zu beweisen, Sie seien ein unred-
 licher Unterthan für den König und für mich ein
 treuer Freund. Diejenigen, welche so glücklich
 sind solche erfunden, entdecken sehr leicht die Wahrheit!
 Nehmen Sie keine Zeit, die Gefahr ist ernst; ziehen Sie
 Ihre Güter zurück, fliehen Sie das Aergerniß,
 welches dem Kampfe entspringen muß, den man mir
 angedeutet wird; mein Geschick soll Sie nicht fortreißen,
 meine Ruhbahn soll sich nicht verloren gehen. Ich, die
 Gott sei Dank, die Unschuld und die Stärke habe;
 die ich keine Flecken an meinem Leben habe; ich,
 entschlossen bin, wenn es sein muß, meine Brust
 zu zeigen, um meinen Feinden die Reinheit meines
 Namens zu zeigen; ich werde widerstehen. Für Sie
 ist hier der Ruin, die Verleumdung, der Kerker
 bestimmt. Tragen Sie dieses so hochherzig gebotene
 Opfer fort; nehmen Sie die Versicherung mit
 sich nicht eine von den edelmüthigen Bewegungen
 Salzbund der Königin. IV. 8

Ihrer Seele mir entgangen ist; daß nicht einer Ihrer Zweifel mich verlegt, daß nicht eines Ihrer Leiden mich kalt gelassen hat; reisen Sie und suchen Sie anderswo, was Ihnen die Königin von Frankreich nicht mehr geben kann: den Glauben, die Hoffnung, das Glück. Von jetzt an, bis Paris die Verhaftung des Cardinals weiß, bis das Parlament zusammenberufen ist, bis die Zeugschaften beigebracht sind, rechne ich ungefähr vierzehn Tage. Reisen Sie! Ihr Oheim hat zwei Schiffe in Cherbourg und in Nantes bereit liegen; wählen Sie, aber entfernen Sie sich von mir. Ich bringe Unglück, entfernen Sie sich von mir. Ich hing nur an Einer in dieser Welt, und da es mir entgeht, so fühle ich mich verloren."

Nach diesen Worten stand die Königin auf und rief ihren Charny die Entlassung zu geben, welche die Audienzen endigt.

Er näherte sich ihr eben so ehrfurchtsvoll, aber rascher, und sprach mit bebender Stimme:

"Eure Majestät hat mir so eben meine Pflichten vorgeschrieben. Nicht auf meinen Gütern, nicht außerhalb Frankreich ist die Gefahr, in Versailles ist es, wo man Sie beargwöhnt, in Paris, wo man Sie richtet. Es ist von Gewicht, Madame, daß jeder Verdacht verschwinde, daß jeder Spruch eine Rechtfertigung sei, und da Sie keinen redlicheren Zeugen, keine entschlosseneren Stütze zu haben vermöchten, so bleibe ich. Diejenigen, welche so viele Dinge wissen, Madame, werden sie sagen. Aber wir werden wenigstens das für Leute von Herz unschätzbare Glück haben, unsere Feinde von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Sie möge zittern vor der Majestät einer unschuldigen Königin und vor dem Muth eines Mannes, der besser ist, als sie. Ja, ich bleibe, Madame, und glauben Sie, Eure Majestät hat nicht nöthig, mir länger ihre Gedanken zu verbergen; sie weiß wohl, daß ich nicht fliehe; sie weiß wohl, daß ich nichts fürchte; sie weiß auch woh

sie, um mich nicht mehr zu sehen, nicht nöthig hat,
 in die Verbannung zu schicken. Oh! Madame,
 fern verstehen sich die Herzen, von fern sind die
 athmungen glühender, als von der Nähe. Sie wollen,
 ich reise, um Ihtretwillen, nicht meinetwegen;
 Sie unbesorgt; nahe genug, um Ihnen beizustehen,
 Sie zu vertheidigen, werde ich doch nicht im Stande
 , Sie zu beleidigen oder Ihnen zu schaden. Nicht
 ir, Sie haben mich nicht gesehen, als ich acht Tage
 , hundert Klaster von Ihnen entfernt wohnte, jeden
 er Schritte bewahrte und in Ihrem Leben lebte?
 Wohl! es wird diesmal ebenso sein, denn ich kann
 en Willen nicht vollziehen, ich kann nicht reisen!
 erdies . . . was ist Ihnen daran gelegen? Werden
 an mich denken?"

Sie machte eine Bewegung, welche sie von dem
 jen Manne entfernte, und erwiderte:

„Wie es Ihnen beliebt . . . Doch Sie haben mich
 wissen, Sie sollen sich nie in meinem Worte täuschen,
 bin keine Coquette, Herr von Charny; sagen, was
 denkt, denken, was sie sagt, das ist das Privilegium
 r wahren Königin! ich bin so. Eines Tags, mein
 r, habe ich Sie unter Allen auserwählt. Jrgend
 as zog mein Herz zu Ihnen hin. Es dürstete mich
 einer starken und reinen Freundschaft, ich habe
 dies wohl sehen lassen, nicht wahr? Heute ist es
 t mehr ebenso, ich denke nicht mehr, was ich dachte.
 : Seele ist keine Schwester der meinigen mehr. Ich
 Ihnen ebenso offenherzig: schonen wir einander.“

„Es ist gut, Madame,“ sprach Charny, „nie glaubte
 Sie haben mich erwählt, nie glaubte ich . . . Ah!
 dame, ich widerstehe dem Gedanken nicht, Sie zu
 ieren. Madame, ich bin trunken vor Eifersucht und
 st. Madame, ich werde es nicht ertragen, daß Sie
 Ihr Herz entziehen, es gehört mir, Sie haben
 mir geschenkt, nur mit meinem Leben wird man
 nix nehmen. Seien Sie Weib, seien Sie gut,

mißbrauchen Sie nicht meine Schwäche, denn Sie haben mir so eben meine Zweifel vorgeworfen und schmettern mich in diesem Augenblick mit den Ithriq nieder.“

„Kinderherz, Weiberherz . . . ich soll auf Sie zählen! . . . Was für schöne Vertheidiger sind wir einander! Schwacher! oh! ja, Sie sind es; und ich ach! ich bin nicht stärker, als Sie.“

„Ich würde Sie nicht lieben, wären Sie anders als Sie sind.“

„Wie!“ rief sie mit einem lebhaften, leidenschaftlichen Ausdruck, „diese verfluchte Königin, diese verrene Königin, diese Frau, welche ein Parlament richtet, welche die öffentliche Meinung verurtheilen und ein König, ihr Gatte vielleicht, fortjagen wird, die Frau findet ein Herz, das sie liebt!“

„Einen Diener, der sie verehrt und ihr alles von seinem Herzen im Austausch einer Thräne bietet, sie so eben vergoß.“

„Diese Frau,“ rief die Königin, „ist gesegnet, ist stolz, sie ist die erste der Frauen, sie ist die glücklichste von allen, diese Frau ist zu glücklich, Herr von Charny, ich weiß nicht, wie sich diese Frau beklagen konnte, verzeihen Sie ihr.“

Charny fiel zu den Füßen der Königin und küßte sie in einem religiösen Liebesentzücken.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre geheimen Ganges, und der König blieb zitternd wie vom Blitze getroffen auf der Schwelle stehen.

Er hatte den Mann, den Herr von Provence schuldigte, zu den Füßen der Königin überrascht.

LXXX.

Die Heirathsbitte.

Die Königin und Gharny wechselten einen Blick so voll Angst und Schrecken, daß ihr grausamster Feind in diesem Augenblick Mitleid mit ihnen gehabt hätte.

Gharny erhob sich langsam und verbeugte sich vor dem König mit einer tiefen Ehrfurcht.

Man sah das Herz von Ludwig XVI. heftig unter den Spitzen seines Jabot schlagen.

„Oh!“ sagte er mit dumpfer Stimme, . . . „Herr von Gharny!“

Der Graf antwortete nur durch eine neue Verbeugung.

Die Königin fühlte, daß sie nicht sprechen konnte, und daß sie verloren war.

Der König fuhr mit einer unglaublichen Maßhaltung fort:

„Herr von Gharny, es ist nichts weniger als ehrenvoll für einen Edelmann, auf dem Verbrechen des Diebstahls ertappt zu werden.“

„Diebstahl!“ murmelte Gharny.

„Diebstahl!“ wiederholte die Königin, welche noch an ihren Ohren die furchtbaren Anschuldigungen in Betreff des Halsbands zischen zu hören glaubte und vermuthete, der Graf sollte besleckt werden, wie sie.

„Ja,“ sprach der König, „vor der Frau eines Andern niederknien, ist ein Diebstahl; und wenn diese Frau eine Königin ist, mein Herr, so nennt man dies das Verbrechen der Majestätsbeleidigung; ich werde Ihnen das durch meinen Siegelbewahrer sagen lassen.“

Der Graf wollte sprechen, er wollte seine Unschuld betheuern, doch, ungeduldig in ihrer Großmuth, wollte es die Königin nicht dulden, daß man einer Unwürdigkeit den Mann beschuldigte, den sie liebte; sie kam ihm zu Hülfe und sagte rasch:

„Sire, Sie sind, wie mir scheint, auf einem Wege schlimmer Verdachte und ungünstiger Muthmaßungen; diese Verdachte, diese vorgefaßten Meinungen treffen falsch, das muß ich Ihnen bemerken. Ich sehe, daß die Ehrfurcht die Zunge des Grafen fesselt; doch ich, die ich sein Herz aus dem Grunde kenne, werde ihn nicht anklagen lassen, ohne ihn zu vertheidigen.“

Hier hielt sie inne, erschöpft durch ihre Aufregung, erschrocken über die Lüge, die sie zu finden genöthigt sein sollte, verwirrt endlich, weil sie dieselbe nicht fand.

Doch dieses Zögern, das ihr, dem stolzen Geiste der Königin, selbst verhaßt vorkam, war ganz einfach die Rettung der Frau. In diesen gräßlichen Treffen, wo häufig um die Ehre und das Leben derjenigen, welche man ertappt hat, gespielt wird, genügt eine gewonnene Minute, um zu retten, wie eine verlorene Secunde genügt hatte, um in's Verderben zu stürzen.

Einzig und allein durch den Instinkt hatte die Königin die Gelegenheit des Aufschubs ergriffen; sie hatte den Verdacht des Königs plötzlich im Laufe aufgehalten; sie hatte seinen Geist irre geleitet und den des Grafen befestigt. Diese entscheidenden Minuten haben rasche Flügel, auf denen die Ueberzeugung eines Eifersüchtigen so fern weggetragen wird, daß sie sich beinahe nie wieder einfundet, wenn sie nicht der Schuttdämon der Liebesneidischen auf den seinigen zurückträgt.

„Werden Sie mir zufällig sagen,“ erwiderte Ludwig XVI., der von der Rolle des Königs in die Rolle des beängstigten Gatten fiel, „werden Sie mir sagen, ich habe Herrn von Charny nicht vor Ihnen knieen sehen, Madame? Um aber niederzuknieen, ohne aufgehoben zu werden, muß . . .“

„Muß, mein Herr!“ sprach die Königin mit strengem Tone, „muß ein Unterthan der Königin von Frankreich eine Gnade von dieser zu erbitten haben . . . Das ist, glaube ich, ein Fall, der ziemlich häufig bei Hofe vorkommt.“

„Eine Gnade von Ihnen erbitten!“ rief der König.

„Und zwar eine Gnade, die ich nicht bewilligen konnte,“ fuhr die Königin fort, „sonst wäre Herr von Charny nicht so dringlich gewesen, das schwöre ich Ihnen, und ich hätte ihn sehr rasch mit der Freude aufgehoben, nach seinen Wünschen einem Edelmann zu willfahren, den ich ganz besonders hoch schätze.“

Charny athmete. Das Auge des Königs war unentschieden geworden; seine Stirne entwaffnete sich allmählig von der ungewöhnlichen Drohung, welche diese Ueberraschung zu ihr aufsteigen gemacht hatte.

Mittlerweile suchte Marie Antoinette, suchte sie mit der Wuth, zu einer Lüge genöthigt zu sein, mit dem Schmerz, nichts Wahrscheinliches zu finden.

Indem sie sich unfähig bekannt, dem Grafen die Gnade zu bewilligen, um die er nachsuchte, hatte sie die Neugierde des Königs in Fesseln zu schlagen geglaubt, sie hatte geglaubt, das Verhör würde hiebei stehen bleiben. Sie täuschte sich: jede andere Frau wäre, weniger Starrheit an den Tag legend, geschickter gewesen, aber für sie war es eine gräßliche Marter, vor dem Mann, den sie liebte, zu lügen. Sich unter dem elenden und falschen Lichte des Komödienbetrugs zeigen hieß alle diese Falschheiten, alle diese Ränke, alle diese Manoeuvres der Intrigue des Parks durch eine ihrer Schändlichkeit entsprechende Entwicklung schließen; es hieß beinahe sich strafbar zeigen; es war schlimmer, als der Tod.

Sie zögerte noch; sie würde ihr Leben gegeben haben, hätte Charny die Lüge gefunden; doch er, der redliche Edelmann, konnte es nicht, er dachte nicht einmal daran. Er befürchtete in seinem Zartgefühl zu sehr, nur zur Vertheidigung der Königin geneigt zu erscheinen.

Was wir hier in vielen Zeilen, in zu vielen Zeilen vielleicht, obgleich die Lage furchtbar ist, schreiben, eine

Halbe Minute genügte für die drei Personen dieser Scene, um es zu fühlen und auszudrücken.

Marie Antoinette wartete, an den Lippen des Königs hängend, auf die Frage, welche endlich vortrat.

„Sprechen Sie, Madame, sagen Sie, welche Gnade es ist, die, von Herrn von Charny vergebens nachgesucht, diesen dazu gebracht hat, daß er vor Ihnen niederkniete.“

Und als wollte er die Härte dieser argwöhnischen Frage mildern, fügte der König bei:

„Ich bin vielleicht glücklicher, als Sie, Madame, und Herr von Charny wird nicht nöthig haben, vor mir niederzuknieen.“

„Sire, ich habe Ihnen schon gesagt, Herr von Charny verlange eine unmögliche Sache.“

„Nennen Sie mir dieselbe wenigstens.“

„Was kann man auf den Knien erbitten?“ sagte die Königin zu sich selbst, . . . „was kann man von mir erfliehen, was zu bewilligen unmöglich ist? . . . oh! mein Gott!“

„Ich warte,“ sprach der König.

„Sire, die Bitte von Herrn von Charny ist ein Familiengeheimniß.“

„Es gibt keine Geheimnisse für mich, für den König, für ihn, der Herr seines Reiches, der Familienvater und interessirt ist bei der Ehre, bei der Sicherheit aller seiner Unterthanen, die seine Kinder sind, selbst,“ fügte Ludwig mit einer furchtbaren Würde bei, „selbst wenn diese entarteten Kinder die Ehre und die Sicherheit ihres Vaters antasten.“

Die Königin sprang unter dieser dräuenden Gesfahr auf.

„Herr von Charny,“ rief sie, den Geist verflört, die Hand zitternd, „Herr von Charny wollte von mir verlangen . . .“

„Was denn, Madame?“

„Eine Erlaubniß, um zu heirathen.“

„Wahrhaftig!“ rief der König, zuerst beruhigt;

ber sogleich wieder in seine eifersüchtige Bangig-
rückstrebend, sagte er, ohne zu bemerken, wie
e arme Frau litt, daß sie diese Worte gesprochen,
:ich Charny durch das Leiden der Königin war:
nun! in wiefern ist es denn unmöglich, daß Herr
jarny heirathet? Ist er nicht von gutem Adel?
: nicht ein schönes Vermögen? Ist er nicht
und schön? Wahrhaftig, um ihm nicht Zutritt
er Familie zu geben, um ihn auszuschlagen,
nan Frau ist, muß man Prinzessin von Geblüt
erheirathet sein; ich sehe nur diese zwei Gründe,
eine Unmöglichkeit denkbar machen. Sagen Sie
so den Namen der Frau, Madame, welche Herr
jarny gern heirathen möchte, und ist sie weder
einen, noch in dem andern Fall, so stehe ich
daß ich die Schwierigkeit heben werde . . . um
zu gefallen.“

ingezogen durch die immer mehr wachsende Ges-
fortgeriffen durch die Folge ihrer ersten Lüge,
die Königin mit Kraft:

Nein, mein Herr, nein, es gibt Schwierigkeiten,
ie nicht besiegen können. Die, welche uns in
ich nimmt, ist von dieser Art . . .“

Ein Grund mehr, daß ich erfahre, was dem König
lich ist,“ unterbrach sie Ludwig XVI. mit dumpfem

harny schaute die Königin an; sie schien dem
n nahe. Er hätte einen Schritt gegen sie ge-
der König hielt ihn durch seine Unbeweglichkeit
. . . Mit welchem Rechte hätte er, der nichts
ese Frau war, seine Hand und seinen Beistand
gen angeboten, die ihr König und ihr Gatte

Welches ist die Macht, gegen die der König keine
umkeit hat?“ fragte sie sich. „Mein Gott! noch
bdee, diese Hülfe!“

ldiglich durchzuckte ein Schimmer ihren Geist.

„Ah! Gott selbst schickt mir diese Hülfe,“ murmelte sie. „Diejenigen, welche Gott gehören, können ihm nicht genommen werden, nicht einmal durch den König.“

Dann erhob sie das Haupt und sprach zu Ludwig XVI.:

„Sire, diejenige, welche Herr von Charny gern heirathen möchte, ist in einem Kloster.“

„Ah!“ rief der König. „das ist ein Grund; es ist in der That schwierig, Gott sein Gut zu nehmen, um es den Menschen zu geben. Aber es ist seltsam, daß Herr von Charny so schnell diese Liebe gefaßt hat: nie hat Jemand mit mir davon gesprochen, nicht einmal sein Oheim, der Alles von mir erlangen kann. Wer ist die Frau, die Sie lieben, Herr von Charny, sagen Sie es mir, ich bitte Sie.“

Die Königin fühlte einen stechenden Schmerz. Sie sollte einen Namen aus dem Munde von Olivier kommen hören, sie sollte die Qual dieser Liebe erdulden, und wer weiß, ob nicht Charny einen einst geliebten Namen, eine noch blutende Erinnerung an die Vergangenheit, oder einen Namen, der der Reim einer Liebe, eine unbestimmte Hoffnung auf die Zukunft, zu nennen im Begriff war. Um diesen furchtbaren Schlag nicht zu empfangen, kam Marie Antoinette zuvor und rief plötzlich:

„Sire, Sie kennen diejenige, welche Herr von Charny zu heirathen verlangt, es ist . . . es ist Fräulein André von Laverney.“

Charny gab einen Schrei von sich und verbarg sein Gesicht in seinen beiden Händen.

Die Königin drückte ihre Hand an ihr Herz und wäre beinahe ohnmächtig in ihren Lehnstuhl gefallen.

„Fräulein von Laverney,“ wiederholte der König. „Fräulein von Laverney, die sich nach Saint-Denis zurückgezogen hat?“

„Ja, Sire,“ antwortete die Königin mit schwachem Tone.

„Sie hat aber noch nicht das Gelübde abgelegt, so viel ich weiß?“

„Doch sie muß es thun.“

„Wir werden dabei eine Bedingung stellen,“ sagte der König. „Warum sollte sie übrigens das Gelübde ablegen?“ - fügte er mit einem letzten Sauerteig von Mißtrauen bei.

„Sie ist arm . . . Sie haben nur ihren Vater bereichert,“ sprach Marie Antoinette mit hartem Tone.

„Das ist ein Unrecht, das ich wieder gut machen werde. Herr von Charny liebt sie . . .“

Die Königin bebte und warf Charny einen gierigen Blick zu, als wollte sie ihn anflehen, daß er leugne.

Charny schaute Marie Antoinette starr an und antwortete nicht.

„Wohl!“ sagte der König, der dieses Stillschweigen für eine ehrfurchtsvolle Beistimmung nahm, „und ohne Zweifel liebt Fräulein von Laverney Herrn von Charny? Ich werde Fräulein von Laverney aussteuern; ich gebe ihr die fünfmal hundert tausend Livres, die ich eines Tags, für Sie, Herrn von Calonne abschlagen mußte. Danken Sie der Königin, Herr von Charny, daß sie die Güte gehabt hat, mir diese Sache zu erzählen und so das Glück Ihres Lebens zu sichern.“

Charny machte einen Schritt vorwärts und verbogte sich wie eine bleiche Bildsäule, der Gott durch ein Wunder einen Augenblick das Leben gegeben hätte.

„Oh! das ist wohl der Mühe werth, daß Sie noch einmal niederknien,“ sagte der König mit jener leichten Nuance von plattem Spott, der zu oft bei ihm den traditionellen Adel seiner Ahnen verminderte.

Die Königin bebte und reichte mit einer freiwilligen Bewegung dem jungen Mann ihre beiden Hände. Er kniete vor ihr nieder und drückte auf diese schönen eiskalten Hände einen Kuß, in dem er seine Seele anschauen zu dürfen Gott anflehte.

„Auf!“ sprach der König, „überlassen wir nun der

Königin die Sorge für Ihre Angelegenheiten, kommen Sie, mein Herr, kommen Sie."

Und er ging sehr rasch voran, so daß sich Charny auf der Schwelle umbrehen und den unaussprechlichen Schmerz dieses ewigen Abschieds sehen konnte, den ihm die Augen der Königin zusandten.

Die Thüre schloß sich wieder zwischen ihnen, eine fortan unübersteigliche Schranke für unschuldige Liebe.

LXXXI.

Saint - Denis.

Die Königin war allein und in Verzweiflung. So viele Schläge trafen sie zugleich, daß sie nicht mehr wußte, von welcher Seite der heftigste Schmerz kam.

Nachdem sie eine Stunde in diesem Zustand des Zweifels und der Niedergeschlagenheit geblieben war, sagte sie sich, es sei Zeit, einen Ausgang zu suchen. Die Gefahr wuchs. Stolz auf einen über den Anschein davon getragenen Sieg, würde sich der König beeilen, das Gerücht zu verbreiten. Es könnte geschehen, daß dieses Gerücht auswärtig so aufgenommen würde, daß der ganze Vortheil des begangenen Betrugs verloren wäre.

Dieser Betrug, ach! wie sehr machte sich ihn die Königin zum Vorwurf; wie gern hätte sie das entflozene Wort wieder zurückgenommen, wie gern hätte sie, selbst Andrée, das chimärische Glück entzogen, das diese vielleicht ausschlagen würde.

Hier erhob sich in der That eine andere Schwierigkeit. Der Name Andrée hatte Alles vor dem König gerettet. Aber wer konnte für diesen launenhaften, unabhängigen, eigenwilligen Geist stehen, den man

Fräulein von Laverney nannte? wer konnte darauf zählen, daß diese stolze Person ihre Freiheit, ihre Zukunft zu Gunsten einer Königin entäußern würde, die sie wenige Tage zuvor als Feindin verlassen hatte?

Was würde dann geschehen? weigerte sich Andrée, und dies war wahrscheinlich, so stürzte das ganze Lüzengerüste ein. Die Königin würde eine Intrigantin von mittelmäßigem Geiste, Charny ein flacher Cicisbeo, und in eine Anklage verwandelt, nahm die Verleumdung die Verhältnisse eines unzweifelhaften Ehebruchs an.

Marie Antoinette fühlte, wie ihr Verstand bei diesen Betrachtungen sich verwirrte; sie hätte beinahe ihrer Möglichkeit nachgegeben; sie senkte ihren brennenden Kopf in ihre Hände und wartete.

Wem sich anvertrauen? Wer war denn die Freundin der Königin? Frau von Lamballe? Oh! die reine Vernunft, die kalte, unbeugsame Vernunft! Warum diese ungräfliche Einbildungskraft versuchen, welche über alles die Hofdamen nicht würden verstehen wollen? knechtische Schmeichlerinnen der Wohlfahrt, zitternd bei dem Hauche der Ungnade, vielleicht geneigt, eine Lektion ihrer Königin zu geben, während sie eines Beistands bedürfen würde.

Es blieb nur Fräulein von Laverney selbst. Das war ein Diamantherz, dessen Beschlüsse das Glas zerschneiden konnten, dessen unbesiegbare Festigkeit, dessen tiefe Reinheit aber allein mit den großen Schmerzen innerer Königin sympathisiren konnten.

Marie Antoinette würde also Andrée auffuchen. Sie würde derselben ihr Unglück auseinandersetzen und sie ansehen, sie möge sich aufopfern. Ohne Zweifel würde sich Andrée weigern, denn sie gehörte nicht zu jenigen, welche sich Unterwürfigkeit einflößen lassen; doch allmählig durch ihre Bitten besänftigt, würde sie nachgeben. Wer weiß übrigens, ob man nicht einen Aufschub bewirken könnte? ob der König nicht, beschwichtigt durch die scheinbare Einwilligung der beiden

Verlobten, am Ende vergäße? Eine Reise würde dann Alles in's Reine bringen. Charny, Andrée, indem sie sich auf einige Zeit entfernten, bis die Hyder der Verleumdung keinen Hunger mehr hätte, könnten sagen lassen, sie haben sich gütlich ihr Wort zurückgegeben, und Niemand würde errathen, daß dieses Heirathsproject ein Spiel gewesen.

So wäre die Freiheit von Fräulein von Laverney nicht gefährdet worden; die von Charny würde keine größere Entäußerung erleiden. Es gäbe für die Königin nicht mehr den gräßlichen Gewissensbiß, zwei Existenzen der Selbstsucht ihrer Ehre geopfert zu haben, und doch wäre diese Ehre, in der die ihres Gemahls, die ihrer Kinder mit eingeschlossen, nicht angegriffen: sie würde sie unbesleckt an die zukünftige Königin von Frankreich übertragen.

Dies waren ihre Betrachtungen.

So glaubte sie Alles zum Voraus ausgeglichen zu haben, Wohlstand und Privatinteressen. Man mußte wohl mit dieser Festigkeit der Logik in Gegenwart einer so furchtbaren Gefahr schließen. Man mußte sich wohl mit allen Beweisstücken gegen eine Gegnerin bewaffnen, welche so schwer zu bekämpfen, wie Fräulein von Laverney, wenn sie auf ihren Stolz und nicht auf ihr Herz hörte.

Als sie vorbereitet war, entschloß sie sich, auszugehen. Wie oft hätte sie gern Charny ermahnt, keinen falschen Schritt zu machen, aber sie wurde davon durch die Idee abgehalten, es belauern sie ohne Zweifel Spione; Alles werde auf ihrer Seite in einem solchen Augenblick schlecht ausgelegt; und sie hatte den geraden Sinn, die Ergebenheit und Entschlossenheit von Charny genugsam erprobt, um überzeugt zu sein, er würde Alles gutheißen, was sie zu thun für geeignet erachtete.

Es wurde drei Uhr; das Mittagmahl in großer Ceremonie, die Vorstellungen, die Besuche; die Königin empfing alle Welt mit einem heitern Gesicht und einer

Freundlichkeit, die ihrem wohlbekannten Stolze nichts nahm. Sie war sogar bemüht, gegen diejenigen, welche sie als ihre Feinde betrachtete, eine Festigkeit zu zeigen, die gewöhnlich den Schuldigen wenig anseht.

Nie war der Andrang so groß bei Hofe gewesen; sie hatte die Neugierde so tief in den Zügen einer Königin in Gefahr gewühlt. Marie Antoinette bot Allem Trotz, schmetterte ihre Feinde nieder, berauschte ihre Freunde, verwandelte die Gleichgültigen in Eifrige, die Eifrigen in Enthusiasten, und erschien so schön und so groß, daß der König hierüber öffentlich seine Glückwünsche gegen sie aussprach.

Dann, als Alles wohl beendigt war, legte sie ihr erobertes Lächeln nieder und kehrte zu ihren Erinnerungen, das heißt zu ihrem Schmerz, allein, ganz allein in der Welt, zurück; sie wechselte ihre Toilette, nahm einen grauen Hut mit blauen Bändern und Blumen, in Kleid von mauergrauer Seide, stieg in ihren Wagen und ließ sich, ohne Leibwachen, nur mit einer einzigen Dame, nach Saint-Denis führen.

Es war die Stunde, wo die Nonnen, in ihre Zellen zurückgekehrt, vom bescheidenen Geräusch des löstlichen Speisesaals zum Stillschweigen der Meditationen übergingen, denen sie sich vor dem Abendgebet hingaben.

Die Königin ließ Fräulein Andrée von Laverney's Sprachzimmer rufen.

Knieend, in ihr Nachtgewand von weißer Wolle umhüllt, betrachtete Andrée aus ihren Fenstern den Mond, der hinter den großen Linden aufging, und in dieser Poesie der beginnenden Nacht fand sie das Thema zu allen den inbrünstigen, leidenschaftlichen Gebeten, die sie zu Erleichterung ihrer Seele an Gott sandte.

Sie trank mit langen Zügen den unabhefllichen Schmerz der freiwilligen Abwesenheit. Diese Marter ist nur, starken Seelen bekannt; sie ist zugleich eine

Dual und ein Vergnügen. Sie gleicht, was das E betrifft, allen gewöhnlichen Schmerzen. Sie läuft eine Wollust aus, welche nur diejenigen fühlen können die das Glück dem Stolz zu opfern wissen.

Andrée hatte aus freien Stücken den Hof verlassen, aus freien Stücken hatte sie mit Allem gebrochen, ihre Liebe unterhalten konnte. Stolz wie Cleop hatte sie nicht einmal die Idee ertragen können, von Charny habe an eine andere Frau gedacht, wäre diese Frau die Königin selbst.

Kein Beweis für sie von dieser für eine unglühenden Liebe. Sicherlich hätte die eifersüchtige Andrée aus diesem Beweise die ganze Ueberzeugung gezogen, die ein Herz bluten machen kann. Hatte aber nicht Herr Charny gleichgültig an ihr vorüber gehen sehen? Hatte sie nicht die Königin im Verborgenen gesehen, sie nehme für sich, ohne Zweifel unschuldig Schuldigungen und die Bevorzugung von Charny?

Wozu sollte es fortan nützen, in Versailles zu bleiben? Um Complimente zu erbetteln? um die Gabe des Lächelns zu machen? um von Zeit zu Zeit einem angebotenen Arm, mit einer berührten Hand gespeist zu werden? wenn die Königin auf der Menade ihr die Artigkeiten von Charny leihen würde, weil die Königin in diesem Augenblick nicht im Stande war, sie für sich zu behalten?

Nein, keine feige Schwäche, kein Vergleich diese stolze Seele. Das Leben mit der Liebe und Bevorzugung, das Kloster mit der Liebe und dem wundeten Stolz.

„Nie! nie!“ wiederholte sich die stolze Andrée „derjenige, welchen ich im Schatten liebe, ist für mich nur eine Wolke, ein Portrait, eine Erinnerung; er verletzt mich nie, er lächelt immer mir zu, er lächelt nur mir zu.“

Darum hatte sie so viele Nächte in Schmerz aber frei zugebracht; darum zog Andrée, glücklich

enn sie sich schwach fand, zu verfluchen, wenn
 altirte, die freiwillige Abwesenheit, welche
 nversehrtheit ihrer Liebe und ihrer Würde
 Fähigkeit vor, einen Mann wiederzuziehen,
 ste, weil sie gezwungen war, ihn zu lieben.
 überdies, diese stummen Beschauungen der
 ie, diese göttlichen Entzückungen des einsamen
 das war viel mehr das Leben für die unabhän-
 ée, als die leuchtenden Feste in Versailles
 othwendigkeit, sich vor Nebenbuhlerinnen zu
 und die Furcht, das in ihrem Herzen einge-
 Geheimniß an das Tageslicht entschlüpfen zu

Abend des St. Ludwigs-Fiertages suchte also
 in Andrée in Saint-Denis auf, und sie fand
 ristisch.

meldete wirklich Andrée, die Königin seit
 angekommen, das Kapitel empfangen sie im
 prachzimmer, und Ihre Majestät habe nach
 Complimente gefragt, ob man Fräulein von
 sprechen könnte.

seltsame Erscheinung! es bedurfte nicht mehr
 se, ein durch die Liebe erweichtes Herz, daß
 Wohlgeruch entgegensprang, der von Versailles
 m . . . einem Wohlgeruch, den sie am Tage
 rflucht, einem Wohlgeruch, der in demselben
 thbarer wurde, in dem er sich mehr entfernte,
 ie Alles, was sich verdunstet, wie Alles, was
 ist, kostbar wie die Liebe.

„Königin!“ murmelte Andrée, „die Königin
 -Denis! Die Königin, die mich ruft!“

schwinde, beeilen Sie sich,“ erwiderte man ihr.
 beehrte sich in der That, sie warf auf ihre
 die lange Mante der Nonnen, befestigte um
 iten Rock den wollenen Gürtel, und folgte,
 en Blick in ihren kleinen Spiegel zu thun,
 merin, welche sie geholt hatte.

Abband der Königin. IV.

„Ah! Gott selbst schickt mir diese Hülfe,“ murmelte sie. „Diejenigen, welche Gott gehören, können ihm nicht genommen werden, nicht einmal durch den König.“

Dann erhob sie das Haupt und sprach zu Ludwig XVI.:

„Sire, diejenige, welche Herr von Charny gern heirathen möchte, ist in einem Kloster.“

„Ah!“ rief der König. „das ist ein Grund; es ist in der That schwierig, Gott sein Gut zu nehmen, um es den Menschen zu geben. Aber es ist seltsam, daß Herr von Charny so schnell diese Liebe gefaßt hat: nie hat Jemand mit mir davon gesprochen, nicht einmal sein Oheim, der Alles von mir erlangen kann. Wer ist die Frau, die Sie lieben, Herr von Charny, sagen Sie es mir, ich bitte Sie.“

Die Königin fühlte einen stechenden Schmerz. Sie sollte einen Namen aus dem Munde von Olivier kommen hören, sie sollte die Qual dieser Liebe erdulden, und wer weiß, ob nicht Charny einen einst geliebten Namen, eine noch blutende Erinnerung an die Vergangenheit, oder einen Namen, der der Keim einer Liebe, eine unbestimmte Hoffnung auf die Zukunft, zu nennen im Begriff war. Um diesen furchtbaren Schlag nicht zu empfangen, kam Marie Antoinette zuvor und rief plötzlich:

„Sire, Sie kennen diejenige, welche Herr von Charny zu heirathen verlangt, es ist . . . es ist Fräulein André von Taverny.“

Charny gab einen Schrei von sich und verbarg sein Gesicht in seinen beiden Händen.

Die Königin drückte ihre Hand an ihr Herz und wäre beinahe ohnmächtig in ihren Lehnstuhl gefallen.

„Fräulein von Taverny,“ wiederholte der König. „Fräulein von Taverny, die sich nach Saint-Denis zurückgezogen hat?“

„Ja, Sire,“ antwortete die Königin mit schwachem Tone.

„Sie hat aber noch nicht das Gelübde abgelegt, so viel ich weiß?“

„Doch sie muß es thun.“

„Wir werden dabei eine Bedingung stellen,“ sagte der König. „Warum sollte sie übrigens das Gelübde ablegen?“ fügte er mit einem letzten Sauerteig von Mißtrauen bei.

„Sie ist arm . . . Sie haben nur ihren Vater bereichert,“ sprach Marie Antoinette mit hartem Tone.

„Das ist ein Unrecht, das ich wieder gut machen werde. Herr von Charny liebt sie . . .“

Die Königin bebte und warf Charny einen gierigen Blick zu, als wollte sie ihn anflehen, daß er leugne.

Charny schaute Marie Antoinette starr an und antwortete nicht.

„Wohl!“ sagte der König, der dieses Stillschweigen für eine ehrfurchtsvolle Beistimmung nahm, „und ohne Zweifel liebt Fräulein von Laverney Herrn von Charny? Ich werde Fräulein von Laverney aussteuern; ich gebe ihr die fünfmal hundert tausend Livres, die ich eines Tags, für Sie, Herrn von Calonne abschlagen mußte. Danken Sie der Königin, Herr von Charny, daß sie die Güte gehabt hat, mir diese Sache zu erzählen und so das Glück Ihres Lebens zu sichern.“

Charny machte einen Schritt vorwärts und verbogte sich wie eine bleiche Bildsäule, der Gott durch ein Wunder einen Augenblick das Leben gegeben hätte.

„Oh! das ist wohl der Mühe werth, daß Sie noch einmal niederknien,“ sagte der König mit jener leichten Nuance von plattem Spott, der zu oft bei ihm den traditionellen Adel seiner Ahnen verminderte.

Die Königin bebte und reichte mit einer freiwilligen Bewegung dem jungen Mann ihre beiden Hände. Er kniete vor ihr nieder und drückte auf diese schönen eiskalten Hände einen Kuß, in dem er seine Seele anschauen zu dürfen Gott anflehte.

„Auf!“ sprach der König, „überlassen wir nun der

Königin die Sorge für Ihre Angelegenheiten, kommen Sie, mein Herr, kommen Sie.“

Und er ging sehr rasch voran, so daß sich Charny auf der Schwelle umbrehen und den unaussprechlichen Schmerz dieses ewigen Abschieds sehen konnte, den ihm die Augen der Königin zusandten.

Die Thüre schloß sich wieder zwischen ihnen, eine fortan unübersteigliche Schranke für unschuldige Liebe.

LXXXI.

Saint - Denis.

Die Königin war allein und in Verzweiflung. So viele Schläge trafen sie zugleich, daß sie nicht mehr wußte, von welcher Seite der heftigste Schmerz kam.

Nachdem sie eine Stunde in diesem Zustand des Zweifels und der Niedergeschlagenheit geblieben war, sagte sie sich, es sei Zeit, einen Ausgang zu suchen. Die Gefahr wuchs. Stolz auf einen über den Anschein davon getragenen Sieg, würde sich der König beeilen, das Gerücht zu verbreiten. Es könnte geschehen, daß dieses Gerücht auswärts so aufgenommen würde, daß der ganze Vortheil des begangenen Betrugs verloren wäre.

Dieser Betrug, ach! wie sehr machte sich ihn die Königin zum Vorwurf; wie gern hätte sie das entflozene Wort wieder zurückgenommen, wie gern hätte sie, selbst Andrée, das chimärische Glück entzogen, das diese vielleicht ausschlagen würde.

Hier erhob sich in der That eine andere Schwierigkeit. Der Name Andrée hatte Alles vor dem König gerettet. Aber wer konnte für diesen launenhaften, unabhängigen, eigenwilligen Geist stehen, den man

Fräulein von Taverney nannte? wer konnte darauf zählen, daß diese stolze Person ihre Freiheit, ihre Zukunft zu Gunsten einer Königin entäußern würde, da sie wenige Tage zuvor als Feindin verlassen hatte?

Was würde dann geschehen? weigerte sich Andrée, und dies war wahrscheinlich, so stürzte das ganze Lüzernergerüste ein. Die Königin würde eine Intrigantin von mittelmäßigem Geiste, Charny ein flacher Cicisbeo, und in eine Anklage verwandelt, nahm die Verleumdung die Verhältnisse eines unzweifelhaften Ehebruchs an.

Marie Antoinette fühlte, wie ihr Verstand bei diesen Betrachtungen sich verwirrte; sie hätte beinahe ihrer Tögllichkeit nachgegeben; sie senkte ihren brennenden Kopf in ihre Hände und wartete.

Wem sich anvertrauen? Wer war denn die Freundin der Königin? Frau von Lamballe? Oh! die reine Vernunft, die kalte, unbeugsame Vernunft! Warum diese ungränzliche Einbildungskraft versuchen, welche über alles die Hofdamen nicht würden verstehen wollen? knechtische Schmeichlerinnen der Wohlfahrt, zitternd bei dem Anblicke der Ungnade, vielleicht geneigt, eine Lektion ihrer Königin zu geben, während sie eines Beistands bedürfen würde.

Es blieb nur Fräulein von Taverney selbst. Das war ein Diamantherz, dessen Beschlüsse das Glas zerbrechen konnten, dessen unbestegbare Festigkeit, dessen edle Reinheit aber allein mit den großen Schmerzen der Königin sympathisiren konnten.

Marie Antoinette würde also Andrée auffuchen. Sie würde derselben ihr Unglück auseinandersetzen und sie anflehen, sie möge sich opfern. Ohne Zweifel würde sich Andrée weigern, denn sie gehörte nicht zu denjenigen, welche sich Unterwürfigkeit einflößen lassen; doch allmählig durch ihre Bitten besänftigt, würde sie nachgeben. Wer weiß übrigens, ob man nicht einen Ausschub bewirken könnte? ob der König nicht, beschwichtigt durch die scheinbare Einwilligung der beiden

Verlobten, am Ende vergäße? Eine Reise würde dann Alles in's Reine bringen. Charny, Andrée, indem sie sich auf einige Zeit entfernten, bis die Hyder der Verleumdung keinen Hunger mehr hätte, könnten sagen lassen sie haben sich gütlich ihr Wort zurückgegeben, und Niemand würde errathen, daß dieses Heirathsproject ein Spiel gewesen.

So wäre die Freiheit von Fräulein von Taverney nicht gefährdet worden; die von Charny würde keine größere Entäußerung erleiden. Es gäbe für die Königin nicht mehr den gräßlichen Gewissensbiß, zwei Existenzen der Selbstsucht ihrer Ehre geopfert zu haben, und doch wäre diese Ehre, in der die ihres Gemahls, die ihrer Kinder mit eingeschlossen, nicht angegriffen: sie würde sie unbesiegt an die zukünftige Königin von Frankreich übertragen.

Dies waren ihre Betrachtungen.

So glaubte sie Alles zum Voraus ausgeglichen zu haben, Wohlstand und Privatinteressen. Man mußte wohl mit dieser Festigkeit der Logik in Gegenwart einer so furchtbaren Gefahr schließen. Man mußte sich wohl mit allen Beweisstücken gegen eine Gegnerin bewaffnen, welche so schwer zu bekämpfen, wie Fräulein von Taverney, wenn sie auf ihren Stolz und nicht auf ihr Herz hörte.

Als sie vorbereitet war, entschloß sie sich, auszugehen. Wie oft hätte sie gern Charny ermahnt, keinen falschen Schritt zu machen, aber sie wurde davon durch die Idee abgehalten, es belauern sie ohne Zweifel Spione; Alles werde auf ihrer Seite in einem solchen Augenblick schlecht ausgelegt; und sie hatte den geraden Sinn, die Ergebenheit und Entschlossenheit von Charny genugsam erprobt, um überzeugt zu sein, er würde Alles gutheißen, was sie zu thun für geeignet erachtete.

Es wurde drei Uhr; das Mittagmahl in großer Ceremonie, die Vorstellungen, die Besuche; die Königin empfing alle Welt mit einem heitern Gesicht und einer

Freundlichkeit, die ihrem wohlbekannten Stolze nichts benahm. Sie war sogar bemüht, gegen diejenigen, welche sie als ihre Feinde betrachtete, eine Festigkeit zu zeigen, die gewöhnlich den Schuldigen wenig anseht.

Nie war der Andrang so groß bei Hofe gewesen; nie hatte die Neugierde so tief in den Zügen einer Königin in Gefahr gewühlt. Marie Antoinette bot Allem Troß, schmetterte ihre Feinde nieder, berauschte ihre Freunde, verwandelte die Gleichgültigen in Eifrige, die Eifrigen in Enthusiasten, und erschien so schön und so groß, daß der König hierüber öffentlich seine Glückwünsche gegen sie aussprach.

Dann, als Alles wohl beendigt war, legte sie ihr befohlenes Lächeln nieder und kehrte zu ihren Erinnerungen, das heißt zu ihrem Schmerz, allein, ganz allein in der Welt, zurück; sie wechselte ihre Toilette, nahm einen grauen Hut mit blauen Bändern und Blumen, ein Kleid von mauergrauer Seide, stieg in ihren Wagen und ließ sich, ohne Leibwachen, nur mit einer einzigen Dame, nach Saint-Denis führen.

Es war die Stunde, wo die Nonnen, in ihre Zellen zurückgekehrt, vom bescheidenen Geräusch des klösterlichen Speisesaals zum Stillschweigen der Meditationen übergingen, denen sie sich vor dem Abendgebet hingaben.

Die Königin ließ Fräulein Andrée von Laverney in's Sprachzimmer rufen.

Knieend, in ihr Nachtgewand von weißer Wolle gehüllt, betrachtete Andrée aus ihren Fenstern den Mond, der hinter den großen Linden aufging, und in dieser Poese der beginnenden Nacht fand sie das Thema zu allen den inbrünstigen, leidenschaftlichen Gebeten, die sie zu Erleichterung ihrer Seele an Gott sandte.

Sie trank mit langen Zügen den unabhefllichen Schmerz der freiwilligen Abwesenheit. Diese Marter ist nur, starken Seelen bekannt; sie ist zugleich eine

zinnen, wenn sie sich schwach fand, zu verfluchen, wenn sie sich exaltirte, die freiwillige Abwesenheit, welche die Unversehrtheit ihrer Liebe und ihrer Würde, der Fähigkeit vor, einen Mann wiederzuziehen, und sie haßte, weil sie gezwungen war, ihn zu lieben.

Und überdies, diese stummen Beschauungen der inneren Liebe, diese göttlichen Entzückungen des einsamen Raumes, das war viel mehr das Leben für die unabhängige Andrée, als die leuchtenden Feste in Versailles und die Nothwendigkeit, sich vor Nebenbuhlerinnen zu hüten, und die Furcht, das in ihrem Herzen eingekerkerte Geheimniß an das Tageslicht entschlüpfen zu lassen.

Am Abend des St. Ludwigs-Feiertages suchte also die Königin Andrée in Saint-Denis auf, und sie fand sie träumerisch.

Man meldete wirklich Andrée, die Königin sei eben angekommen, das Kapitel empfange sie im großen Sprachzimmer, und Ihre Majestät habe nach dem ersten Complimente gefragt, ob man Fräulein von Laverney sprechen könnte.

Eine seltsame Erscheinung! es bedurfte nicht mehr für Andrée, ein durch die Liebe erweichtes Herz, daß sie diesem Wohlgeruch entgegensprang, der von Versailles zu ihr kam . . . einem Wohlgeruch, den sie am Tage vorher verflucht, einem Wohlgeruch, der in demselben Rauche kostbarer wurde, in dem er sich mehr entfernte, kostbar wie Alles, was sich verdunstet, wie Alles, was sich vergift, kostbar wie die Liebe.

„Die Königin!“ murmelte Andrée, „die Königin in Saint-Denis! Die Königin, die mich ruft!“

„Geschwinde, beeilen Sie sich,“ erwiederte man ihr.

Sie beeilte sich in der That, sie warf auf ihre Schultern die lange Mante der Nonnen, befestigte um ihren weiten Rock den wollenen Gürtel, und folgte, ohne einen Blick in ihren kleinen Spiegel zu thun, der Pförtnerin, welche sie geholt hatte.

Doch kaum hatte sie hundert Schritte gemacht, als sie sich gebemüht fühlte, daß sie so viel Freude empfunden.

„Warum,“ sagte sie, „warum hat mein Herz gebebt? In welcher Hinsicht berührt es André von Laverney, daß die Königin von Frankreich das Kloster Saint-Denis besucht? Ist es Stolz, was ich empfinde? Die Königin ist nicht mein Vorgesetzter hier. Ist es Mitleid? Ich liebe die Königin nicht mehr.“

„Nahe, schlimme Kunde, die weder Gott noch der Welt gehört; sei wenigstens bemüht, dir selbst zu gehören.“

Königin blieb allein mit Andrée, deren Herz
ig schlug, daß man es ohne das langsamere
der Unruhe einer alten Uhr hätte hören

LXXXII.

Ein todtes Herz.

Königin begann das Gespräch, das war in

! mein Fräulein, wissen Sie, daß Sie als
nen seltsamen Eindruck auf mich machen."

rée antwortete nicht.

ie alte Gefährtin," fuhr die Königin fort,
ir die Welt, in der wir Andere noch leben,
zu sehen, ist wie ein ernster Rath, den uns
b gibt. Sind Sie nicht meiner Ansicht, mein
?"

rdame," erwiderte Andrée, „wer würde sich
Gurer Majestät Rathschläge zu geben? Der
st wird die Königin nicht eher, als an dem
nachrichtigen, wo sie ihn annimmt. In der
ie sollte er es anders machen?"
rum?"

rdame, weil eine Königin, durch die Natur
habenheit, dazu bestimmt ist, in dieser Welt
unvermeidlichen Nothwendigkeiten zu erdulden.
was ihr Leben verbessern kann, hat sie; Alles,
Anderen, ihre Laufbahn ihr verschönern helfen
mmt eine Königin Anderen."

Königin machte eine Bewegung des Erstaunens.
d das ist ein Recht," fügte Andrée hastig bei;
deren, das ist für eine Königin eine Schaar
erthauen, deren Leben, Ehre und Güter den

Fürsten gehören. Leben, Ehre und Güter, moralische oder materielle, sind also das Eigenthum der Königinen."

"Das sind Lehren, die mich in Erstaunen setzen," sprach langsam Marie Antoinette. "Sie machen aus einer Souveränin in diesem Land irgend eine Beherrschin der Mährchen, die das Vermögen und das Glück einfacher Bürger verschlingt. Bin ich die Frau, André? Haben Sie sich im Grunde über mich zu beklagen gehabt, als Sie bei Hofe waren?"

"Eure Majestät hatte die Güte, diese Frage an mich zu richten, als ich Sie verließ," erwiderte André.

nicht gewohnt hatte. Sie war hochmüthig und ungeschlacht beim Widerstand.

Die Worte, welche André gesprochen, anhören, ohne sich zu erheben, war eine Aufregung der Gemüths und der Freundschaft, welche die heißblütige Einflasterin merkbar rührte.

"Ihre Majestät weiß wohl, daß die Lorraine nicht ihre Feinde sein können," sagte sie leiser.

"Ich begreife," sprach die Königin, "Sie begreifen mich nicht, daß ich kalt gegen Ihren Vater gewesen

bin, und er selbst plagt mich vielleicht des Leichtsinns, der Launenhaftigkeit sogar an."

„Mein Bruder ist ein zu ehrentreuer Unterthan, um die Königin anzuklagen,“ entgegnete Andrée, die ihre Starrheit zu behaupten sich bemühte.

Die Königin sah wohl, sie mußte sich verdächtig machen, wenn sie die Dosis Honig, welche den Cerberus bändigen sollte, vermehren würde. Sie hielt mitten in ihren Zuorkommenheiten inne und sagte:

„Es ist immerhin gewiß, daß ich, als ich nach Saint-Denis kam, um mit Madame zu sprechen, Sie sehen und Ihnen die Versicherung geben wollte, ich sei von nahe wie von fern Ihre Freundin.“

Andrée fühlte diese Nuance; sie befürchtete, diejenige, welche ihr schmeichelte, beleidigt zu haben; sie befürchtete noch viel mehr, ihre schmerzliche Wunde vor dem stets hellsehenden Auge einer Frau enthüllt zu haben.

„Ihre Majestät überschüttet mich mit Ehre und Freude,“ sagte sie traurig.

„Sprechen Sie nicht so, Andrée,“ erwiderte die Königin, indem sie ihr die Hand drückte; „Sie zerreißen mir das Herz. Wie! es soll nicht gesagt werden, eine elende Königin könne eine Freundin haben; könne über eine Seele verfügen, könne mit Vertrauen ihre Augen auf reizenden Augen, wie die Ihrigen, ruhen lassen, ohne im Grunde dieser Augen das Interesse oder den Groll zu vermuthen! Ja, ja, Andrée, beneiden Sie diese Königinnen, diese Herrinnen der Güter, der Ehre und des Lebens Aller. Oh! ja, sie sind Königinnen; oh! ja, sie besitzen das Gold und das Blut ihrer Völker, doch das Herz! nie! nie! Sie können es nicht nehmen, und man muß es ihnen schenken.“

„Ich versichere Sie, Madame,“ sprach Andrée, erschüttert durch diese warme Anrede, „ich habe Eure Majestät so sehr geliebt, als ich je in dieser Welt lieben werde.“

So sprechend erröthete sie und neigte das Haupt.

„Sie . . . haben mich . . . geliebt!“ rief die Königin, diese Worte auffangend, „Sie lieben mich nicht mehr?“

„O! Madame!“

„Ich verlange nichts von Ihnen, Mademoiselle . . . Verflucht sei das Kloster, das so schnell die Erinnerung in gewissen Herzen vertilgt.“

„Klagen Sie mein Herz nicht an,“ rief André lebhaft, „es ist todt.“

„Ihr Herz ist todt sagen, Ihr Herz sei in diesen unseligen Worte derjenigen, welche die Wahrheit sagen Sie das“

„Ich wiederhole I nichts in der Welt ist wie das Gras und die nur ich allein verbleibe vorhin glänzend und schächterne und dunkle meine Augen haben ich geschlossen; ich sehe kein sehr großes Verbrechen Mittelkeiten der Welt; jeden Tag Glück hiezu nicht strenger, als er.“

„Wie! Sie gefallen sich im Kloster?“

„Ich umfasse mit Bitterkeit das Leben der Einsamkeit.“

„Es ist nichts mehr da, was Sie geistlich zu den Freuden der Welt hingieht?“

„Nichts.“

„Rein Gott!“ dachte voll Angst die Königin, „sollte ich scheitern?“

Und ein tödlicher Schauer durchlief ihres Obern.

„Wir wollen Sie in Besichtigung führen,“ sagte sie zu sich selbst; „scheitert dieses Mittel, so nehme ich“

meine Zuflucht zu den Bitten. Oh! sie zu diesem Ende bitten, sie bitten, Herrn von Charny anzunehmen . . . gütiger Himmel! muß ich so unglücklich sein!"

„Andrée,“ sagte Marie Antoinette, ihre Aufregung beherrschend, „Sie haben Ihre Zufriedenheit in Worten ausgesprochen, die mir die Hoffnung rauben, welche ich gefaßt hatte.“

„Welche Hoffnung, Madame?“

„Sprechen wir nicht mehr davon, wenn Sie entschieden sind, wie Sie es so eben geschienen haben . . . Ach! das war für mich ein Schatten von Vergnügen, er ist entflohen! Ist nicht Alles ein Schatten für mich! Denken wir nicht mehr daran.“

„Ah! Madame, gerade, weil Sie hieraus eine Befriedigung ziehen sollen, sprechen Sie.“

„Wozu soll es nützen? Sie haben sich von der Welt zurückgezogen, nicht wahr?“

„Ja, Madame.“

„Sehr gern?“

„Oh! ganz mit meinem freien Willen.“

„Und Sie wünschen sich Glück zu dem, was Sie gethan?“

„Mehr als je.“

„Sie sehen wohl, daß es überflüssig ist, mich sprechen zu lassen. Gott ist jedoch mein Zeuge, daß ich einen Augenblick glaubte, ich würde Sie glücklich machen.“

„Mich?“

„Ja, Sie Undankbare, die Sie mich anklagten! Doch heute haben Sie andere Freuden erschaut, Sie kennen besser, als ich, Ihren Geschmack und Ihren Beruf. Ich verzichte . . .“

„Ah! Madame, erweisen Sie mir die Ehre, mir etwas Näheres zu sagen.“

„Oh! das ist sehr einfach, ich wollte Sie an den Hof zurückführen.“

„Oh!“ rief Andrée mit einem Lächeln voll Bitterkeit, „ich! an den Hof zurückkehren . . . mein Gott! . . .“

nein! nein! Madame, wie es nicht erlaubt
 ungehorsam gegen Eure Majestät zu sein."

Die Königin schon ihr Herz füllte sich
 einem unaussprechlichen Jmerz; sie schreitete,
 mächtige Fassung, an dem Nicht von Grant.

"Sie schlagen es aus," marmelte sie
 Und um ihre Angst zu verbergen, verschloß sie
 Gesicht in ihren Händen.

André hielt sie für niedergebengt, sie warf
 vor ihr auf die Knie. wollte sie durch ihre
 fürcht die Wunde nicht, als sie der Freundschaft
 dem Stolze geschlaa

"Madame," sie
 bei Hofe gemacht,
 der Richtigen, and
 fluchten, aus mir, wer
 mal die Frauen die
 den

denken vor
 Ab! Mal
 Rönne, zu
 kommen, hat
 doch die
 Hererlassen
 zelang: laß

"Ab!" die Königin aufstehend,
 Stand, den Ihnen vor, blagen wollte, bittel al
 den Demüthigungen, über die Sie sich beklagen, La
 Die Heirath, um die es handelt, machte Sie zu ei
 der vornehmsten Frauen in Frankreich?"

"Eine Heirath!" rief André erschrocken.
 "Sie schlagen es aus," sprach die Königin, kein
 mehr erzwungen."

"Oh! ja, ich schlage es aus!"
 Da ging die Königin in den Salon der Wittwe
 und sagte:

"André . . ."

„Ich schlage es aus, Madame, ich schlage es aus.“

Marie Antoinette bereitete sich nun mit einer ungeheuren Herzensangst vor, das Flehen zu beginnen. Andrée warf sich quer durch in dem Augenblick, wo sie unentschlossen, zitternd, verwirrt aufstand, ohne auch nur das erste Wort ihrer Rede festzuhalten.

„Madame,“ sagte sie, die Königin an ihrem Kleide zurückhaltend, denn sie glaubte sie weggehen zu sehen, „haben Sie die hohe Gnade, mir den Mann zu nennen, der mich zur Geährtin annehmen würde; ich habe so sehr in meinem Leben durch die Demüthigung gelitten, daß der Name dieses edelmüthigen Mannes . . .“

Und sie lächelte mit einer stechenden Ironie und fuhr dann fort:

„Der Balsam sein wird, den ich fortan auf alle Wunden meines Stolzes legen werde.“

Die Königin zögerte, doch es war für sie eine Nothwendigkeit, die Sache bis zum Ende zu treiben.

„Herr von Charny,“ sprach sie mit traurigem, gleichgültigem Tone.

„Herr von Charny!“ rief Andrée mit einem furchtbaren Ausbruch, „Herr Olivier von Charny!“

„Herr Olivier, ja,“ erwiderte die Königin, indem sie das Mädchen ganz verwunderungsvoll anschaute.

„Der Neffe von Herrn von Suffren?“ fuhr Andrée fort, deren Wangen sich mit Purpur übergossen, deren Augen glänzten wie Sterne.

„Der Neffe von Herrn von Suffren,“ antwortete die Königin, immer mehr ergriffen von der Veränderung, die in den Zügen von Andrée vorging.

„Wie, Madame, mit Herrn Olivier wollen Sie mich verheirathen?“

„Mit ihm selbst.“

„Und . . . er willigt ein?“

„Er bittet um ihre Hand.“

„Oh! ich gebe sie ihm, ich gebe sie ihm,“ rief

Andrée entzückt, toll. „Mich hat er also geliebt! . . . mich liebt er, wie ich ihn liebte!“

Die Königin wich leichenbleich und zitternd in einem dumpfen Seufzer zurück, sie war nahe daran vernichtet in einen Lehnstuhl zu fallen, während wahnsinnige Andrée ihr die Kniee, das Kleid küßte und abwechselnd ihre Hände mit Thränen befeuchtete und mit glühenden Küffen versengte.

„Wann gehen wir?“ sagte sie endlich, als das Wort in ihr auf die ersticken Schreie, auf die Seufzer klangen konnte.

„Kommen Sie,“ murmelte die Königin, welche Leben entfliehen fühlte, und ihre Ehre retten wollte ehe sie starb.

Sie stand auf, stützte sich auf Andrée, deren brennende Lippen ihre eiskalten Wangen suchten, und während das Mädchen Anstalten zu ihrer Abreise machte sprach mit einem Schluchzen die unglückliche Fürstin diejenige, welche das Leben und die Ehre von drei Millionen Untertanen besaß:

„Mein Gott! ist es nun genug der Leiden für ein einziges Herz.“

„Und dennoch muß ich Dir danken, mein Gott,“ fügte sie bei; „denn Du rettetest meine Kinder vor Schande, Du gibst mir das Recht, unter meinem königlichen Mantel zu sterben! . . .“

LXXXIII.

Worin es sich erklärt, warum der Baron fett wurde.

Während die Königin über das Schicksal des Fräulein von Tavernay in Saint-Denis entschied, schleunigte Philipp, das Herz zerrissen von Allem d

hren, was er entdeckt hatte, die Vorkehrungen
 breise.

Soldat, der in der Welt umherzulaufen ge-
 braucht nie lange, um zu packen und seinen
 anzuziehen. Aber Philipp hatte mächtigere
 de, als jeder Andere, um sich rasch von
 zu entfernen; er wollte nicht Zeuge von der
 icken und nahe bevorstehenden Schande der
 einer einzigen Leidenschaft, sein.

sah ihn auch eifriger als je beschäftigt,
 e satteln zu lassen, seine Gewehre zu laden
 im Mantelsack Alles zusammenzubäufen, was
 festes besaß, um das Leben der Gewohnheit
 r, und als er dies Alles beendigt, ließ er
 Taverney, dem Vater, melden, er habe mit
 ehen.

leine Greis kam von Versailles zurück;
 e nach seinen besten Kräften seine mageren
 einen rundlichen Bauch trugen. Der Baron
 drei bis vier Monaten fett, was ihm einen
 eh, der sich leicht begreifen läßt, wenn man
 iß die große Rundung des Leibes bei ihm
 mal einer vollkommenen Zufriedenheit sein

Ukommene Zufriedenheit von Taverney ist ein
 viele Sinne in sich schließt.

aron kam also ganz heiter von seiner Pro-
 ch dem Schloß zurück. Er hatte am Abend
 il an dem Scandal des Tages genommen.
 errn von Breteuil gegen Herrn von Rohan

Herrn von Soubise und Herrn von Gué-
 n Herrn von Breteuil; Herrn von Provence
 Königin; Herrn d'Artois gegen Herrn von
 er hatte hundert Personen gegen hundert
 und nicht einer für Jemand. Er hatte
 the an Bosheiten und kleinen Schändlich-

teilen eingesammelt und lehrte ganz glücklich mit dem vollen Korbe zurück.

Als er von seinem Bedienten erfuhr, sein Sohn wünsche ihn zu sprechen, durchschritt er, fast auf dem Besuch von Philipp zu warten, einen ganzen Ruheplatz, um den Patienten aufzusuchen.

Er te
ein, daß

Abreise v

Phil
samkeit, u

aber er ei
tigkeit. In

Gaus ver
flagen; d

diese Leer
vollständig

benen ma
wimmern,

Aber
mit einem

„Oh!
Phil

verwunder
„Ich

hätte bar
geipfelt.“

„Wie
„ich bitte

Der
und seine

haltend.

Er l
mit den l

entlasse.
Phil
schob Gha

nen Fersen. Dann fehrte er zu seinem Sohn zurück und sagte mit leiser Stimme:

„Bewunderungswürdig! bewunderungswürdig!“

„Sie spenden mir viel Lob, mein Herr, ohne daß ich weiß, wodurch ich es verdient habe,“ erwiederte Philipp mit kaltem Tone.

„Ah! ah! ah!“ rief der Greis, sich auf den Hüften wiegend.

„Wenn nicht etwa diese Heiterkeit durch meine Abreise verursacht wird, die Sie von mir befreit, mein Herr.“

„Oh! oh! oh! . . .“ lachte der alte Baron aus einem andern Tonart. „La! la! ärgere Dich nicht vor mir, es ist nicht der Mühe werth, Du weißt wohl, daß ich mich nicht von Dir bethören lasse . . . Ah! ah! ah!“

Philipp kreuzte die Arme und fragte sich, ob dieser Greis nicht im Hirn verrückt würde.

„Bethören, wodurch?“ fragte er.

„Durch Deine Abreise, bei Gott! bildest Du Dir etwa ein, ich glaube an Deine Abreise?“

„Sie glauben nicht daran?“

„Ich wiederhole Dir, Champagne ist nicht mehr zu trinken, ärgere Dich nicht mehr; überdies gestehe ich, daß ich keinen andern Entschluß zu fassen hatte, und Du hast ihn, das ist gut.“

„Mein Herr, Sie setzen mich in einem Grade in Verwunderung . . .“

„Ja, es ist ziemlich wunderbar, daß ich dies erfahren habe; aber was willst Du, Philipp, es gibt keinen Menschen, der neugieriger ist, als ich, und wenn ich neugierig bin, suche ich; es gibt keinen Menschen, der glücklicher ist, als ich, im Finden, wenn ich suche; ich habe also gefunden, daß Du Dir den Anschein gibst, als wolltest Du abreisen, und ich wünsche Dir Glück dazu.“

„Ich gebe mir den Anschein?“ rief Philipp ärgerlich.

Der Greis näherte sich ihm, berührte die Brust des jungen Mannes mit seinen Fingern, welche so knochig, wie die eines Todtengerippes, und sprach immer vertraulicher:

„Bei meinem Ehrenwort, ich bin fest überzeugt ohne dieses Auskunftsmittel war Alles entdeckt. Du greiffst die Sache zu rechter Zeit an. Höre, morgen wäre es zu spät gewesen. Gehe geschwinde, mein Sohn, geh geschwinde.“

„Mein Herr,“ sprach Philipp mit eifrigem Tone „ich berheure Ihnen, daß ich nicht ein Wort, nicht ein einziges Wort von Allem dem, was Sie mir zu sagen mich beehren, verstehe.“

„Wo wirst Du Deine Pferde verbergen?“ fuhr der Greis fort, ohne unmittelbar zu antworten; „Du hast eine Stute, welche sehr leicht zu erkennen ist; nimm Dich in Acht, daß man sie nicht hier sieht, während man glauben wird, Du seist . . . Ah! wohin reist Du dem Anscheine nach?“

„Ich gehe nach Taverney Maison-Rouge, mein Herr.“

„Gut . . . sehr gut . . . Du stellst Dich, obgingest Du nach Maison-Rouge . . . Niemand will sich hierüber Klarheit verschaffen . . . Oh! sehr gut. Doch sei vorsichtig; es sind sehr viele Augen auf Euch Beide gerichtet.“

„Auf uns Beide! . . . Wen meinen Sie denn

„Sie ist ungestüm, stehst Du,“ fuhr der Greis fort. „Sie hat Ausbrüche des Zorns, durch welche sie Alles zu Grunde zu richten im Stande ist. Nimm Dich in Acht! sei vernünftiger, als sie.“

„Ah! in der That,“ rief Philipp mit einem buren Zorn, „ich denke, Sie belustigen sich auf meine Kosten was nicht lieblich ist, das schwöre ich Ihnen, nicht gut ist, denn Sie setzen mich, betrübt und

n, der Unannehmlichkeit aus, die Achtung zu verlegen.“

ja wohl, die Achtung; ich spreche Dich davon nicht groß genug, um unsere Angelegenheiten zu vernachlässigen, und Du entledigst Dich derselben so gut, als die Achtung einflößest. Du bist der Geronte, der Stourdi; gib mir eine Adresse, an welche eine Nachricht zukommen lassen kann, sollte sich Etwas ereignen.“

„Laverney, mein Herr,“ sprach Philipp im Versteck der Bretter, kehre endlich zu seinem gesunden Verstand zurück.

Du gibst mir eine schöne Adresse! . . . nach achtzig Meilen. Du bildest Dir ein, Dir einen wichtigen, dringenden Rath zukommen zu lassen habe, werde ich mich damit belustigen, zu verirren auf der Landstraße nach Laverney der Unannehmlichkeit wegen umbringe? Ich sage nicht, Du gibst die Adresse von Deinem Hause im Park geben, die meinen Emiffairen dahin folgen oder meine Bekannten kennen könnte, aber wähle eine dritte Adresse, in einer Entfernung von einer Viertelstunde; Du hast Kraft . . . was Teufels, hat man für seine Thaten gethan, was Du gethan hast, so ist man von Mitteln.“

Haus im Park, Liebshaft, Einbildungskraft! Ich verstehe, wir spielen Räthsel, nur behalten Sie die Räthsel für sich.“

„Ich kenne kein schrofferes und verschlosseneres Thier, als die Katze,“ rief der Vater voll Aerger, „ich kenne keine Zurückhaltung verlegender als die Katze. Sollte man die Katze an der Nase fassen, Du habest bange, von mir verrathen zu werden. Das wäre seltsam!“

„Mein Herr!“ rief Philipp außer sich.

„Ist gut! es ist gut! behalte Deine Geheimnisse, behalte das Geheimniß der von Dir gemachten Jagdmeisterei für Dich.“

rührte die Zufriedenheit, welche seit einigen Wochen den Bauch von Herrn von Laverney rundete.

Als Philipp diesen neuen Sumpf von Schändlichkeit entdeckt hatte, schauderte er, da er sich durch das einzige Wesen darein versenkt sah, das mit ihm gemeinschaftliche Sache für die Ehre hätte machen müssen; doch der Schlag war so heftig gewesen, daß er betäubt, stumm blieb, während der Baron mit mehr Eifer als je schwatzte.

„Siehst Du, Du hast da ein Meisterstück gemacht,“ sagte er, „Du hast alle Welt von der Fährte abgebracht. Diesen Abend sagten mir fünfzig Augen: Es ist Rohan. Hundert sagten mir: Es ist Charny. Zweihundert sagten mir: Es ist Rohan und Charny! Nicht ein einziges hat mir gesagt: Es ist Laverney. Ich wiederhole Dir, Du hast ein Meisterstück gemacht, und es ist das Wenigste, daß ich Dir mein Compliment hierüber ausspreche... Uebrigens gereicht das Dir wie ihr zur Ehre, mein Lieber. Ihr, weil sie Dich genommen hat, Dir, weil Du sie hältst.“

In dem Augenblick, wo Philipp, durch diesen letzten Zug wüthend gemacht, mit einem verzehrenden Blick den unbarmherzigen Greis niederschmetterte, mit einem Blick, dem Vorspiele des Sturmes, vernahm man das Rasseln eines Wagens im Hof des Hotels, und gewisse Geräusche, ein gewisses Hin- und Hergehen von seltsamem Charakter lenkten die Aufmerksamkeit von Philipp nach Außen.

Man hörte Champagne rufen:

„Das Fräulein! es ist das Fräulein!“

Und mehrere Stimmen wiederholten:

„Das Fräulein!“

„Wie, das Fräulein?“ fragte Laverney, „welches Fräulein ist da?“

„Es ist meine Schwester,“ murmelte Philipp, als er Andree erkannte, die aus dem durch das Licht des Portier beleuchteten Wagen stieg.

„Deine Schwester!“ wiederholte der Greis . . .
 „André . . . ist es möglich?“

Chambagne trat ein, um zu bestätigen, was Philipp angekündigt hatte.

„Gnädiger Herr,“ sagte er zu Philipp, „das Fräulein, Ihre Schwester, ist im Salon neben dem großen Salon; sie erwartet den gnädigen Herrn, um mit ihm zu sprechen.“

„Gehen wir ihr entgegen,“ rief der Greis.

„Mit mir will sie sprechen,“ erwiderte Philipp sich vor dem Greise verbeugend; „ich werde jetzt gehen, wenn Sie mir erlauben.“

In
 gekaufte

„Was
 „das ist

„De
 Hge Sti.

„Gü
 Philipp

empfangt
 meiner

Die
 „W.

„W.
 Baron.

LXXIV.

te Frau.

Der
 seiner Linien
 auf die Le
 führte.

lag im Uterus; zu
 mit einem Uterus
 Abnahme des Uterus

Zu seiner Rechten war ein anderer kleiner Salon, durch den man in den großen eintrat.

Philipp kam zuerst in das Boudoir, wo ihn seine Schwester erwartete. Er hatte in der Flur seine Schritte verdoppelt, um früher in den Armen dieser theuren Gefährtin zu sein.

Sobald er die Doppelthüre des Salon geöffnet hatte, nahm ihn Andrée beim Halse und umarmte ihn mit einer freudigen Miene, an welche dieser traurige Liebende, dieser unglückliche Bruder seit langer Zeit nicht mehr gewöhnt war.

„Gütiger Himmel! was begegnet Dir denn?“ fragte der junge Mann Andrée.

„Etwas Glückliches! .. oh! etwas sehr Glückliches, mein Bruder!“

„Und Du kommst zurück, um es mir mitzutheilen?“

„Ich komme für immer zurück!“ sagte sie mit einem Entzücken des Glücks, das aus ihrem Ausrufe einen schallenden Schrei machte.

„Leise, Schwesterchen, leise,“ sagte Philipp; „das Tafelwerk dieses Hauses ist nicht an die Freude gewöhnt, und dann ist dort, oder wird sogleich dort in dem Salon Jemand sein, der Dich hören könnte.“

„Jemand, wer denn?“ fragte Andrée.

„Hörche,“ erwiderte Philipp.

„Der Herr Graf von Charny,“ meldete der Lackei, Olivier aus dem kleinen Saale in den großen einführend.

„Er! er!“ rief Andrée, ihre Liebkosungen bei ihrem Bruder verdoppelnd. „Oh! ich weiß wohl, was er hier will.“

„Du weißt es?“

„Ich weiß es so gut, daß ich die Unordnung in meinem Anzug wahrnehme, und daß ich, da ich den Augenblick vorhersehe, wo ich ebenfalls in den Salon werde

eintreten müssen, um dort mit meinen Ohren zu hören, was Herr von Charny zu sagen beabsichtigt . . .“

„Sprichst Du im Ernste, meine liebe Andrée?“

„Höre, höre, Philipp, und laß mich in mein Zimmer hinaufgehen. Die Königin hat mich ein wenig schnell zurückgeführt; ich will mein Klosternegligé gegen ein Gewand . . . gegen ein Brautgewand vertauschen.“

Und nach diesen Worten, die sie leise und in Begleitung eines freudigen Kusses zu Philipp sprach, verschwand Andrée leicht und brausend auf der Treppe, die nach ihrer Wohnung führte.

Philipp blieb allein, legte seine Wange an die Thüre, welche das Boudoir mit dem Salon verband, und horchte.

Der Graf von Charny war eingetreten. Er ging langsam auf und ab und schien mehr nachzufinnen, als zu warten.

Herr von Laverney, der Vater, trat ebenfalls ein und begrüßte den Grafen mit ausgezeichnet, wenn auch gezwungener Artigkeit.

„Welchem Umstande,“ sagte er, „verdanke ich die Ehre dieses unerwarteten Besuches, Herr Graf? in jedem Fall glauben Sie mir, daß ich im höchsten Maße darüber erireut bin.“

„Ich komme, wie Sie sehen, in Ceremonie, mein Herr, und ich bitte Sie, mich zu entschuldigen, wenn ich meinen Oheim, den Herrn Bailli von Suffren, nicht mitgebracht habe, wie ich es hätte thun sollen.“

„Wie!“ stammelte der Baron, „ich entschuldige Sie, mein lieber Herr von Charny.“

„Ich weiß, es wäre dies der Schicklichkeit gemäß gewesen, bei der Bitte, die ich Ihnen vorzutragen im Begriffe bin.“

„Eine Bitte?“

„Ich habe die Ehre,“ sprach Charny mit einer Stimme, welche die Aufregung beherrschte, „ich habe

die Ehre, um die Hand von Fräulein Andrée von Laverney, Ihrer Tochter, zu bitten.“

Der Baron machte gleichsam einen Sprung in seinem Lehnstuhl. Er riß funkelnd die Augen auf, welche jedes von den Worten, die der Graf von Charny gesprochen, zu verschlingen schienen.

„Meine Tochter!“ murmelte er, „Sie verlangen Andrée von mir zur Frau?“

„Ja, Herr Baron; wenn nicht etwa Fräulein von Laverney einen Widerwillen gegen diese Verbindung fühlt?“

„Ah!“ dachte der Greis, „steht Philipp schon so hoch in der Gunst, daß einer seiner Nebenbuhler diese, seine Schwester heirathend, benützen will? Meiner Treu, das ist auch nicht schlecht gespielt, Herr von Charny.“

Und mit einem Lächeln erwiderte er laut:

„Dieses Gesuch ist so ehrenvoll für unser Haus, Herr Graf, daß ich ihm, was mich betrifft, mit großer Freude entspreche, und da mir daran gelegen ist, daß Sie eine vollständige Einwilligung von hier mitnehmen, so werde ich meine Tochter benachrichtigen lassen . . .“

„Mein Herr,“ unterbrach ihn der Graf mit kaltem Tone, „Sie machen sich eine unnöthige Mühe. Die Königin hat die Gnade gehabt, Fräulein von Laverney hierüber zu befragen, und die Antwort des Fräuleins ist günstig für mich gewesen.“

„Ah!“ rief der Baron, immer mehr erstaunt, „es ist die Königin . . .“

„Die sich zu diesem Behufe nach Saint-Denis begeben hat, ja, mein Herr.“

Der Baron stand auf und sprach:

„Herr Graf, ich habe Sie nur noch von dem, was die Lage von Fräulein von Laverney betrifft, in Kenntniß zu setzen. Ich habe hier oben die Urkunden vom Vermögen ihrer Mutter. Sie heirathen kein

„Ich gebe mir den Aufsehn V^m tief Philipp her
aerlich.“

ie ich bin, der Unannehmlichkeit aus, die Achtung gegen Sie zu verletzen.“

„Ah! ja wohl, die Achtung; ich spreche Dich davon frei, Du bist groß genug, um unsere Angelegenheiten zu betreiben, und Du entledigst Dich derselben so gut, als Du mir Achtung einflößest. Du bist der Geronte, ich bin der Stourdi; gib mir eine Adresse, an welche ich Dir eine Nachricht zukommen lassen kann, sollte sich was Dringendes ereignen.“

„Nach Taverney, mein Herr,“ sprach Philipp im Glauben, der Greis kehre endlich zu seinem gesunden Verstande zurück.

„Ei! Du gibst mir eine schöne Adresse! . . . nach Taverney, auf achtzig Meilen. Du bildest Dir ein, wenn ich Dir einen wichtigen, dringenden Rath zukommen zu lassen habe, werde ich mich damit belustigen, als ich Couriere auf der Landstraße nach Taverney der Bahrscheulichkeit wegen umbringe? Ich sage nicht, Du sollst mir die Adresse von Deinem Hause im Park geben, weil man meinen Emiffairen dahin folgen oder meine Kuren erkennen könnte, aber wähle eine dritte Adresse, in der Entfernung von einer Viertelstunde; Du hast Einbildungskraft . . . was Teufels, hat man für seine Lebenshaft gethan, was Du gethan hast, so ist man ein Mann von Mitteln.“

„Ein Haus im Park, Liebshaft, Einbildungskraft! Kein Herr, wir spielen Räthsel, nur behalten Sie die Schlüssel für sich.“

„Ich kenne kein schrofferes und verschlosseneres Thier, als Du bist,“ rief der Vater voll Aerger, „ich kenne keines, dessen Zurückhaltung verletzender ist. Sollte man nicht glauben, Du habest bange, von mir verrathen zu werden? Das wäre seltsam!“

„Mein Herr!“ rief Philipp außer sich.

„Es ist gut! es ist gut! behalte Deine Geheimnisse für Dich; behalte das Geheimniß der von Dir gemieteten alten Jägermeisterei für Dich.“

„Ich habe die Jägermeisterei gemietet? 161“ .

ührte die Zufriedenheit, welche seit einigen Wochen an Vauch von Herrn von Laverney rundete.

Als Philipp diesen neuen Sumpf von Schändlichkeit entdeckt hatte, schauderte er, da er sich durch das einzige Wesen darenin versenkt sah, das mit ihm gemeinschaftliche Sache für die Ehre hätte machen müssen; und der Schlag war so heftig gewesen, daß er betäubt, unumm blieb, während der Baron mit mehr Eifer als er schwagte.

„Siehst Du, Du hast da ein Meisterstück gemacht,“ sagte er, „Du hast alle Welt von der Fährte abgebracht. Diesen Abend sagten mir fünfzig Augen: Es ist Rohan. Hundert sagten mir: Es ist Charny. Zweihundert sagten mir: Es ist Rohan und Charny! Nicht ein einziges hat mir gesagt: Es ist Laverney. Ich wiederhole Dir, Du hast ein Meisterstück gemacht, und es ist das Wenigste, daß ich Dir mein Compliment hierüber ausspreche... Uebrigens gereicht das Dir wie ihr zur Ehre, mein Lieber. Ihr, weil sie Dich genommen hat, Dir, weil Du sie hältst.“

In dem Augenblick, wo Philipp, durch diesen letzten Schlag wüthend gemacht, mit einem verzehrenden Blick den unbarmherzigen Greis niederschmettete, mit einem Blick, dem Vorspiele des Sturmes, vernahm man das Klaffeln eines Wagens im Hof des Hotels, und gewisse Geräusche, ein gewisses Hin- und Hergehen von seltsamem Charakter lenkten die Aufmerksamkeit von Philipp nach Außen.

Man hörte Champagne rufen:

„Das Fräulein! es ist das Fräulein!“

Und mehrere Stimmen wiederholten:

„Das Fräulein!“

„Wie, das Fräulein?“ fragte Laverney, „welches Fräulein ist da?“

„Es ist meine Schwester,“ murmelte Philipp, als er Andree erkannte, die aus dem durch das Licht des Portier beleuchteten Wagen stieg.

„Deine Schwester!“ wiederholte der Greis . . .
 „Andrée . . . ist es möglich?“

Champagne trat ein, um zu bestätigen, was Philby angekündigt hatte.

„Gnädiger Herr,“ sagte er zu Philby, „das Fräulein, Ihre Schwester, ist im Boudoir neben dem großen Salon; sie erwartet den gnädigen Herrn, um mit ihm zu sprechen.“



LXXXIV.

Der Vater und die Braut.

Der Salon des Hauses lag im Erdgeschoss; zu seiner Linken war das Boudoir, mit einem Ausgang auf die Treppe, welche nach der Wohnung von Lucie führte.

Zu seiner Rechten war ein anderer kleiner Salon, in den man in den großen eintrat.

Philipp kam zuerst in das Boudoir, wo ihn seine Schwester erwartete. Er hatte in der Flur seine Schritte verdoppelt, um früher in den Armen dieser theuren Gekochten zu sein.

Sobald er die Doppelthüre des Salon geöffnet hatte, nahm ihn Andrée beim Halse und umarmte ihn mit einer freudigen Miene, an welche dieser traurige Abend, dieser unglückliche Bruder seit langer Zeit nicht mehr gewöhnt war.

„Gütiger Himmel! was begegnet Dir denn?“ fragte der junge Mann Andrée.

„Etwas Glückliches! .. oh! etwas sehr Glückliches, ein Bruder!“

„Und Du kommst zurück, um es mir mitzutheilen?“

„Ich komme für immer zurück!“ sagte sie mit einem Anzeichen des Glücks, das aus ihrem Ausrufe einen fallenden Schrei machte.

„Leise, Schwesterchen, leise,“ sagte Philipp; „das Geheimwerk dieses Hauses ist nicht an die Freude gewöhnt, und dann ist dort, oder wird sogleich dort in dem Salon Jemand sein, der Dich hören könnte.“

„Jemand, wer denn?“ fragte Andrée.

„Hörst Du,“ erwiderte Philipp.

„Der Herr Graf von Charny,“ meldete der Lackier, Livier aus dem kleinen Saale in den großen einkehrend.

„Er! er!“ rief Andrée, ihre Liebkosungen bei ihrem Bruder verdoppelnd. „Oh! ich weiß wohl, was er will.“

„Du weißt es?“

„Ich weiß es so gut, daß ich die Unordnung in meinem Anzug wahrnehme, und daß ich, da ich den Augenblick vorhersehe, wo ich ebenfalls in den Salon werde

eintreten müssen, um dort mit meinen Ohren zu hören, was Herr von Charny zu sagen beabsichtigt . . .“

„Sprichst Du im Ernste, meine liebe Andrée?“

„Höre, höre, Philipp, und laß mich in mein Zimmer hinaufgehen. Die Königin hat mich ein wenig schnell zurückgeführt; ich will mein Klosternegligé gegen ein Gewand . . . gegen ein Brautgewand vertauschen.“

Und nach diesen Worten, die sie leise und in Begleitung eines freudigen Kusses zu Philipp sprach, verschwand Andrée leicht und brausend auf der Treppe, die nach ihrer Wohnung führte.

Philipp blieb allein, legte seine Wange an die Thüre, welche das Boudoir mit dem Salon verband, und horchte.

Der Graf von Charny war eingetreten. Er ging langsam auf und ab und schien mehr nachzufinnen, als zu warten.

Herr von Laverney, der Vater, trat ebenfalls ein und begrüßte den Grafen mit ausgezeichneter, wenn auch gezwungener Artigkeit.

„Welchem Umstande,“ sagte er, „verdanke ich die Ehre dieses unerwarteten Besuches, Herr Graf? in jedem Fall glauben Sie mir, daß ich im höchsten Maße darüber erireut bin.“

„Ich komme, wie Sie sehen, in Ceremonie, mein Herr, und ich bitte Sie, mich zu entschuldigen, wenn ich meinen Oheim, den Herrn Bailli von Suffren, nicht mitgebracht habe, wie ich es hätte thun sollen.“

„Wie!“ stammelte der Baron, „ich entschuldige Sie, mein lieber Herr von Charny.“

„Ich weiß, es wäre dies der Schicklichkeit gemäß gewesen, bei der Bitte, die ich Ihnen vorzutragen im Begriffe bin.“

„Eine Bitte?“

„Ich habe die Ehre,“ sprach Charny mit einer Stimme, welche die Aufregung beherrschte, „ich habe

e Ehre, um die Hand von Fräulein Andrée von Laverney, Ihrer Tochter, zu bitten.“

Der Baron machte gleichsam einen Sprung in einem Lehnstuhl. Er riß funkelnd die Augen auf, welche des von den Worten, die der Graf von Charny gesprochen, zu verschlingen schienen.

„Meine Tochter!“ murmelte er, „Sie verlangen Andrée von mir zur Frau?“

„Ja, Herr Baron; wenn nicht etwa Fräulein von Laverney einen Widerwillen gegen diese Verbindung hegt?“

„Ah!“ dachte der Greis, „steht Philipp schon so hoch in der Gunst, daß einer seiner Nebenbuhler diese, meine Schwester heirathend, benützen will? Meinerseits, das ist auch nicht schlecht gespielt, Herr von Charny.“

Und mit einem Lächeln erwiderte er laut:

„Dieses Gesuch ist so ehrenvoll für unser Haus, Herr Graf, daß ich ihm, was mich betrifft, mit großer Freude entspreche, und da mir daran gelegen ist, daß Sie eine vollständige Einwilligung von hier mitnehmen, so werde ich meine Tochter benachrichtigen lassen . . .“

„Mein Herr,“ unterbrach ihn der Graf mit kaltem Tone, „Sie machen sich eine unnöthige Mühe. Die Königin hat die Gnade gehabt, Fräulein von Laverney darüber zu befragen, und die Antwort des Fräuleins ist günstig für mich gewesen.“

„Ah!“ rief der Baron, immer mehr erstaunt, „es ist die Königin . . .“

„Die sich zu diesem Behufe nach Saint-Denis begeben hat, ja, mein Herr.“

Der Baron stand auf und sprach:

„Herr Graf, ich habe Sie nur noch von dem, was die Lage von Fräulein von Laverney betrifft, in Kenntniß zu setzen. Ich habe hier oben die Urkunden vom Vermögen ihrer Mutter. Sie heirathen kein

reiches Mädchen, Herr Graf, und ehe Sie etwas abschließen . . .“

„Unnötig, Herr Baron,“ unterbrach ihn Charny trocken. „Ich bin reich für Zwei, und Fräulein von Taverney gehört nicht zu den Frauen, um die man handelt. Doch es ist für mich unerlässlich, die Frage, die Sie für Ihre Rechnung behandeln wollten, für die meinige zu behandeln.“

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als sich die Thüre des Boudoir öffnete und Philipp bleich, verstört, eine Hand in seiner Weste, die andere krampfhaft geschlossen, erschien.

Charny begrüßte ihn ceremoniös und empfing einen ähnlichen Gruß.

„Mein Herr?“ sprach Philipp, „mein Vater hatte Recht, Ihnen eine Unterredung über die Familienrechnungen vorzuschlagen; wir haben Ihnen beide Aufklärungen zu geben. Während der Herr Baron in sein Zimmer hinauf geht, um die Papiere zu holen, von denen er sprach, werde ich die Ehre haben, die Frage mit Ihnen mehr im Einzelnen zu verhandeln.“

Und mit einem Blicke unabweisbarer Autorität schickte Philipp den Baron weg, der sich mit großem Mißbehagen entfernte, da er einen Querstrich vorhersah.

Philipp begleitete den Baron bis an die Ausgangsthüre des kleinen Salon, um sicher zu sein, daß dieses Zimmer leer blieb. Er schaute auch in das Boudoir, kreuzte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er von Niemand gehört werden konnte, als vom Grafen, diesem gegenüber die Arme und sprach:

„Herr Graf, wie kommt es, daß Sie es wagen, die Hand meiner Schwester zu verlangen?“

Olivier wich zurück und erröthete. Philipp aber fuhr fort:

„Etwa, um besser Ihre Liebshaft mit der Frau zu verbergen, welche Sie verfolgen, mit der Frau, die Sie



liebt? Damit man, wenn man Sie verheirathet sieht, nicht sagen könne, Sie haben eine Geliebte?"

„Wahrhaftig, mein Herr . . .“ stammelte Charny schwankend, niedergeschmettert.

„Etwa,“ fügte Philipp bei, „damit Sie, der Gatte einer Frau geworden, welche zu jeder Stunde in die Nähe Ihrer Geliebten kommen wird, mehr Leichtigkeit haben, sie zu sehen, diese angebetete Geliebte?“

„Mein Herr, Sie überschreiten die Grenzen.“

„Es geschieht vielleicht, und ich glaube das eher,“ fuhr Philipp sich Charny nähernd fort: „es geschieht ohne Zweifel, damit ich, Ihr Schwager geworden, nicht enthülle, was ich von Ihrer vergangenen Lieb= schaft weiß“

„Was Sie wissen,“ rief Charny erschrocken, „nehmen Sie sich in Acht, nehmen Sie sich in Acht!“

„Ja,“ sagte Philipp sich belebend, „das Haus des Jägermeisters von Ihnen gemiethet; Ihre geheim= nißvollen Spaziergänge im Parke von Versailles . . . in der Nacht . . . Ihre Händedrücke . . . Ihre Seuf= zer, und besonders jener zärtliche Austausch von Blicken an der kleinen Thüre des Parks . . .“

„Mein Herr, im Namen des Himmels . . . mein Herr, Sie wissen nichts, sagen Sie, daß Sie nichts wissen.“

„Ich weiß nichts!“ rief Philipp mit einer blutigen Fronte. „Wie sollte ich nichts wissen, ich, der ich im Gesträuche vor der Thüre der Apollo=Bäder verborgen war, als Sie der Königin den Arm reichend heraus= traten.“

Charny machte zwei Schritte, wie ein Mensch, der auf den Tod getroffen ist und eine Stütze um sich her sucht.

Philipp schaute ihn mit einem finstern Stillschwei= gen an. Er ließ ihn leiden, er ließ ihn durch diese vorübergehende Marter die Stunden unaussprechlicher Wonne süßnen, die er ihm zum Vorwurfe machte.

von seinem Zusammenstürzen

Cha-
und sprach
„N
Sie mi
von Fr
Berech
muße
erbärt
niß u
hätte.
muß sein.“

Aber ...
sagte Philipp,
von Herrn vor
feuchte Augen
welcher Hinsicht?
ste Sie liebt?
ster zu opfern,
opfern lassen.“

„Mein Herr,“ erwiderte Olivier, „wissen Si
warum die Königin verloren ist, wenn diese Heide
nicht zu Stande kommt? Well diesen Morgen, wahr
man Herrn von Rohan verhaftete, der König mich
den Knien vor der Königin überrascht hat.“

„Und von ihrem eifersüchtigen Gemahl bef
hat die Königin geantwortet, ich sei vor ihr ni
gekniert, um mir von ihr die Hand Ihrer Schw
zu erbitten. Darum, mein Herr, ist die Königin,
ich Ihre Schwester nicht heilath, verloren. Be-
Sie nun?“

Ein doppeltes Geräusch unterbrach hier
ein Schrei und ein Seufzer; der eine kam a
kleinen Salon, der andere aus dem Boudoir.
Olivier lief zum Seufzer; er sah im
Andrée von Taverney weiß gekleidet wie ein
Sie hatte Alles gehört und war in Ohnmacht!

selbst nach dem, was
ich Sie um die Hand
Wäre ich nur ein feiger
vor einem Augenblick ver-
inzwischen, so wäre ich so
n Mann, der mein Geheim-
n seiner Gewalt hält, bange
muß gerettet werden, das

die Königin verloren?
Taverney sie den Arm
den und vom Glück
zuschlagen sehen? In
? weil ich weiß, daß
a Grund, meine Schw
Herr, und ich werde sie nicht

Philipp lief zum Schrei in den kleinen Salon, erblickte den Leib des Barons von Laverney, den die Offenbarung der Liebe der Königin für Charny den Ruin aller seiner Hoffnungen niedergeschmettert hatte.

Vom Schlage getroffen, hatte der Baron den letzten Seufzer von sich gegeben.

Die Weissagung von Cagliostro war in Erfüllung gegangen.

Philipp begriff Alles, selbst die Schmach dieses Todes, verließ stillschweigend den Leichnam und kehrte zum Salon zu Charny zurück, der, zitternd und ohne es zu berühren wachte, dieses kalte, leblose junge Mädchen betrachtete.

Die zwei offenen Thüren ließen die zwei Körper hängen, welche gleichsam symmetrisch an dem Orte hingen, wo sie der Schlag dieser Enthüllung getroffen hatte.

Die Augen angeschwollen, das Herz kochend, hatte Philipp den Muth, das Wort zu nehmen und zu Herrn Charny zu sagen:

„Der Herr Baron von Laverney ist so eben gestorben. Ich bin ihm die Haupt der Familie. Wenn Fräulein von Laverney wieder zum Leben kommt, so gebe sie Ihnen zur Ehe.“

Charny schaute den Leichnam des Barons mit Entsetzen, den Körper von Andrée mit Verzweiflung an.

Philipp riß sich die Haare mit beiden Händen aus, schlenberte zum Himmel einen Ausruf, der das Angesicht Gottes auf seinem ewigen Thron bewegen mußte.

„Graf von Charny,“ sagte er, nachdem er den Sturm in seinem Innern beschwichtigt hatte, „ich übernehme diese Verbindlichkeit im Namen meiner Schwester, die mich nicht hört: sie wird ihr Glück unserer Königin geben, und ich werde vielleicht eines Tags glücklich sein, für sie mein Leben hinzugeben. Gott

befohlen, Herr von Charny; Gott befohlen, mein Schwager.“

Nach diesen Worten grüßte Philipp Olivier, er nicht wußte, wie er sich entfernen sollte, ohne an einem von den Opfern vorbeizukommen, hob Andrée auf, wärmte sie in seinen Armen und machte so den Weg für den Grafen frei, wonach dieser durch das Gaudium verschwand.

LXXXV.

Nach dem Drachen die Natter.

Es ist Zeit für uns, daß wir zu den Personen unserer Geschichte zurückkehren, welche die Nothwendigkeit und die Intrigue sowohl, als die historische Wahrheit auf den zweiten Plan verwiesen haben.

Oliva schickte sich an, für Rechnung von Jean zu fliehen, als Beaufre, der nach der Wiedererlangung von Nicole keuchte, durch eine anonyme Nachricht Kenntniß gesetzt, sich bis in ihre Arme geleitet und sie von Tagliostro entführte, während Herr Rete von Billette vergebens in der Rue du Roi-Doutartete.

Um das glückliche Liebespaar, das zu entdecken Herr von Grosne ein so großes Interesse hatte, wieder aufzufinden, ließ Frau von La Mothe alle ihre vertrauten Leute in's Feld ziehen.

Sie wollte lieber, wie man leicht begreift, selbst über ihrem Geheimniß wachen, als es den Händen Anderer überlassen, und zur guten Durchführung dieser Angelegenheit, die sie vorbereitete, war es unerläßlich, daß Nicole nicht aufgefunden werden konnte.

Es läßt sich die Angst nicht schildern, die sie anzusehen hatte, als jeder von ihren Gemiffären

seiner Rückkehr ihr meldete, die Nachforschungen seien vergeblich gewesen.

In diesem Augenblick erhielt sie, verborgen, Befehl auf Befehl, vor der Königin zu erscheinen und über ihr Benehmen in Beziehung auf das Halsband Rede zu stehen.

Berschleiert, reiste sie nächtlicher Weile nach Bar-sur-Aube ab, wo sie ein Absteigequartier hatte, und auf Umwegen, ohne erkannt worden zu sein, hier angelangt, nahm sie sich Zeit, ihre Lage unter ihrem wahren Lichte in's Auge zu fassen.

Sie gewann so zwei bis drei Tage, nur mit sich allein, und sie gab sich die Zeit, und mit der Zeit die Stärke, durch eine solide innere Befestigung das Gebäude ihrer Verleumdungen zu behaupten.

Zwei Tage der Einsamkeit waren für diese tiefe Seele der Kampf, nach dessen Beendigung der Körper und der Geist gebändigt sein mußten, nach dem das gehorsame Gewissen sich nicht mehr, ein gefährliches Werkzeug, gegen die Schuldige umkehren würde, nach dem das Blut die Gewohnheit angenommen hätte, um das Herz zu kreisen, ohne je zum G.lichte aufzusteigen, um hier die Scham oder die Ueberraschung zu verrathen.

Der König, die Königin erfuhren ihren Aufenthalt in Bar-sur-Aube erst in dem Augenblick, wo sie schon zum Kriegsführen vorbereitet war. Sie schickten einen eigenen Boten ab, um sie zu holen. Da erfuhr sie die Verhäftung des Cardinals.

Jede Andere, als sie, wäre durch diese kräftige Offenstoe niedergeschmettert worden; doch Jeanne hatte nichts mehr zu schonen. Was war eine Freiheitsfrage in der Waagschale gegen Fragen über Leben und Tod, die sich jeden Tag darin anhäuften?

Als sie die Einkerkelung des Cardinals und den Lärm erfuhr, den die Königin gemacht hatte, berechnete sie kalt:

„Die Königin hat ihre Schiffe verbrannt, sie kann

unmöglich auf die Vergangenheit zurückkommen. Sie weigert sich, sich mit dem Cardinal zu vergleichen und die Juweliere zu bezahlen, spielt sie quitt doppelt. Das beweist, daß sie ohne mich rechnet nicht vermuthet, welche Kräfte ich zu meiner Verfügung habe."

Aus diesen Stücken war die Rüstung geworden, welche Jeanne trug, als ein Mann, halb Geir halb Bote, plötzlich vor ihr erschien und ihr ankündete, er sei beauftragt, sie an den Hof zurückzubringen.

Der Bote, welcher beauftragt war, sie an den Hof zurückzubringen, wollte sie unmittelbar zum König führen; doch mit jener uns bekannten Gewandtheit sagte Jeanne:

"Mein Herr, nicht wahr, Sie lieben die Königin?"

"Zweifeln Sie daran, Frau Gräfin?" erwiderte der Bote.

"Nun wohl! im Namen dieser redlichen Liebe der Ehrfurcht, welche Sie für die Königin hegen, schwöre ich Sie, mich zuerst zu der Königin zu führen."

Der Offizier wollte Einwendungen machen.

"Sie wissen sicherlich besser als ich, um was es handelt," sprach die Gräfin. "Sie werden dabei greifen, daß eine geheime Unterredung der Königin mir unerlässlich ist."

Ganz zusammengeknetet von den verleumderischen Ideen, welche die Luft von Versailles seit mehreren Monaten verpesteten, glaubte der Bote, der wirklich einen Dienst zu leisten, wenn er Frau La Motte zu ihr führte, ehe er sie dem König zu

Man denke sich den Hochmuth, das stolze Benehmen der Königin, als sie diesem Dämon gegenüberstand, den sie noch nicht kannte, dessen schändlich treulosen Einfluß auf ihre Angelegenheiten sie wohl muthmaßte. Man denke sich Marie Antoinette eine noch trostlose Wittwe ihrer Liebe, die dem Ne-

war, Marie Antoinette niedergeschmettert
 eileidigung einer Anklage, die sie nicht
 unte, man denke sich Marie Antoinette
 sie sich nach so vielen Leiden anschickte,
 den Kopf der Schlange zu setzen, welche
 tte.

benste Verachtung, der schlecht bewältigte
 s der Frau gegen die Frau, das Gefühl
 leichlichen Uebergewichts der Lage, dies
 lassen von einer der Gegnerinnen. Ein
 Geheimnissen, ein Geist voll von Ideen, die
 zum letzten Anstifter, dies war die zweite
 ampfes. Die Königin begann damit, daß
 i zwei von ihren Frauen, mit gesenktem
 offenen Lippen und langsamer feierlicher
 eintreten ließ. Frau von La Mothe sagte,
 zwei Frauen erblickte, zu sich selbst:
 as sind zwei Zeugen, die man sogleich
 ird.“

blich sind Sie da, Madame!“ rief die
 in findet Sie endlich!“

erneigte sich zum zweiten Mal.

bergen sich also?“ fragte die Königin voll

erbergen, Madame! nein, Madame,“ er-
 nne mit einer sanften, kaum tönenden
 ob die durch die königliche Majestät her-
 Gemüthsbewegung allein ihren gewöhn-
 dämpfte; „wenn ich mich verborgen hätte,
 mich nicht gefunden haben.“

aber doch davon gelaufen? Rennen Sie
 Ihnen beliebt.“

st, ich habe Paris verlassen, ja, Ma-

eine Erlaubniß?“

ürchtete, Ihre Majestät würde mir den
 nicht bewilligen, dessen ich bedurfte, um

meine Angelegenheiten in Bar-sur-Aube zu ordnen, wo ich mich seit sechs Tagen aufhält, als mich der Befehl Ihrer Majestät dort aufsuchte. Ueberdies, ich muß es sagen, glaubte ich nicht, Ihrer Majestät so nothwendig zu sein, daß ich genöthigt wäre, Sie wegen einer Abwesenheit von acht Tagen in Kenntniß zu setzen.“

„Sie haben Recht, Madame; warum haben Sie eine Verweigerung des Urlaubes von mir gefürchtet?

igin, „wissen Sie, daß Herr von Rohan in der
ist?“

lan hat es mir gesagt, Madame.“

ite errathen wohl, warum?“

anne schaute fest die Königin an, wandte sich
gen die Frauen, deren Gegenwart sie zu beengen
und erwiderte:

ch weiß es nicht, Madame.“

ie wissen jedoch, daß Sie uns von einem Hals-
sprochen haben, nicht wahr?“

on einem Diamanthalband; ja, Madame.“

nd daß Sie mir von Seiten des Cardinals ein
ien vorgeschlagen haben, um das Halsband zu
1?“

as ist wahr, Madame.“

abe ich das Abkommen angenommen oder aus-
en?“

ure Majestät hat es ausgeschlagen.“

h!“ machte die Königin mit einer Mischung
riedenheit und Erstaunen.

hre Majestät hat sogar eine Abschlagszahlung
eimal hundert tausend Livres gegeben,“ fügte
bei.

ut . . . und hernach?“

ernach hat Ihre Majestät, da sie nicht bezahlen
weil ihr von Herrn von Calonne das Geld
ert worden war, das Gut den Juwelieren
und Boffange zurückgeschickt.“

urch wen zurückgeschickt?“

urch mich.“

id Sie, was haben Sie gethan?“

h,“ erwiderte langsam Jeanne, die das ganze
ber Worte fühlte, welche sie auszusprechen im
war, „ich habe die Diamanten dem Herrn
1 gegeben.“

em Herrn Cardinal!“ rief die Königin, „und

warum, wenn's beliebt, statt sie den Juwelieren zuzustellen?"

"Madame, weil ich Herrn von Rohan, der sich für diese Sache, die Eure Majestät gestiftet, interessiert verlegt hätte, würde ich ihm nicht die Gelegenheit geboten haben, sie selbst zu beendigen."

"Aber wie kommt es, daß Sie einen Empfangschein von den Juwelieren erhalten haben?"

"Herr von Rohan hat mir denselben übergeben."

"Doch der Brief, den Sie dem Juwelier, als käme er von mir, eingehändigt haben sollen?"

"Herr von Rohan hat mich, ihn zu bestellen."

"Es ist also Herr von Rohan, der sich überaus und immer in diese Sache gemischt hat," rief die Königin.

"Ich weiß weder, was Eure Majestät hiemit sagen will, noch in was sich Herr von Rohan gemischt hat," erwiderte Jeanne mit zerstreuter Miene.

"Ich sage, der Empfangschein der Juweliere sei falsch."

"Falsch!" rief Jeanne voll Unschuld, "oh! Madame"

"Ich sage, die vorgebliche Verschreibung für das Halsband, welche ich unterzeichnet haben soll, sei falsch."

"Oh!" rief Jeanne, scheinbar noch mehr erstaunt als das erste Mal.

"Ich sage endlich," fuhr die Königin fort, "es ist nothwendig, Sie mit Herrn von Rohan zu confrontiren, damit wir Aufklärung über diese ganze Sache erhalten."

"Confrontiren! Warum ist es nothwendig, Madame, mich mit dem Herrn Cardinal zu confrontiren?"

"Er selbst hat es verlangt."

"Er?"

"Er suchte Sie überall."

"Madame, das ist unmöglich."

"Er wollte Ihnen, wie er sagte, beweisen, daß Sie ihn hintergangen haben."

"Oh! Madame, zu diesem Ende verlange ich die Confrontation."

„Sie wird stattfinden, Madame, das dürfen Sie beden. Sie leugnen also, zu wissen, wo das Halsb ist?“

„Wie sollte ich es wissen?“

„Sie leugnen, den Herrn Cardinal bei gewissen Intrigen unterstützt zu haben?“

„Eure Majestät hat jedes Recht, ihre Ungnade mich zu werfen, aber keines, mich zu beleidigen. bin eine Valois, Madame.“

„Der Herr Cardinal hat vor dem König Verleumdungen behauptet, die er auf ernstest Basen ruhen zu können hofft.“

„Ich verstehe nicht.“

„Der Cardinal hat erklärt, er habe mir geschrieben.“

Jeanne schaute der Königin in's Gesicht und antwortete nichts.

„Hören Sie mich?“ sagte die Königin.

„Ich höre, ja, Eure Majestät.“

„Und was antworten Sie?“

„Ich werde antworten, wenn man mich mit dem Herrn Cardinal confrontirt hat.“

„Bis dahin, wenn Sie die Wahrheit wissen, helfen Sie uns.“

„Die Wahrheit ist, daß mich Eure Majestät ohne Laß erniedrigt und ohne Grund mißhandelt.“

„Das ist keine Antwort.“

„Ich werde hier keine andere geben, Madame.“

Jeanne schaute die zwei Frauen noch einmal an.

Die Königin begriff, aber sie gab nicht nach. Die Ungierde konnte nicht die Oberhand über die menschliche Achtung gewinnen. In den Verschweigungen von Jeanne, in ihrer zugleich demüthigen und frechen Haltung drang die Dreistigkeit durch, welche aus einem geheimen Geheimnisse entspringt. Dieses Geheimniß hatte die Königin vielleicht durch die Milde erkaufen können. Aber sie wies ein solches Mittel als ihrer Würdig von sich ab.

Das Halsband der Königin. IV.

„Herr von Rohan ist in die Bastille gebracht worden, weil er zu viel sprechen wollte,“ sagte Antonette, „nehmen Sie sich in Acht, Madame, da Sie nicht dasselbe Schicksal erfahren, weil Sie nicht sprechen wollen.“

Jeanne preßte ihre Kugel in ihre Hände, aber sie lächelte.

„Was kümmert sich ein reines Christen in die Verfolgung,“ sagte sie; „wird mich die Bastille eines Verbrechens überweisen; das ich nicht begangen habe!“

Die Königin schaute Jeanne mit einem gewissen Aug

Ihn

woll
niß
das
hath

habe

gung
zu m

Frau

lege,
beten
erhal

anstoßende Zimmer und schlug voll Hestigkeit die Thüren zu.

„Nachdem ich den Drachen besiegt habe, werde ich wohl die Ratter zertreten,“ sagte sie.

„Ich kann ihr Spiel auswendig, und ich glaube, daß ich gewonnen habe,“ dachte Jeanne.

LXXXVI.

Wie es kam, daß Herr von Beaufire, während er den Hasen jagte, selbst von den Agenten von Herrn von Crosne gejagt wurde.

Frau von La Mothe wurde nach dem Willen der Königin eingesperrt.

Kein Ersatz konnte angenehmer für den König sein, der diese Frau instinkartig haßte. Der Prozeß über das Halsband wurde mit all der Wuth instruirt, mit welcher zu Grunde gerichtete Kaufleute, die sich aus der Verlegenheit zu ziehen hoffen, Angeklagte, die der Anklage entgehen wollen, und volksthümliche Richter zu Werke gehen können, welche in den Händen die Ehre oder das Leben einer Königin haben, abgesehen von der Eitelkeit oder dem Parteigeist.

Es war nur ein Schrei durch ganz Frankreich. An den Nuancen dieses Schreies vermochte die Königin ihre Parteigänger oder ihre Feinde zu erkennen und zu zählen.

Seitdem er eingesperrt war, verlangte Herr von Rohan dringend, mit Frau von La Mothe confrontirt zu werden. Diese Befriedigung wurde ihm gewährt. Der Prinz lebte in der Bastille wie ein vornehmer Herr in einem Hause, das er gemiethet. Außer der Freiheit wurde ihm auf sein Verlangen Alles bewilligt.

Der Prozeß hatte von Anfang geringfügige Verhältnisse angenommen, in Betreff des Standes der angeklagten Personen. Man wunderte sich, wie ein Mohan des Diebstahls angeklagt werden konnte. Die Officiere und der Gouverneur der Bastille bezeigten auch dem Cardinal jede Ehrfurcht, jede dem Unglückschuldige Achtung. Für sie war er kein Angeklagter, sondern ein in Ungnade Gefallener.

Das wurde noch ganz anders, als es sich im Publikum verbreitete, Herr von Rohan falle als Opfer der Intriquen des Hofes. Es war nicht mehr Sympathie für den Prinzen, sondern Begeisterung.

Und Herr von Rohan, einer der Ersten unter den Edlen des Reiches, begriff nicht, daß ihm die Liebe des Volks einzig und allein dadurch zukam, daß er durch Soleres, als er, verfolgt wurde. Herr von Rohan, das letzte Opfer des Despotismus, war der That nach einer der ersten Revolutionäre von Frankreich.

Seine Unterredung mit Frau von La Mothe ward durch einen merkwürdigen Umstand bezeichnet. Der Gräfin, der man, so oft es sich um die Königin handelte, leise zu sprechen gestattete, gelang es, zum Cardinal zu sagen:

„Entfernen Sie Jedermann, und ich werde Ihnen die Aufklärungen geben, die Sie haben wollen.“

Da verlangte Herr von Rohan allein zu sein und mit leiser Stimme zu fragen.

Man verweigerte es ihm, aber man ließ seinen Consulanten sich mit der Gräfin besprechen.

Was das Halsband betrifft, so erwiederte sie, sie wisse nicht, was daraus geworden, aber man hätte es wohl ihr geben können.

Und als der Consulant, betäubt von der Frechheit dieser Frau, darüber aufschrie, fragte sie ihn, ob der Dienst, den sie der Königin und dem Cardinal geleistet, nicht eine Million werth sei.

Der Advocat wiederholte diese Worte dem Cardinal,

erbleichte, neigte das Haupt und errieth, : in die Schlinge dieser höllischen Vogelfängerin en war.

loch wenn er schon daran dachte, den Lärm Angelegenheit, welcher die Königin zu Grunde e, zu ersticken, so trieben ihn seine Freunde an, rindseligkeiten nicht zu unterbrechen.

an wandte ihm ein, seine Ehre sei im Spiele; idle sich um einen Diebstahl; ohne einen Spruch arlaments wäre die Unschuld nicht erwiesen.

m aber diese Unschuld zu beweisen, mußte man eziehungen des Cardinals zu der Königin und b das Verbrechen von dieser beweisen.

ei dieser Betrachtung erwiederte Jeanne, sie die Königin ebenso wenig anklagen, als den al, wenn man sie aber beharrlich für das Hals- erantwortlich machte, so würde sie thun, was sie ihun wollte, das heißt, sie würde beweisen, die in und der Cardinal haben ein Interesse dabei, : Lüge zu beschuldigen.

ls man diese Schlüsse dem Cardinal mittheilte, te der Prinz seine ganze Verachtung gegen die- , welche davon sprach, sie wolle ihn so opfern. zte bei, er begreife bis auf einen gewissen Grad enehmen von Jeanne, aber er begreife das der in durchaus nicht.

er Königin überbracht und mit Commentaren n, erzürnten diese Worte Marie Antoinette und n sie aufspringen. Sie wollte dann, daß ein eres Verhör auf die geheimnißvollen Theile dieses ses gelenkt werden sollte. Die große Beschwerde ichtlichen Zusammenkünfte erschien nun, enthüllt itesten Lichte vor den Verleumdern und Neugier- rathern.

a sah sich aber die unglückliche Königin schwer t. . . . Jeanne behauptete, das, wovon man ihr nicht zu kennen, und zwar vor den Leuten der

Königin; doch den Leuten des Cardinals gegenüber war sie nicht so discret, und sie wiederholte immer:

„Man lasse mich in Ruhe, sonst werde ich sterben.“

Diese Verschweigungen, diese Bescheidenheiten hatten ihr die Stellung einer Gelbtaube gegeben und verwirklichten den Prozeß dergestalt, daß die mutbigsten Actenklamber bebten, indem sie sich mit den Protocollen verlobten, und daß kein Instruktiondrichter es wagte, die Verhöre der Gräfin

War!

gestand er

nannte?

glauben!

Herr, das

in seinem

sich doch die

Königin.

Alles, was

hatten, all

einen Bräut

für Liebesu

kündlich, i

deten und

Wohlgeruch

Atmosphäre

Man

theidiager,

Die?

Diamantbe

gestohlen?

Eine

Frage; ah!

• Hat!

schlen lass

schon Lieb!

So!

zu drehen

geschlossen, der keinen andern Ausgang hatte
Schande.

ließ sich nicht niederschlagen; sie beschloß, zu
der König unterstützte sie.

Ministerium unterstützte sie auch und zwar
seinen Kräften. Die Königin erinnerte sich,
von Rohan ein ehrlicher Mann und unfähig
e Frau zu Grunde zu richten. Sie erinnerte
: Sicherheit, als er zu den Rendezvous in
s zugelassen worden zu sein schwur.

schloß daraus, der Cardinal sei nicht ihr
arter Feind, und er habe wie sie nur ein
der Ehre bei der Frage.

lenkte von da an den Prozeß mit aller An-
gegen die Gräfin; und man suchte auf das
die Spuren des verlorenen Halsbands.

Debatte über die Beschuldigung ehebrecherischer
annehmend, warf die Königin auf Jeanne
schmetternde Anklage des Betrugs und des
s zurück.

sprach gegen die Gräfin, die Vorgänge in
heren Leben, ihre erste Armuth, ihre seltsame
; der Adel nahm diese Zufallsprinzessin nicht
olk konnte sie nicht als sein Eigenthum zurück-
das Volk haßt instinkartig die Abenteurer,
t ihnen nicht einmal den glücklichen Erfolg.

ie bemerkte, daß sie einen falschen Weg ein-
hatte, und daß die Königin, indem sie sich
ge unterzog, indem sie der Furcht vor dem
icht wich, den Cardinal aufforderte, sie nach-

daß diese zwei reblichen Personen am Ende
ndigen und das Licht finden würden, und daß,
a sie unterlägen, dies in einem so furchtbaren
schehen müßte, daß sie unter sich die arme
ois zermalmten, diese Prinzessin einer gestoh-
lton, die sie nicht einmal bei der Hand hatte,
Lichter zu bestechen.

Man war so weit, als eine neue Episode e die das Angesicht der Dinge veränderte.

Herr von Beaufstre und Mademoiselle Oliva glücklich und reich in einem Landhause, als eines der gnädige Herr, der Madame allein gelassen um auf die Jagd zu gehen, in die Gesellschaft zwei von den Agenten gerieth, welche Herr von C durch ganz Frankreich verzettelte, um eine Entwic dieser Intrigue zu erlangen.

Die zwei Liebenden wußten nicht von dem in Paris vorging; sie dachten nur an sich. Mademoiselle Oliva wurde fett wie ein Wiesel, einem Speicher, und Herr Beaufstre hatte, mit Glück, jene unruhige Neugierde verloren, das scheidende Merkmal der Raubvögel wie der Raufschen, den Charakter, den die Natur den Einen und Andern für ihre Erhaltung gegeben hat.

Beaufstre war, wie gesagt, an diesem Tage o Hasenjagd gegangen. Er stieß auf einen Flug hühner, was ihn quer über eine Straße zu veranlaßte. So fand er, etwas Anderes suchen er hätte suchen sollen, was er nicht suchte.

Die Agenten suchten auch Oliva, und sie Beaufstre. Das sind die gewöhnlichen Launen der Einer von diesen Spürhunden war ein 9 von Geist. Als er ihn erkannt hatte, machte er ihn ganz ungeschlacht zu verhaften, was nichts tragen haben würde, folgenden Entwurf mit Gefährten:

„Beaufstre jagt, er ist also ziemlich reich und zi frei: er hat vielleicht fünf oder sechs Louisd'or ner Tasche, aber er kann möglicher Weise drei bi hundert Louisd'or in seiner Behausung haben; d wir dort ein und setzen wir ihn auf Lösegeld. Paris zurückgebracht, wird uns Beaufstre nur h Livres eintragen, wie jeder gewöhnliche Fang wird uns noch ausschelten, daß wir das Gefi

wegen einer unbedeutenden Person überfüllt haben. Machen wir aus Beaufre eine persönliche Speculation.“

Sie fingen an Rebhühner zu jagen wie Herr Beaufre, Hasen wie Herr Beaufre, und indem sie den Hund aufmunterten, wenn es dem Hasen galt, und durch den Klee trieben, wenn es dem Rebhuhn galt, verließen sie ihren Mann nicht um eine Sohle.

Beaufre, als er die Fremden sah, die sich in die Jagd mischten, war Anfangs sehr erstaunt, dann sehr zornig. Er war eifersüchtig auf sein Wildpret geworden, wie jeder gute Strohjunker; er war aber auch argwöhnisch in Betreff neuer Bekanntschaften. Statt diese Jünger, die ihm der Zufall gab, selbst zu befragen, ging er gerade auf einen Feldschützen zu, den er auf der Ebene fand, und beauftragte ihn, die Herren zu fragen, warum sie auf diesem Gute jagten.

Der Feldschütze erwiderte, er kenne die Herren nicht als in der Gegend zu Hause, und fügte bei, es sei sein Wunsch, sie in ihrer Jagd zu unterbrechen, was er auch that. Doch die zwei Fremden erwiderten, sie jagen mit ihrem Freunde, dem Herrn dort.

So bezeichneten sie Beaufre. Der Feldschütze führte sie zu ihm, trotz alles Verdrusses, den diese Confrontation dem edlen Jäger bereitete.

„Herr von Linville,“ sagte er, „diese Herren behaupten, sie jagen mit Ihnen.“

„Mit mir!“ rief Beaufre aufgebracht; „ah! ja wohl.“

„Wie!“ sagte einer von den Agenten leise zu ihm, „Sie heißen also auch Herr von Linville, mein lieber Beaufre?“

Beaufre bebte, er, der seinen Namen so gut in dieser Gegend verbarg.

Er schaute den Agenten, dann dessen Gefährten wie ein betretener Mensch an, glaubte unbestimmt diese Gesichter zu erkennen, und entließ, um die Dinge nicht zu verschlimmern, den Feldschützen mit der Bemerkung, er nehme die Jagd dieser Herren auf sich.

„Sie kennen Sie also?“ fragte der Feldschütze.

„Ja, wir haben—uns erkannt,“ erwiderte einer von den Agenten.

Beaufre fand sich nun, sehr verlegen, wie er mit ihnen sprechen sollte, ohne sich zu gefährden, den zwei Jägern gegenüber.

„Bieten Sie uns ein Frühstück an, Beaufre,“ sagte der Gewandtere von den beiden Agenten, „in Ihrem Hause.“

„In meinem Hause! aber . . .“ rief Beaufre.

„Sie werden nicht so unhöflich gegen uns sein, Beaufre . . .“

Beaufre hatte den Kopf verloren, er ließ sich mehr führen, als er führte.

Die Agenten, sobald sie das kleine Haus erblickten, lobten seine Eleganz, seine Lage, die Bäume, die Aussicht, wie es Leute von Geschmack thun mußten, und Beaufre hatte auch in der That einen reizenden Ort gewählt, um sein Liebesnest darein zu setzen.

Es war ein Thal mit vielen Baumgruppen und von einem Flüsschen durchschnitten; das Haus erhob sich auf einer Anhöhe gegen Osten. Ein Schilderhaus, eine Art von Glockenthurm ohne Glocke, diente Beaufre als Observatorium, um die Gegend an Tagen des Sylens zu überschauen, wenn seine roßigen Ideen verwelkten und er in jedem über seinen Pflug gebückten Ackersmann einen Alquazil erblickte.

Nur auf einer Seite war dieses Gebäude lachend und sichtbar, auf der andern verschwand es unter den Baumgruppen und den Erhöhungen des Terrain.

„Wie gut ist man da innen verborgen!“ sagte einer von den Agenten mit Bewunderung zu ihm.

Beaufre bebte bei dem Scherz und trat zuerst in sein Haus, unter dem Gebell der Hofhunde.

Die Agenten folgten ihm mit vielen Ceremonien.



LXXXVII.

Die Turteltauben werden in den Käfig gebracht.

Dabei, daß er durch die Hofthüre eintrat, hatte Beaufire seine Idee: er wollte Lärm genug erregen, um Oliva darauf aufmerksam zu machen, daß sie auf ihrer Hut sein sollte. Ohne etwas von der Halsbands-Angelegenheit zu wissen, wußte Beaufire genug Dinge in Betreff der Sache des Balls, der Oper und der Kufe von Mesmer, daß er bange hatte, Oliva Fremden zu zeigen.

Er handelte vernünftig, denn die junge Frau, welche leichtfertige Romane auf dem Sofa ihres kleinen Salon las, hörte die Hunde bellen, schaute in den Hof und sah Beaufire mit Begleitern, was sie abhielt, ihm wie gewöhnlich entgegen zu gehen.

Zum Unglück waren diese zwei Turteltauben nicht außer dem Bereiche der Geiersklauen. Man mußte das Frühstück bestellen, und ein ungeschickter Diener — die Leute vom Lande sind keine Frontins — fragte zwei- oder dreimal, ob er die Befehle von Madame einholen sollte.

Bei diesem Wort spitzten die Spürhunde die Ohren. Sie verspotteten Beaufire angemessen über diese verborgene Dame, deren Gesellschaft für einen Einsiedler die Würze aller Glückseligkeit sei, welche die Einsamkeit und das Geld verleihen.

Beaufire ließ sich verspotten, aber er zeigte Oliva nicht.

Man trug ein reichliches Mahl auf, dem die Agenten Ehre anthaten. Man trank viel und brachte oft die Gesundheit der abwesenden Dame aus.

Beim Nachtschisch hatten sich die Köpfe erhitzt, die Herren von der Polizei dachten, es wäre unmenschlich, die Folter dieses Wirthes noch mehr zu verlängern,

und brachten das Gespräch geschickt darauf, welches gnügen es guten Herzen gewähre, alte Bekannte wieder zu finden.

Worauf Beauffre, während er ein Fläschchen Liqueur von den Inseln entpfropfte, die zwei Unbekannten fragte, an welchem Orte und unter welchen Umständen er mit ihnen zusammengetroffen sei.

„Wir waren, sagte der Eine von ihnen, waren die Freunde von einem Ihrer Verbündeten Zeit eines kleinen Geschäftes, das Sie in Theil mit Mehreren machten, des Geschäftes mit der portugiesischen Gesandtschaft.“

Beauffre erbleichte. Wenn solche Angelegenheiten berührt werden, glaubt man immer ein Stricken den Falten seines Halsbandes zu fühlen.

„Ah! wahrhaftig,“ sagte er, zitternd vorlegenheit, „und Sie kommen und verlangen von mir für Ihren Freund . . .“

„In der That, das ist eine Idee,“ sprach leise Alguazil zu seinem Kameraden, „die Einführung so ein ehrlicheres Aussehen. Eine Wiedererstattung im Namen eines abwesenden Freundes fordern, das moralisch.“

„Mehr noch. Damit sind alle Rechte auf Uebrigem vorbehalten,“ erwiderte der Freund des moralischen mit einem süß-sauren Lächeln, das Beauffre vom Scheitel bis zu den Zehen beben machte.

„Also?“ sagte er.

„Mein lieber Herr Beauffre, es wäre uns angenehm, wenn Sie Einem von uns den Theil eines Freundes zurückgeben würden. Ich glaube, so zehn tausend Livres.“

„Wenigstens, denn man spricht nicht von den Interessen,“ sagte der Kamerad positiv.

„Meine Herren,“ erwiderte Beauffre, dem Festigkeit dieser Forderung die Kehle zusammenschneidend, „man hat nicht zehn tausend Livres bei sich auf dem Tas-

„Das versteht sich, lieber Herr, und wir fordern nur das Mögliche. Wie viel können Sie sogleich geben?“

„Ich habe fünfzig bis sechzig Louisd'or, nicht mehr.“

„Wir fangen damit an, daß wir sie nehmen, und werden Ihnen für Ihre Höflichkeit danken.“

„Ah!“ dachte Beaufstre, entzückt über ihre Bereitwilligkeit, „sie sind von sehr guter Beschaffenheit. Sollten sie etwa so sehr bange vor mir haben, als ich vor ihnen habe? Versuchen wir es.“

Und er überlegte sich, daß diese Herren, sollten sie sehr laut schreien, es nur dahin brächten, daß sie sich als Mitschuldige von ihm bekennen würden, und daß dies für die Provinzbehörden eine schlechte Empfehlung wäre. Beaufstre schloß, diese Leute würden sich zufrieden erklären und ein vollkommenes Stillschweigen beobachten.

In seinem unvorsichtigen Vertrauen ging er so weit, daß er es berente, ihnen nicht dreißig Louisd'or statt sechzig angeboten zu haben; aber er gelobte sich, nachdem er die Summe gegeben, sich sehr rasch dieser Leute zu entledigen.

Er machte die Rechnung ohne seine Gäste; diese befanden sich sehr wohl bei ihm; sie genossen jene selige Zufriedenheit, welche eine angenehme Verdauung verschafft; sie waren gut für den Augenblick, weil sich streng zeigen sie angestrengt hätte.

„Es ist ein reizender Freund, dieser Beaufstre,“ sagte der Positiv zu seinem Kameraden. „Sechzig Louisd'or, die er uns gibt, sind lieblich zu nehmen.“

„Ich will sie Ihnen sogleich geben,“ rief der Wirth erschrocken, als er seine Gäste in bacchische Vertraulichkeiten ausbrechen sah.

„Es hat keine Eile,“ erwiederten die zwei Freunde.

„Doch, doch, mein Gewissen wird nur frei sein, wenn ich Sie bezahlt habe. Man ist delicat, oder man ist es nicht.“

Und er wollte sie verlassen, um das Geld zu holen. Doch diese Herren hatten Gerichtsbienergewohnheiten, eingewurzelte Gewohnheiten, die man schwer verliert, wenn man sie einmal angenommen hat. Die Herren wußten sich nicht von ihrer Beute zu trennen, wenn sie dieselbe einmal in den Händen hielten. Er läßt der gute Jagdhund sein verwundetes Feldhuhn nicht los, um es dem Jäger zu übergeben.

Der gute Gerichtsdienere ist derjenige, welcher, wenn einmal der Fang gemacht ist, diesen weder mehr mit dem Finger, noch mit dem Auge verläßt. Er weiß genau, wie launenhaft das Schicksal gegen die Jagd ist und wie sehr das, was man nicht mehr festhalten kann, sich entfernt.

Mit einem bewunderungswürdigen Ensemble rief auch Beide, so sehr sie betäubt waren:

„Herr Beaufre! mein lieber Beaufre!

Und sie hielten ihn am Flügel seines Rockes vom grünem Tuch zurück.

„Was gibt es?“ fragte Beaufre.

„Haben Sie die Güte, verlassen Sie uns nicht,“ erwiderten sie, während sie ihn zum Niederstürzen nöthigten.

„Aber wie soll ich Ihnen denn das Geld geben, wenn Sie mich nicht hinaufgehen lassen?“

„Wir werden Sie begleiten,“ antwortete der Pfaffen mit einer erschrecklichen Zärtlichkeit.

„Es ist . . . es ist das Zimmer meiner Frau,“ entgegnete Beaufre.

Dieses Wort, das er als eine Einwendung betrachtete, der nicht widersprochen werden konnte, war für die Schirren der Funke, der das Feuer an das Pulver legte.

Ihre brütende Unzufriedenheit — ein Gerichtsdienere ist immer über etwas unzufrieden — nahm die Form, einen Körper, eine Ursache an.

„Ah!“ rief der Erste von den Agenten, „warum bergen Sie uns Ihre Frau?“

„Ja, sind wir nicht präsentabel?“ sagte der Zweite.

„Wenn Sie wüßten, was man für Sie gethan, wären Sie artiger,“ sprach der Erste.

„Und Sie würden uns Alles geben, was wir verlangen,“ fügte fest der Zweite bei.

„Ah! Sie stimmen einen sehr hohen Ton an, meinen,“ sagte Beaufre.

„Wir wollen Deine Frau sehen,“ erwiderte der irre Positiv.

„Und ich, ich erkläre Ihnen, daß ich Sie hinaus-
sen werde,“ entgegnete Beaufre, stark durch ihre
Innenheit.

Sie antworteten ihm mit einem schallenden Ge-
ster, das ihn hätte klug machen müssen. Er trug
keine Rechnung, wurde hartnäckig und rief:

„Nun sollt Ihr auch nicht einmal das Geld be-
nehmen, das ich Euch versprochen habe, und Ihr wer-
det Euch aus dem Staube machen.“

Sie lachten noch furchtbarer, als das erste Mal.

Bitternd vor Zorn, sprach Beaufre mit erstickter
Stimme:

„Ich begreife Euch, Ihr werdet Lärm machen und
schreien; doch wenn Ihr spricht, stürzt Ihr Euch in's
Verderben, wie mich.“

Sie lachten fortwährend unter sich, der Spaß
war ihnen trefflich vor. Das war ihre einzige Antwort.

Beaufre glaubte sie durch einen Kraftstreich zu
brechen und stürzte nach der Treppe, nicht wie ein
Mensch, der Louisd'or holen will, sondern wie ein
Krieger, der eine Waffe holen will. Die Schirren
oben vom Tische auf, liefen, ihrem Grundsatz ge-
mäß, Beaufre nach und legten ihre breiten Hände an ihn.

Dieser schrie, eine Thüre öffnete sich, und eine
Frau erschien ängstlich, erschrocken auf der Schwelle
des Zimmers des ersten Stockes.

Und er wollte sie verlassen, um das Geld zu
 Doch diese Herren hatten Gerichtsdienerge-
 heiten, eingewurzelte Gewohnheiten, die man
 verliert, wenn man sie einmal angenommen hat.
 Herren wußten sich nicht von ihrer Beute zu trennen,
 wenn sie dieselbe einmal in den Händen hielten.
 läßt der gute Jagdhund sein verwundetes Feldhuhn
 los, um es dem Jäger zu übergeben.

Der gute Gerichtsdiener ist derjenige, welcher,
 einmal der Fang gemacht ist, diesen weder mehr
 dem Finger, noch mit dem Auge verläßt. Er wi-
 genau, wie launenhaft das Schicksal gegen die
 ist und wie sehr das, was man nicht mehr sehen
 sich entfernt.

Mit einem bewunderungswürdigen Ensemble
 auch Beide, so sehr sie betäubt waren:

„Herr Beaufre! mein lieber Beaufre!

Und sie hielten ihn am Flügel seines Rocke
 grünem Tuch zurück.

„Was gibt es?“ fragte Beaufre.

„Haben Sie die Güte, verlassen Sie uns r
 erwiderten sie, während sie ihn zum Niede
 nöthigten.

„Aber wie soll ich Ihnen denn das Geld
 wenn Sie mich nicht hinaufgehen lassen?“

„Wir werden Sie begleiten,“ antwortete de
 stiv mit einer erschrecklichen Zärtlichkeit.

„Es ist . . . es ist das Zimmer meiner Z
 entgegnete Beaufre.

Dieses Wort, das er als eine Einwendun
 trachtete, der nicht widersprochen werden könnte,
 für die Schirren der Funke, der das Feuer an
 Pulver legte.

Ihre brütende Unzufriedenheit — ein Ger
 diener ist immer über etwas unzufrieden — nahm
 Form, einen Körper, eine Ursache an.

„Ah!“ rief der Erste von den Agenten, „warum verbergen Sie uns Ihre Frau?“

„Ja, sind wir nicht präsentabel?“ sagte der Zweite.

„Wenn Sie wüßten, was man für Sie gethan hat, wären Sie artiger,“ sprach der Erste.

„Und Sie würden uns Alles geben, was wir verlangen,“ fügte keck der Zweite bei.

„Ah! Sie stimmen einen sehr hohen Ton an, meine Herren,“ sagte Beaufre.

„Wir wollen Deine Frau sehen,“ erwiderte der Sbirre Positiv.

„Und ich, ich erkläre Ihnen, daß ich Sie hinauswerfen werde,“ entgegnete Beaufre, stark durch ihre Trunkenheit.

Sie antworteten ihm mit einem schallenden Gelächter, das ihn hätte klug machen müssen. Er trug dem keine Rechnung, wurde hartnäckig und rief:

„Nun sollt Ihr auch nicht einmal das Geld bekommen, das ich Euch versprochen habe, und Ihr werdet Euch aus dem Staube machen.“

Sie lachten noch furchtbarer, als das erste Mal.

Bitternd vor Zorn, sprach Beaufre mit erstickter Stimme:

„Ich begreife Euch, Ihr werdet Lärm machen und sprechen; doch wenn Ihr sprecht, stürzt Ihr Euch in's Verderben, wie mich.“

Sie lachten fortwährend unter sich, der Spaß kam ihnen trefflich vor. Das war ihre einzige Antwort.

Beaufre glaubte sie durch einen Kraftstreich zu erschrecken und stürzte nach der Treppe, nicht wie ein Mensch, der Louisd'or holen will, sondern wie ein Wüthender, der eine Waffe holen will. Die Sbirren standen vom Tische auf, liefen, ihrem Grundsatz getreu, Beaufre nach und legten ihre breiten Hände an ihn.

Dieser schrie, eine Thüre öffnete sich, und eine Frau erschien ängstlich, erschrocken auf der Schwelle der Zimmer des ersten Stockes.

Als sie diese Frau sahen, ließen sie Beaufre los und stießen auch einen Schrei aus, doch einen Schrei der Freude, des Triumphs, wilder Exaltation.

Sie hatten diejenige getroffen, welche so sehr der Königin von Frankreich glich.

Beaufre glaubte sie einen Augenblick durch die Erscheinung einer Frau entwaffnet, aber er war bald grausam enttäuscht.

Der Positiv näherte sich Mlle. Oliva und sprach mit einem, in Rücksicht auf die Ähnlichkeit, zu wenig höflichen Ton:

„Ah! ah! ich verhafte Sie.“

„Sie verhaften!“ rief Beaufre; „und warum?“

„Weil uns Herr von Grosne den Befehl gegeben hat,“ erwiderte der andere Agent, „und weil wir in Diensten von Herrn von Grosne sind.“

Hätte der Blitz zwischen dem Liebespaare eingeschlagen, es wäre weniger darüber erschrocken, als über diese Erklärung.

„So ist es, wenn man sich nicht artig benimmt,“ sagte der Positiv zu Beaufre.

„Du hast Recht, Legrigneur; denn wenn Beaufre artig gewesen wäre, hätte er uns Madame gezeigt, und wir hätten Madame mit allem Anstand festgenommen.“

Beaufre drückte seinen Kopf in seine Hände. Er dachte nicht einmal daran, daß seine zwei Dienstboten, ein männlicher und ein weiblicher, diese Scene, welche mitten auf den Stufen vorging, unten von der Treppe hörten.

Er hatte eine Idee; sie lächelte ihn an: sie erfrischte ihn sogleich.

„Ihr seid gekommen, um mich zu verhaften?“ sagte er zu den Agenten.

„Nein, das ist Zufall,“ antworteten sie naiver Weise.

„Gleichviel. Ihr konntet mich verhaften und für sechzig Louisd'or liehet ihr mich in Freiheit.“

„Oh! nein, es war unsere Absicht, noch sechszig zu verlangen.“

„Und wir haben nur ein Wort,“ fuhr der Andere fort; „für hundert und zwanzig Louisd'or lassen wir Sie auch frei.“

„Aber . . . Madame?“ fragte Beaufre zitternd.

„Ah! Madame . . . das ist etwas Anderes,“ antwortete der Postiv.

„Madame ist zwei hundert werth, nicht wahr?“ jagte Beaufre hastig.

Die Agenten fingen wieder das furchtbare Gelächter an, das Beaufre diesmal leider begriff.

„Drei hundert . . .“ sagte er, „vier hundert . . . tausend Louisd'or . . . Ich gebe Euch tausend Louisd'or, aber Ihr werdet sie frei lassen.“

Die Augen von Beaufre funkelten, während er so sprach:

„Ihr antwortet nicht,“ sagte er; „Ihr wißt, daß ich Geld habe, und Ihr wollt mich bezahlen lassen. Das ist nur zu billig. Ich gebe zwei tausend Louisd'or, acht und vierzig tausend Livres, ein Vermögen für Euch Beide, aber laßt Ihr die Freiheit.“

„Du liebst sie also sehr, diese Frau?“ fragte der Postiv.

Nun war die Reihe zu lachen an Beaufre, und dieses höhnische Gelächter war so erschrecklich, es malte so scharf die verzweifelte Liebe, die dieses verwelkte Herz verzehrte, daß die zwei Sbirren hange davor bezaubert und sich entschlossen, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, um den Ausbruch der Verzweiflung zu vermeiden, die man in dem irren Auge von Beaufre las.

Sie nahmen jeder ein Paar Pistolen aus der Tasche, hielten sie Beaufre auf die Brust, und einer von ihnen sagte:

„Nicht für hundert tausend Thaler würden wir diese Frau zurückgeben. Herr von Rohan bezahlt uns

fünfmal hundert tausend Livres und die Königin ein Million.“

Beaufre schlug die Augen zum Himmel mit einem Ausdruck auf, der jedes andere Thier, als einen Aquazil, erweicht hätte.

„Gehen wir,“ sagte der Positiv. „Sie müssen ein Wägelchen, irgend etwas Rollendes hier haben: lassen Sie dieses Gefährt für Madame anspannen; wir sind ihr das wohl schuldig.“

„Und da wir gute Teufel sind, so wollen wir keinen Mißbrauch von unserer Gewalt machen: Man nimmt Sie der Form wegen auch mit; unter Weges wenden wir die Augen ab, Sie springen vom Gefährt herab und wir bemerken es erst, wenn Sie tausend Schritte Vorsprung haben. Ist das ein gutes Benehmen, wie?“

Beaufre antwortete nur:

„Wohin sie geht, werde ich gehen. Ich verlasse mich nie in diesem Leben.“

„Oh! weder in diesem, noch in dem andern!“ fügte Oliva eiskalt vor Schrecken bei.

„Desto besser!“ sprach der Positiv, „je mehr man Herrn von Grosne Gefangene zuführt, desto mehr lacht er.“

Eine Viertelstunde nachher fuhr der Wagen mit dem gefangenen Liebespaar und seinen Begleitern vom Hause ab.

LXXXVIII.

Herr von Grosne.

Man kann sich denken, welche Wirkung dieser Fall auf Herrn von Grosne hervorbrachte.

Die Agenten erhielten wahrscheinlich die Millio

nicht, auf die sie hofften, doch man hat allen Grund, anzunehmen, daß sie befriedigt wurden.

Als der Polizeilieutenant die Hände zum Zeichen der Zufriedenheit sich wohl gerieben hatte, begab er sich nach Versailles in einem Wagen, dem ein anderer hermetisch verschlossener Wagen folgte.

Es war am Morgen nach dem Tag, an welchem der Postiv und sein Freund Nicole in die Hände des Polizeichef übergeben hatten.

Herr von Grosne ließ seine zwei Wagen in Trianon einfahren, stieg aus dem, welchen er inne hatte, und übergab den andern der Obhut seines ersten Schreibers.

Er ließ sich zur Königin führen, von der er sich sogleich eine Audienz in Trianon erbeten hatte.

Die Königin, welche seit einem Monat wohl darauf bedacht war, nichts zu vernachlässigen, was von Seiten der Polizei kam, entsprach sogleich der Bitte des Ministers; sie begab sich schon am Morgen in ihr Lieblingshaus, und zwar mit kleiner Begleitung, falls Geheimhaltung nöthig wäre.

Sobald Herr von Grosne bei ihr eingeführt, erkannte sie an seiner strahlenden Miene, daß die Nachrichten gut waren.

Die arme Frau! seit geraumer Zeit sah sie um sich her nur düstere und zurückhaltende Gesichter.

Ein Klopfen der Freude, das erste seit dreißig Tagen, bewegte ihr durch so viele tiefe Erschütterungen verwundetes Herz.

Der Beamte, nachdem er ihr die Hand geküßt, sprach:

„Madame, hat Ihre Majestät in Trianon ein Zimmer, wo sie, ohne gesehen zu werden, sehen kann, was vorgeht?“

„Ich habe meine Bibliothek,“ antwortete die Königin; „hinter den Verschlägen habe ich Löcher in meinem Imbißsalon machen lassen. Und zuweilen, wäh-

und brachten das Gespräch geschickt darauf, welches Vergnügen es guten Herzen gewähre, alte Bekannte wiederzufinden.

Worauf Beauffre, während er ein Fläschchen mit Liqueur von den Inseln entpfropfte, die zwei Unbekannten fragte, an welchem Orte und unter welchen Umständen er mit ihnen zusammengetroffen sei.

„Wir waren, sagte der Cine von ihnen, „wir waren die Freunde von einem Ihrer Verbündeten zur Zeit eines kleinen Geschäftes, das Sie in Theilung mit Mehreren machten, des Geschäftes mit der portugiesischen Gesandtschaft.“

Beauffre erbleichte. Wenn solche Angelegenheiten berührt werden, glaubt man immer ein Strickende in den Falten seines Halsbandes zu fühlen.

„Ah! wahrhaftig,“ sagte er, zitternd vor Verlegenheit, „und Sie kommen und verlangen von mir für Ihren Freund . . .“

„In der That, das ist eine Idee,“ sprach Iesse der Alguazil zu seinem Kameraden, „die Einführung hat so ein ehrlicheres Aussehen. Eine Wiedererstattung im Namen eines abwesenden Freundes fordern, das ist moralisch.“

„Mehr noch. Damit sind alle Rechte auf das Uebrige vorbehalten,“ erwiderte der Freund des Moralischen mit einem süß-sauren Lächeln, das Beauffre vom Scheitel bis zu den Zehen beben machte.

„Also?“ sagte er.

„Mein lieber Herr Beauffre, es wäre uns also angenehm, wenn Sie Einem von uns den Theil unseres Freundes zurückgeben würden. Ich glaube, so etwa zehn tausend Livres.“

„Wenigstens, denn man spricht nicht von den Interessen,“ sagte der Kamerad positiv.

„Meine Herren,“ erwiderte Beauffre, dem die Festigkeit dieser Forderung die Kehle zusammenschnürte, „man hat nicht zehn tausend Livres bei sich auf dem Lande.“

„Das versteht sich, lieber Herr, und wir fordern nur das Mögliche. Wie viel können Sie sogleich geben?“

„Ich habe fünfzig bis sechzig Louisd'or, nicht mehr.“

„Wir fangen damit an, daß wir sie nehmen, und werden Ihnen für Ihre Höflichkeit danken.“

„Ah!“ dachte Beaufstre, entzückt über ihre Bereitwilligkeit, „sie sind von sehr guter Beschaffenheit. Sollten sie etwa so sehr bange vor mir haben, als ich vor ihnen habe? Versuchen wir es.“

Und er überlegte sich, daß diese Herren, sollten sie sehr laut schreien, es nur dahin brächten, daß sie sich als Mitschuldige von ihm bekennen würden, und daß dies für die Provinzbehörden eine schlechte Empfehlung wäre. Beaufstre schloß, diese Leute würden sich zufrieden erklären und ein vollkommenes Stillschweigen beobachten.

In seinem unvorsichtigen Vertrauen ging er so weit, daß er es bereute, ihnen nicht dreißig Louisd'or statt sechzig angeboten zu haben; aber er gelobte sich, nachdem er die Summe gegeben, sich sehr rasch dieser Leute zu entledigen.

Er machte die Rechnung ohne seine Gäste; diese befanden sich sehr wohl bei ihm; sie genossen jene selige Zufriedenheit, welche eine angenehme Verdauung verschafft; sie waren gut für den Augenblick, weil sich streng zeigen sie angestrengt hätte.

„Es ist ein reizender Freund, dieser Beaufstre,“ sagte der Positiv zu seinem Kameraden. „Sechzig Louisd'or, die er uns gibt, sind lieblich zu nehmen.“

„Ich will sie Ihnen sogleich geben,“ rief der Wirth erschrocken, als er seine Gäste in bacchische Vertraulichkeiten ausbrechen sah.

„Es hat keine Eile,“ erwiederten die zwei Freunde.

„Doch, doch, mein Gewissen wird nur frei sein, wenn ich Sie bezahlt habe. Man ist delicat, oder man ist es nicht.“

Und er wollte sie verlassen, um das Geld zu holen.

Doch diese Herren hatten Gerichtsbienergewohnheiten, eingewurzelte Gewohnheiten, die man schwer verliert, wenn man sie einmal angenommen hat. Diese Herren wußten sich nicht von ihrer Beute zu trennen, wenn sie dieselbe einmal in den Händen hielten. So läßt der gute Jagdhund sein verwundetes Feldhuhn nur los, um es dem Jäger zu übergeben.

Der gute Gerichtsbienner ist derjenige, welcher, wenn einmal der Fang gemacht ist, diesen weder mehr mit dem Finger, noch mit dem Auge verläßt. Er weiß zu genau, wie launenhaft das Schicksal gegen die Jäger ist und wie sehr das, was man nicht mehr festhält, sich entfernt.

Mit einem bewunderungswürdigen Ensemble riefen auch Beide, so sehr sie betäubt waren:

„Herr Beaufstre! mein lieber Beaufstre!

Und sie hielten ihn am Flügel seines Rockes von grünem Tuch zurück.

„Was gibt es?“ fragte Beaufstre.

„Haben Sie die Güte, verlassen Sie uns nicht,“ erwiderten sie, während sie ihn zum Niederstigen nöthigten.

„Aber wie soll ich Ihnen denn das Geld geben, wenn Sie mich nicht hinaufgehen lassen?“

„Wir werden Sie begleiten,“ antwortete der Positiv mit einer erschrecklichen Zärtlichkeit.

„Es ist . . . es ist das Zimmer meiner Frau,“ entgegnete Beaufstre.

Dieses Wort, das er als eine Einwendung betrachtete, der nicht widersprochen werden könnte, war für die Schirren der Funke, der das Feuer an das Pulver legte.

Ihre brütende Unzufriedenheit — ein Gerichtsbienner ist immer über etwas unzufrieden — nahm eine Form, einen Körper, eine Ursache an.

„Ah!“ rief der Erste von den Agenten, „warum erbergen Sie uns Ihre Frau?“

„Ja, sind wir nicht präsentabel?“ sagte der Zweite.

„Wenn Sie wüßten, was man für Sie gethan hat, wären Sie artiger,“ sprach der Erste.

„Und Sie würden uns Alles geben, was wir verlangen,“ fügte fest der Zweite bei.

„Ah! Sie stimmen einen sehr hohen Ton an, meine Herren,“ sagte Beaufre.

„Wir wollen Deine Frau sehen,“ erwiderte der Sbirre Positiv.

„Und ich, ich erkläre Ihnen, daß ich Sie hinauswerfen werde,“ entgegnete Beaufre, stark durch ihre Trunkenheit.

Sie antworteten ihm mit einem schallenden Geächter, das ihn hätte flug machen müssen. Er trug em keine Rechnung, wurde hartnäckig und rief:

„Run sollt Ihr auch nicht einmal das Geld bekommen, das ich Euch versprochen habe, und Ihr werdet Euch aus dem Staube machen.“

Sie lachten noch furchtbarer, als das erste Mal. Bitternd vor Zorn, sprach Beaufre mit erstickter Stimme:

„Ich begreife Euch, Ihr werdet Lärm machen und weinen; doch wenn Ihr sprecht, stürzt Ihr Euch in's Verderben, wie mich.“

Sie lachten fortwährend unter sich, der Spaß am ihnen trefflich vor. Das war ihre einzige Antwort.

Beaufre glaubte sie durch einen Kraftstreich zu erschrecken und stürzte nach der Treppe, nicht wie ein Mensch, der Louisd'or holen will, sondern wie ein Wüthender, der eine Waffe holen will. Die Sbirren rannen vom Tische auf, liefen, ihrem Grundsatz getreu, Beaufre nach und legten ihre breiten Hände an ihn.

Dieser schrie, eine Thüre öffnete sich, und eine Frau erschien ängstlich, erschrocken auf der Schwelle des Zimmers des ersten Stockes.

Als sie diese Frau sahen, ließen sie Beaufstre los und stießen auch einen Schrei aus, doch einen Schrei der Freude, des Triumphs, wilder Exaltation.

Sie hatten diejenige getroffen, welche so sehr der Königin von Frankreich glich.

Beaufstre glaubte sie einen Augenblick durch die Erscheinung einer Frau entwaffnet, aber er war bald grausam enttäuscht.

Der Positiv näherte sich Mlle. Oliva und sprach mit einem, in Rücksicht auf die Aehnlichkeit, zu wenig höflichen Ton:

„Ah! ah! ich verhafte Sie.“

„Sie verhaften!“ rief Beaufstre; „und warum?“

„Weil uns Herr von Grosne den Befehl gegeben hat,“ erwiderte der andere Agent, „und weil wir in Diensten von Herrn von Grosne sind.“

Hätte der Witz zwischen dem Liebespaare eingeschlagen, es wäre weniger darüber erschrocken, als über diese Erklärung.

„So ist es, wenn man sich nicht artig benimmt,“ sagte der Positiv zu Beaufstre.

„Du hast Recht, Egrigneur; denn wenn Beaufstre artig gewesen wäre, hätte er uns Madame gezeigt, und wir hätten Madame mit allem Anstand festgenommen.“

Beaufstre drückte seinen Kopf in seine Hände. Er dachte nicht einmal daran, daß seine zwei Dienstboten, ein männlicher und ein weiblicher, diese Scene, welche mitten auf den Stufen vorging, unten von der Treppe hörten.

Er hatte eine Idee; sie lächelte ihn an: sie erfrischte ihn sogleich.

„Ihr seid gekommen, um mich zu verhaften?“ sagte er zu den Agenten.

„Nein, das ist Zufall,“ antworteten sie naiver Weise.

„Gleichviel. Ihr konntet mich verhaften und für sechzig Louisd'or ließt ihr mich in Freiheit.“

„Oh! nein, es war unsere Absicht, noch sechszig
zu verlangen.“

„Und wir haben nur ein Wort,“ fuhr der Andere
ort; „für hundert und zwanzig Louisd'or lassen wir
sie auch frei.“

„Aber . . . Madame?“ fragte Beaufre zitternd.

„Ah! Madame . . . das ist etwas Anderes,“ ant-
wortete der Postiv.

„Madame ist zwei hundert werth, nicht wahr?“
rte Beaufre hastig.

Die Agenten singen wieder das furchtbare Gelächter
1, das Beaufre diesmal leider begriff.

„Drei hundert . . .“ sagte er, „vier hundert . . .
usend Louisd'or . . . Ich gebe Euch tausend Louisd'or,
ber Ihr werdet sie frei lassen.“

Die Augen von Beaufre funkelten, während er so
rach:

„Ihr antwortet nicht,“ sagte er; „Ihr wißt, daß
h Geld habe, und Ihr wollt mich bezahlen lassen.
as ist nur zu billig. Ich gebe zwei tausend Louisd'or,
ht und vierzig tausend Livres, ein Vermögen für Euch
eibe, aber laßt ihr die Freiheit.“

„Du liebst sie also sehr, diese Frau?“ fragte der
ostiv.

Nun war die Reihe zu lachen an Beaufre, und
eses höhnische Gelächter war so erschrecklich, es malte
scharf die verzweifelte Liebe, die dieses verwelkte
erz verzehrte, daß die zwei Sbirren bange davor be-
men und sich entschlossen, Vorsichtsmaßregeln zu er-
eifen, um den Ausbruch der Verzweiflung zu ver-
eiden, die man in dem irren Auge von Beaufre las.

Sie nahmen jeder ein Paar Pistolen aus der
rsche, hielten sie Beaufre auf die Brust, und einer
n ihnen sagte:

„Nicht für hundert tausend Thaler würden wir
se Frau zurückgeben. Herr von Rohan bezahlt uns

Das Halbband der Königin. IV.

fünfmal hundert tausend Livres und die Königin Million.“

Beaufre schlug die Augen zum Himmel mit einem Ausdruck auf, der jedes andere Thier, als einen guazil, erweicht hätte.

„Gehen wir,“ sagte der Positiv. „Sie müssen Wägelchen, irgend etwas Rollendes hier haben: Lassen Sie dieses Gefährt für Madame anspannen; wir sind ihr das wohl schuldig.“

„Und da wir gute Teufel sind, so wollen wir keinen Mißbrauch von unserer Gewalt machen: Man nicht Sie der Form wegen auch mit; unter Weges werden wir die Augen ab, Sie springen vom Gefährt herunter und wir bemerken es erst, wenn Sie tausend Schritte Vorsprung haben. Ist das ein gutes Benehmen, nicht?“

Beaufre antwortete nur:

„Wohin sie geht, werde ich gehen. Ich verlasse nie in diesem Leben.“

„Oh! weder in diesem, noch in dem andern!“
Oliva eiskalt vor Schrecken bei.

„Desto besser!“ sprach der Positiv, „je mehr Herr von Grosne Gefangene zuführt, desto mehr lacht er.“

Eine Viertelstunde nachher fuhr der Wagen dem gefangenen Liebespaar und seinen Begleitern Hause ab.

LXXXVIII.

Herr von Grosne.

Man kann sich denken, welche Wirkung dieser Bericht auf Herrn von Grosne hervorbrachte.

Die Agenten erhielten wahrscheinlich die Mi-

nicht, auf die sie hofften, doch man hat allen Grund, anzunehmen, daß sie befriedigt wurden.

Als der Polizeilieutenant die Hände zum Zeichen der Zufriedenheit sich wohl gerieben hatte, begab er sich nach Versailles in einem Wagen, dem ein anderer hermetisch verschlossener Wagen folgte.

Es war am Morgen nach dem Tag, an welchem der Postiv und sein Freund Nicole in die Hände des Polizeichef übergeben hatten.

Herr von Grosne ließ seine zwei Wagen in Trianon einfahren, stieg aus dem, welchen er inne hatte, und übergab den andern der Obhut seines ersten Schreibers.

Er ließ sich zur Königin führen, von der er sich sogleich eine Audienz in Trianon erbeten hatte.

Die Königin, welche seit einem Monat wohl darauf bedacht war, nichts zu vernachlässigen, was von Seiten der Polizei kam, entsprach sogleich der Bitte des Ministers; sie begab sich schon am Morgen in ihr Lieblingshaus, und zwar mit kleiner Begleitung, falls Geheimhaltung nöthig wäre.

Sobald Herr von Grosne bei ihr eingeführt, erkannte sie an seiner strahlenden Miene, daß die Nachrichten gut waren.

Die arme Frau! seit geraumer Zeit sah sie um sich her nur düstere und zurückhaltende Gesichter.

Ein Klopfen der Freude, das erste seit dreißig Tagen, bewegte ihr durch so viele tiefe Erschütterungen verwundetes Herz.

Der Beamte, nachdem er ihr die Hand geküßt, sprach:

„Madame, hat Ihre Majestät in Trianon ein Zimmer, wo sie, ohne gesehen zu werden, sehen kann, was vorgeht?“

„Ich habe meine Bibliothek,“ antwortete die Königin; „hinter den Verschlägen habe ich Löcher in meinem Imbißsalon machen lassen. Und zuweilen, wäh-

rend ich versperte, belustigte ich mich mit Frau v. Lamballe und Fräulein von Laverney, als ich hatte, damit, daß ich die komischen Grimassen des Abbé Vermond betrachtete, wenn er auf ein Pamphlet stieß, in dem von ihm die Rede war."

"Sehr gut, Madame. Ich habe nun unten einen Wagen, den ich möchte in das Schloß einfahren lassen ohne daß der Inhalt dieses Wagens von irgend Jemand, außer Eurer Majestät, gesehen würde."

"Das geht ganz leicht," erwiderte die Königin, "wo ist Ihr Wagen?"

"Im ersten Hof, Madame."

Die Königin läutete; es kam Jemand, um ihre Befehle in Empfang zu nehmen.

"Lassen Sie den Wagen, den Ihnen Herr v. Grosne bezeichnen wird, in das große Vestibule einfahren," sprach Marie Antoinette "und schließen Sie die beiden Thüren dieses Vestibule, so daß es fest darin ist, und Niemand sehe vor mir die Curiosität die mir Herr von Grosne bringt."

Der Befehl wurde vollzogen. Man wußte, nicht mehr als die Befehle, die Launen der Königin zu spectiren. Der Wagen fuhr unter das Gewölbe der Wohnung der Garben und ergoß seinen Inhalt in das düstere Vestibule.

"Madame," sprach Herr von Grosne, "wollen Sie nun mit mir in Ihren Imbissalon kommen um Befehl geben; daß man meinen Schreiber mit dem was er in die Bibliothek bringen wird, eintreten läßt."

Zehn Minuten nachher spähte die Königin behutsam hinter ihren Fächern.

Sie sah in die Bibliothek eine verschleierte Gestalt eintreten; der Schreiber nahm ihr den Schleier ab, und die Königin stieß, als sie dieselbe erkannt hatte, einen Schrei des Schreckens aus. Es war Olympe.

gekleidet in eines von den Costümen, welche Marie Antoinette am meisten liebte.

Sie hatte ein grünes Kleid mit breiten schwarz-moirirten Schleifen, die hohe Frisur, welche die Königin bevorzugte, Ringe den ihrigen ähnlich, Pantoffeln von grünem Atlas mit ungeheuren Abiäzen: es war Marie Antoinette selbst, abgesehen vom Blute der Cäsaren, welche die bewegliche plebejische Flüssigkeit aller Wollüste von Herrn Beaupre ersetzte.

Die Königin glaubte sich in einem entgegengesetzten Spiegel zu sehen; sie verschlang mit den Augen diese Erscheinung.

„Was sagt Eure Majestät von dieser Aehnlichkeit?“ fragte nun Herr Crosne triumphirend über die Wirkung, die er hervorgebracht hatte.

„Ich sage . . . ich sage, mein Herr,“ stammelte die Königin ganz verwirrt . . . „Ah! Olivier,“ dachte sie, „warum sind Sie nicht da?“

„Was will Eure Majestät?“

„Nichts, mein Herr, nichts, wenn nicht, daß der König wohl erfahre . . .“

„Und daß Herr von Provence sehe, nicht wahr Madame?“

„Ah! meinen Dank, Herr von Crosne, meinen Dank . . . Doch was wird man mit dieser Frau machen?“

„Schreibt man dieser Frau Alles zu, was geschehen ist?“ fragte Herr von Crosne.

„Sie haben wohl die Fäden dieses Complots?“

„Ungefähr, Madame.“

„Und Herr von Rohan?“

„Herr von Rohan weiß noch nichts.“

„Oh!“ rief die Königin, ihr Gesicht in ihren Händen verbergend, „diese Frau, mein Herr, das sehe ich wohl, ist der ganze Irrthum des Cardinals.“

„Es mag sein, Madame, doch wenn es der Irrthum des Cardinals ist, so ist es das Verbrechen eines Andern.“

„Suchen Sie, mein Herr, Sie haben die Ehre des Hauses Frankreich in Ihren Händen.“

„Und glauben Sie mir, Madame, sie ist wohl versorgt,“ erwiderte Herr von Grosne.

„Der Prozeß?“ fragte die Königin.

„Ist im Gange. Ueberall leugnet man; doch ich erwarte den günstigen Augenblick, um das Ueberführungsmittel, das sie in Ihrer Bibliothek haben, in's Feld zu stellen.“

„Und Frau von La Mothe?“

„Sie weiß nicht, daß ich dieses Mädchen gefunden und bezüchtigt Cagliostro, er habe dem Cardinal den Kopf erhitzt, bis er den Verstand verloren.“

„Und Herr von Cagliostro?“

„Herr von Cagliostro, den ich befragen ließ, hat mir versprochen, mich noch diesen Morgen zu besuchen.“

„Das ist ein gefährlicher Mann.“

„Er wird ein nützlicher Mann sein. Von einer Schlange wie Frau von La Mothe gestochen, wird er das Gift verschlucken und uns Gegengift geben.“

„Sie hoffen auf Offenbarungen?“

„Ich bin fest davon überzeugt.“

„Wie so, mein Herr? oh! sagen Sie mir Alles, was mich beruhigen kann.“

„Vernehmen Sie meine Gründe, Madame: Frau von La Mothe wohnte in der Rue Saint-Claude . . .“

„Ich weiß es, ich weiß es,“ erwiderte die Königin erröthend.

„Ja, Eure Majestät erwies dieser Frau die Ehre wohlthätig gegen sie zu sein.“

„Sie hat mich gut dafür belohnt, nicht wahr? . . . Sie wohnte also in der Rue Saint-Claude?“

„Und Herr von Cagliostro wohnt gerade gegenüber.“

„Und Sie vermuthen?“

„Daß, wenn ein Geheimniß für das Eine oder

für das Andere von diesen beiden Nachbarn stattgefunden hat, dieses Geheimniß dem Einen wie dem Andern gehören muß . . . Doch verzeihen Sie, Madame, es ist bald die Stunde, zu der ich in Paris Herrn von Cagliostro erwarte, und um nichts in der Welt möchte ich diese Erklärungen verzögern.“

„Sehen Sie, mein Herr, gehen Sie, und seien Sie noch einmal meiner Dankbarkeit versichert.“

„Endlich,“ rief sie ganz in Thränen, als Herr von Grosne weggegangen war, „endlich beginnt meine Rechtfertigung. Ich werde meinen Triumph auf allen Gesichtern lesen. Das des einzigen Freundes, welche mich so gerne beweisen möchte, daß ich unschuldig bin, dieses allein werde ich nicht sehen!“

Mittlerweile flog Herr von Grosne nach Paris und kam nach Hause, wo ihn Herr von Cagliostro erwartete.

Dieser wußte Alles seit dem vorhergehenden Tag. Er ging zu Beaufre, dessen Zufluchtsort er kannte, um ihn anzutreiben, Frankreich zu verlassen, als er ihn auf der Straße zwischen den zwei Agenten im Wagen erblickte. Oliva war ganz beschämt und ganz in Thränen zerfließend im Hintergrund verborgen.

Beaufre sah den Grafen, der sich in seiner Postchaise kreuzte, und erkannte ihn. Der Gedanke, dieser geheimnißvolle und mächtige Herr könnte ihm von einigem Nutzen sein, änderte plötzlich seinen Entschluß, Oliva nie zu verlassen.

Er wiederholte den Agenten den Vorschlag einer Entweichung, den sie ihm gemacht. Sie nahmen hundert Louisd'or an und ließen ihn frei, trotz der Thränen von Nicole.

Beaufre umarmte indessen seine Geliebte und sagte ihr in's Ohr:

„Hoffe . . . ich will an Deiner Rettung arbeiten.“

Und er enteilte mit kräftigen Schritten in der Richtung der Straße, welche Cagliostro verfolgte.

Dieser hatte schon angehalten; er brauchte Beaufre nicht mehr zu suchen, da Beaufre zurückkam. Es war ihm dienlich, auf Beaufre zu warten, wenn dieser zuweilen sich nachlaufen machte.

Cagliostro wartete also seit einer halben Stunde an der Biegung der Straße, als er den unglücklichen Liebhaber von Oliva bleich, athemlos, halb todt ankommen sah.

Beim Anblick des stehenden Wagens stieß Beaufre den Freudenschrei des Schiffbrüchigen aus, der ein Brett berührt.

„Was gibt es, mein Kind?“ sagte der Graf, indem er ihm zu sich einsteigen half.

Beaufre erzählte ihm seine ganze klägliche Geschichte; Cagliostro hörte ihn stillschweigend an und sprach dann:

„Sie ist verloren.“

„Wie so?“ rief Beaufre.

Cagliostro erzählte Beaufre, was er nicht wußte, nämlich die Intrigue der Rue Sainte-Glaude und die von Versailles.

Beaufre wäre beinahe in Ohnmacht gefallen.

„Ketten Sie sie,“ sprach er im Wagen auf die Kniee sinkend, „und ich gebe sie Ihnen, wenn Sie Oliva immer noch lieben.“

„Mein Freund,“ entgegnete Cagliostro, „Sie sind in einem Irrthume begriffen, ich habe Mademoiselle Oliva nie geliebt; ich hatte nur einen Zweck, den, sie dem ausschweifenden Leben zu entziehen, welches Sie mit ihr führten.“

„Aber . . .“ versetzte Beaufre erstaunt.

„Sie wundern sich hierüber? Erfahren Sie, daß ich einer von den Vorstehern einer Gesellschaft für sittliche Reform bin, deren Zweck es ist, dem Laster Alles zu entreißen, was Ausichten auf Heilung bieten kann. Ich hätte Oliva geheilt, indem ich sie Ihnen wegnahm, und darum habe ich sie Ihnen weggenommen.“

Sie sage, ob sie je von meinem Munde ein Wort der Balanterie gehört hat; sie sage, ob meine Dienste nicht immer uneigennützig gewesen sind!"

"Ein Grund mehr, mein Herr, retten Sie sie!"

"Ich will es wohl versuchen; doch das hängt von Ihnen ab."

"Verlangen Sie mein Leben von mir."

"Ich werde nicht so viel verlangen. Kehren Sie mit mir nach Paris zurück, und wenn Sie Punkt für Punkt meine Vorschriften befolgen, so werden wir vielleicht Ihre Geliebte retten. Ich stelle hierbei nur eine Bedingung."

"Welche, mein Herr?"

"Ich werde sie Ihnen sagen, wenn wir zu mir in Paris zurückkommen."

"Oh! ich unterschreibe zum Voraus; doch sie wiedersehen! sie wiedersehen!"

"Daran denke ich gerade; ehe zwei Stunden ver-
gehen, werden Sie Eliza wiedersehen."

"Und sie umarmen?"

"Ich zähle darauf; mehr noch, Sie werden ihr sagen, was ich Ihnen zu sagen beabsichtige."

Cagliostro schlug mit Beaufre wieder den Weg nach Paris ein.

Zwei Stunden nachher, es war dies am Abend, holte er den Wagen der Agenten eingeholt.

Und eine Stunde später erkaufte sich Beaufre um fünfzig Louisd'or von den beiden Agenten das Recht, Nicole zu umarmen und ihr die Aufträge des Grafen zu flüstern.

Die Agenten bewunderten diese leidenschaftliche Liebe. Sie versprachen sich so etwa fünfzig Louisd'or auf jeder Poststation.

Beaufre erschien jedoch nicht mehr, und die Chaise von Cagliostro führte ihn rasch nach Paris, wo sich viele Creianisse vorbereiteten.

Dies mit mir wie dem Leser nothwendig mitthei-

len, ehe wir ihm Herrn von Cagliostro im Gespräche mit Herrn von Grosne zeigen.

Nun aber können wir ihn in das Cabinet des Polizeilieutenants einführen.

* * *

Herr von Grosne wußte von Cagliostro Alles, was ein gewandter Polizeilieutenant von einem in Frankreich wohnenden Mann wissen kann, und das will nicht wenig sagen. Er kannte alle seine früheren Namen, er kannte alle seine Geheimnisse als Alchemist, als Magnetiseur und als Wahrsager, er kannte die Ansprüche, die er auf Allgegenwart, auf fortwährende Wiedergeburt machte, und betrachtete ihn als einen vornehmen Charlatan.

Herr von Grosne war ein starker Geist, mit allen Mitteln seines Amtes vertraut, bei Hofe wohl angeschrieben, gleichgültig gegen die Gunst, die sich nicht mit seinem Stolz vertrug, ein Mann, auf den nicht Jeder, der da wollte, Einfluß zu üben vermochte.

Diesem konnte Cagliostro nicht, wie Herrn von Rohan, noch vom hermetischen Ofen heiße Louisd'or anbieten; diesem hätte Cagliostro nicht das Ende einer Pistole geboten, wie Balsamo Herrn von Sartines; von diesem hatte Balsamo nicht mehr eine Lorenza zurückzufordern, sondern Cagliostro hatte Rechenschaft abzulegen.

Darum hatte der Graf, statt die Ereignisse abzuwarten, sich von dem Beamten eine Audienz erbitten zu müssen geglaubt.

Herr von Grosne fühlte den Vortheil seiner Stellung. Cagliostro fühlte das Peinliche der seinigen und war bemüht sich daraus zu befreien. Bei dieser offen gespielten Schachpartie fand ein Einsatz statt, den einer von den Spielern nicht muthmaßte, und dieser Spieler war nicht Herr von Grosne.

Dieser kannte, wie gesagt, von Cagliostro nur den Charlatan, der Adept war ihm völlig unbekannt. An den Steinen, welche die Philosophie auf dem Wege der Monarchie ausäte, haben sich so viele Leute nur gestoßen, weil sie dieselben nicht sahen.

Herr von Grosne erwartete von Herrn von Cagliostro Enthüllungen über das Halsband, über die Händel von Frau von La Mothe; hierin lag sein Nachtheil. Doch er hatte das Recht, zu befragen, zu verhören, einzukerkern, und dies war seine Ueberlegenheit.

Er empfing den Grafen wie ein Mann, der sein Gewicht fühlt, aber der es nicht an Höflichkeit gegen irgend Jemand fehlen lassen will, nicht einmal gegen einen Parvenu.

Cagliostro bewachte sich. Er wollte nur vornehmer Herr bleiben, seine einzige Schwäche, von der er glaubte, er müsse sie vermuthen lassen.

„Mein Herr, sagte der Polizeilieutenant zu ihm, Sie haben sich eine Audienz von mir erbeten. Ich komme ausdrücklich von Versailles, um sie Ihnen zu geben.“

„Mein Herr, ich dachte, Sie hätten ein Interesse, mich über das, was vorgeht, zu befragen, und als ein Mann, der Ihr ganzes Verdienst und die ganze Bedeutung Ihrer Functionen kennt, bin ich zu Ihnen gekommen.“

„Sie befragen?“ versetzte der Beamte, Erstaunen heuchelnd; „worüber denn? und in welcher Eigenschaft?“

„Mein Herr, sprach Herr Cagliostro gerade heraus, Sie beschäftigen sich sehr viel mit Frau von La Mothe und dem Verschwinden des Halsbands.“

„Sollten Sie es gefunden haben?“ fragte Herr von Grosne beinahe spöttisch.

„Nein,“ antwortete der Graf mit ernstem Tone. „Aber wenn ich es nicht gefunden habe, so weiß ich doch wenigstens, daß Frau von La Mothe in der Rue Saint-Claude wohnte.“

„mein Herr, ein Schlangkopf, den sie nicht
wissen . . .“

gewisser Beaufire vielleicht,“ erwiderte der
glücklich, wohlunterrichtet zu erscheinen.

Sie kennen ihn, das ist erstaunlich,“ sprach
mit Bewunderung, „sehr gut, mein Herr,
noch mehr Wahrsager, als ich. Eines Tags
Beaufire die Arme mehr geschlagen und be-
tete, als gewöhnlich, flüchtete sie sich zu mir
mich um meinen Schutz. Ich bin gut, ich
irgend einen Winkel in einem meiner Ho-

Ihnen! . . . Sie war bei Ihnen?“ rief der
staunt.

rdings,“ erwiderte Gagliostro, ebenfalls Er-
schreckend, „warum sollte ich sie nicht bei mir
haben? ich bin Junggeselle.“

er lachte mit einer so geschickten Treuherzig-
Herr von Grosne völlig in's Garn ging.

Ihnen!“ wiederholte er; „darum haben also
nten so sehr gesucht, um sie zu finden.“

, gesucht!“ rief Gagliostro. „Man suchte die
hat sie denn etwas gethan, was ich nicht

„mein Herr, nein; ich beschwöre Sie, fah-
ort.“

mein Gott! ich bin zu Ende. Ich quartierte
r ein, das ist das Ganze.“

„mein Herr Graf, das ist nicht das Ganze,
orhin den Namen Oliva mit dem Namen
von La Mothe zu verbinden schienen.“

wegen der Nachbarschaft.“

ist noch etwas Anderes, Herr Graf . . . Sie
st umsonst gesagt, Frau von La Mothe und
da seien Nachbarinnen gewesen,“

das bezieht sich auf einen Umstand, welchen
zutheilen unnütz wäre. Man muß nicht dem

ersten Beamten des Königreichs Hirngespinnste eines müßigen Rentier erzählen."

"Sie interessieren mich, mein Herr, und zwar mehr als Sie glauben; denn diese Oliva, von der Sie sagen, Sie haben sie bei sich aufgenommen, habe ich in der Provinz gefunden."

"Sie haben sie gefunden?"

"Mit Herrn von Beaufire."

"Ich vermuthete es," rief Gagliostro. "Sie war mit Beaufire? Ah! sehr gut, sehr gut! Ich muß Frau von La Mothe Abbitte thun."

"Wie? was wollen Sie damit sagen?" fragte Herr von Grosne.

"Ich sage, mein Herr, nachdem ich einen Augenblick Frau von La Mothe im Verdachte gehabt, lasse ich ihr vollständige Genugthuung widerfahren."

"Im Verdacht! worüber?"

"Guter Gott! Sie hören also geduldig all dieses Geschwätze an? Nun denn! so erfahren Sie, daß in dem Augenblick, wo ich Hoffnung hatte, diese Oliva zu bessern, sie zur Arbeit und zur Rechtschaffenheit zurückzuleiten . . . ich beschäftige mich mit der Sittlichkeit . . . Jemand gekommen ist und sie mir entführt hat."

"Sie Ihnen entführt! aus Ihrem Hause?"

"Aus meinem Hause."

"Das ist seltsam."

"Nicht wahr? Und ich hätte mich verdammen lassen, daß es Frau von La Mothe gewesen sei. Woran hängen die Urtheile der Welt!"

Herr von Grosne näherte sich Gagliostro und sprach:

"Ich bitte Sie, erklären Sie sich umständlicher."

"Oh! mein Herr, nun, da Sie Oliva mit Beaufire gefunden haben, wird mich nichts mehr auf den Gedanken an Frau von La Mothe, an ihre Bestrebungen, an ihre Zeichen, an ihre Correspondenzen bringen."

"Mit Oliva?"

„Ja wohl.“

„Frau von La Mothe und Oliva waren im Einverständnis?“

„Vollkommen.“

„Sie sahen sich?“

„Frau von La Mothe hatte Mittel gefunden, Oliva jede Nacht ausgehen zu lassen.“

„Jede Nacht! sind Sie dessen sicher?“

„So sicher als ein Mensch dessen, was er gehört hat, sein kann.“

„Oh! mein Herr, Sie sagen mir da Dinge, die ich mit tausend Livres für jedes Wort bezahlen würde. Welches Glück für mich, daß sie Gold machen.“

„Ich mache keines mehr, mein Herr, es war zu hener.“

„Doch Sie sind der Freund von Herrn von Rohan?“

„Ich glaube es.“

„Aber Sie müssen wissen, wie viel dieses Intriguen-ement, das man Frau von La Mothe nennt, Antheil an seiner ärgerlichen Angelegenheit hat?“

„Nein, ich will das nicht wissen.“

„Doch, Sie wissen vielleicht die Folgen der Spargänge, welche Oliva und Frau von La Mothe mit nander gemacht haben?“

„Mein Herr, es gibt Dinge, welche der kluge Mann immer nicht zu wissen suchen muß,“ erwiderte Magliostro spruchreich.

„Ich werde nur noch die Ehre haben, Sie Eines zu fragen,“ sagte lebhaft Herr von Crosne. „Haben sie Beweise, daß Frau von La Mothe mit Oliva correspondirte?“

„Hundert.“

„Welche?“

„Billets von Frau von La Mothe, die sie zu Oliva in einer Armbrust schleuberte, welche man ohne Zweifel in ihrer Wohnung finden wird. Um ein Stück Leinwand gewickelt, haben mehrere von diesen Billets das

Ziel nicht erreicht. Sie fielen auf die Straße, w
einige davon von meinen Leuten oder von mir au
gehoben wurden."

"Mein Herr, würden Sie dieselben dem Gericht
überliefern?"

"Oh! sie sind von einer solchen Unschuld, daß ic
mir kein Bedenken daraus machte, und daß ich bee
halb keinen Vorwurf von Seiten von Frau von L
Mothe zu verdienen glaubte."

"Und . . . die Beweise des Einverständnisses, de
Rendezvous?"

"Tausend."

"Ich bitte Sie, geben Sie mir einen einzigen."

"Den besten. Es scheint, daß es Frau von L
Mothe leicht war, in mein Haus einzutreten, un
Oliva zu besuchen, denn ich habe sie dort an demsel
ben Tage gesehen, an dem die junge Frau verschwand."

"Am demselben Tage?"

"Alle meine Leute haben sie gesehen, wie ich."

"Ah! . . . und was wollte sie, wenn Oliva ver
schwunden war?"

"Das fragte ich mich auch sogleich, und ich konnt
es mir nicht erklären. Ich hatte Frau von La Mothe
aus einer Postkaise aussteigen sehen, welche in de
Rue du Roi-Doré wartete. Meine Leute hatten diese
Wagen lange auf derselben Stelle halten sehen, un
mein Gedanke, ich muß es gestehen, war, Frau vo
La Mothe wolle sich Oliva beigesellen."

"Sie ließen gewähren?"

"Warum nicht? Es ist eine mildherzige und von
Schicksal begünstigte Dame, diese Frau von La Mothe
Sie wird bei Jose empfangen. Warum sollte ich si
verhindert haben, mich von Oliva zu befreien? Ich
hätte Unrecht gehabt, wie Sie sehen, da sie mir ein
Anderer entführte, um sie abermals zu verderben."

"Ah!" sagte Herr von Grosne tief nachsinnend
„Alle. Oliva war bei Ihnen einquartiert?"

„Ja, mein Herr.“

„Ah! Alle, Oliva und Frau von La Mothe kanten sich, sahen sich und gingen mit einander aus?“

„Ja, mein Herr.“

„Ah! Frau von La Mothe ist an dem Tage der Entführung von Oliva bei Ihnen gesehen worden?“

„Ja, mein Herr.“

„Ah! Sie dachten, die Gräfin habe sich das Mädchen beigegeben wollen?“

„Was sollte ich Anderes denken?“

„Aber was hat Frau von La Mothe gesagt, als sie Oliva nicht mehr bei Ihnen fand?“

„Sie kam mir sehr beunruhigt vor.“

„Sie vermuthen, dieser Beaufstre habe sie entführt?“

„Ich vermuthe es einzig und allein, weil Sie mir sagen, daß er sie wirklich entführt, sonst würde ich nichts vermuthen. Dieser Mensch wußte die Wohnung von Oliva nicht, wer kann sie ihm genannt haben?“

„Oliva selbst.“

„Ich glaube nicht, denn statt sich von ihm aus meinem Hause entführen zu lassen, wäre sie selbst von mir zu ihm entflohen, und ich bitte Sie, zu glauben, daß er nicht in mein Hotel hereingekommen wäre, hätte ihm nicht Frau von La Mothe einen Schlüssel zustellen lassen.“

„Sie hatte einen Schlüssel?“

„Es läßt sich nicht daran zweifeln.“

„Ich bitte, an welchem Tage entführte man sie?“ fragte Herr von Grosne, plötzlich erleuchtet durch die Fackel, die ihm Cagliostro so geschickt reichte.

„Oh! mein Herr, darin werde ich mich nicht täuschen, es war gerade an dem Tage vor dem Feste des heiligen Ludwig.“

„So ist es,“ rief der Polizeilieutenant, „so ist es!“

mein Herr, Sie haben dem Staat einen ausgezeichneten Dienst geleistet.“

„Das macht mich sehr glücklich.“

„Und Sie werden den gebührenden Dank dafür erhalten.“

„Vor Allem durch mein Gewissen,“ sagte der Graf. Herr von Grosne verbeugte sich.

„Darf ich auf die Niederlegung der Beweise, von denen Sie sprechen, hoffen?“ sagte er noch.

„Mein Herr, ich gehorche den Gerichten in allen Dingen.“

„Wohl, mein Herr, ich nehme Sie bei Ihrem Wort; auf die Ehre, Sie wiederzusehen!“

Und er entließ Gagliostro. Während dieser wegging, sagte er:

„Ah! Gräfin, ah! Mütter, du wolltest mich anklagen, ich glaube, du hast auf die Feile gebissen; gib Acht auf deine Zähne.“

LXXXIX.

Herr von Breteuil.

Während Herr von Grosne diese Unterredung mit Gagliostro hatte, erschien Herr von Breteuil in der Bastille im Auftrage des Königs, um Herrn von Rohan zu befragen.

Die Zusammenkunft zwischen diesen zwei Feinden drohte stürmisch zu werden. Herr von Breteuil kannte aber den Stolz von Herrn von Rohan; er hatte ihm eine Rache abgewonnen, welche fürchtbar genug war, daß er sich fortan an ein höfliches Verfahren halten konnte. Er war mehr als höflich. Herr von Rohan weigerte sich, zu antworten.

Der Siegelbewahrer blieb beharrlich; doch Herr von Rohan erklärte, er werde sich auf die Maßregeln verlassen, welche das Parlament und seine Richter schlössen.

Herr von Breteuil mußte sich vor dem unerschütterlichen Willen des Angeklagten zurückziehen.

Er ließ Frau von La Mothe zu sich rufen, welche eben mit der Abfassung ihrer Denkwürdigkeiten beschäftigt war; sie gehorchte voll Eifer.

Herr von Breteuil erklärte ihr unumwunden ihre Lage, die sie besser als irgend Jemand kannte. Sie antwortete, sie habe Beweise von ihrer Unschuld, die er liefern werde, wenn es nöthig sei. Herr von Breteuil bemerkte ihr, nichts könne dringlicher sein.

Die ganze Fabel, welche Jeanne componirt hatte, ist ab sie nun preis; es waren immer dieselben Insinuationen gegen alle Welt, dieselbe Behauptung, die Fälschungen, die man ihr zum Vorwurf mache, rühren, die sie nicht, woher.

Sie erklärte auch, da das Parlament die Sache in die Hände genommen, so werde sie nichts absolut zu sagen mehr, außer in Gegenwart des Cardinals und nach den Anschuldigungen, die er auf ihr lasten machen würde, sprechen.

Herr von Breteuil sagte ihr sodann, der Cardinal lasse Alles auf ihr lasten.

„Alles?“ versetzte Jeanne, „selbst den Diebstahl?“

„Selbst den Diebstahl.“

„Wollen Sie dem Herrn Cardinal erwiedern,“ sprach Jeanne mit kaltem Tone, „ich lasse ihn ermahnen, nicht länger ein so schlechtes Vertheidigungssystem zu behaupten.“

Und dies war Alles. Doch Herr von Breteuil war nicht befriedigt. Er brauchte einige geheime Einzelheiten. Er brauchte für seine Logik den Ausbruch der Ursachen, welche den Cardinal zu so großen Berwegenheiten gegen die Königin, die Königin

zu einem solchen Zorn gegen den Cardinal geführt hatten.

Er brauchte die Erläuterungen aller der vom Herrn Graien von Provence gesammelten und in den Zustand öffentlicher Gerüchte übergegangenen Protocolle.

Der Siegelbewahrer war ein Mann von Geist, er verstand es, auf den Charakter einer Frau zu wirken; er versprach Frau von La Mothe Alles, wenn sie unummunden Jemand bezüchtigte.

„Nehmen Sie sich in Acht,“ sprach er zu ihr, „indem Sie nichts sagen, bezüchtigen Sie die Königin; nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie hiebei beharren, werden Sie als der Majestätsbeleidigung schuldig verurtheilt; das ist die Schande, das ist der Strang.“

„Ich klage die Königin nicht an,“ erwiderte Jeanne; „doch warum klagt man mich an?“

„So bezüchtigen Sie Jemand,“ sprach der unbeugsame Breteuil; „Sie haben nur dieses Mittel, um sich frei zu machen.“

Sie verschloß sich in ein kluges Stillschweigen, und diese erste Zusammenkunft von ihr und dem Siegelbewahrer hatte kein Resultat.

Indessen verbreitete sich das Gerücht, es haben sich Beweise erhoben, die Diamanten seien in England verkauft worden, wo man Herrn Reteau von Billette durch die Agenten von Herrn von Vergennes verhaftete.

Der erste Sturm, den Jeanne auszuhalten hatte, war furchtbar. Mit Reteau confrontirt, den sie in ihren Verbündeten bis zum Tod halten mußte, hörte sie diesen zu ihrem Schrecken ganz demüthig gestehen, er sei ein Fälscher, er habe einen Empfangschein für die Diamanten, einen Schuldbrief der Königin geschrieben und zugleich die Unterschrift der Juweliere und Ihrer Majestät gefälscht.

Beirrat, aus welchem Beweggrunde er diese Verbrechen begangen, antwortete er, es sei auf das Verlangen von Frau von La Mothe geschehen.

Verwirrt, wüthend, vertheidigte sie sich wie eine Löwin; sie behauptete, Herrn Reteau von Billette nie gesehen, nie gekannt zu haben. Doch hier erhielt sie zwei harte Stöße; zwei Zeugnisse schmetterten sie nieder.

Das erste war das eines von Herrn von Grosne aufgefundenen Fiacrekutschers, welcher erklärte, er habe an dem von Reteau bezeichneten Tag und zu der von ihm genannten Stunde eine so gekleidete Dame nach der Rue Montmartre geführt.

Diese Dame, welche sich mit so vielen Geheimnissen umgab, wer konnte es sein, sie, die der Kutscher im Quartier du Marais aufgenommen, wenn nicht Frau von La Mothe, die in der Rue Saint-Glaude wohnte.

Und was die Vertraulichkeit betrifft, welche zwischen diesen zwei Schuldgenossen bestand, wie ließ sie sich leugnen, wenn ein Zeuge behauptete, er habe am Tage vor dem Ludwigsfeste auf dem Beck einer Postkaise, aus der Frau von La Mothe ausgestiegen, Herrn Reteau von Billette gesehen, welcher an seinem bleichen, ängstlichen Gesichte kenntlich.

Der Zeuge war einer von den ersten Dienern von Herrn von Gagliostro.

Dieser Name machte Jeanne aufspringen und trieb sie zum Aeußersten. Sie verbreitete sich in Anklagen gegen Gagliostro, von dem sie erklärte, er habe durch seine Hexereien und Zaubermittel den Geist des Cardinal von Rohan geblendet und diesem so strafbare Gedanken gegen die königliche Majestät eingegeben.

Dies war der erste Ring von der Kette der Beschuldigung des Uebebruchs.

Herr von Rohan vertheidigte sich; indem er Gagliostro vertheidigte. Er leugnete Alles, was Beziehung auf die Königin hatte. Er leugnete so hartnäckig, daß Jeanne, außer sich, zum ersten Mal die Beschuldigung einer wahnsinnigen Liebe des Cardinals für die Königin aussprach.

Herr von Gagliostro verlangte sogleich zu werden, was er auch erhielt, um für sei gegen Jedermann zu bürgen. Ankläger u entflammten sich, wie dies geschieht, bei Hauche der Wahrheit, und die öffentlich nahm unmittelbar Partei für den Cardina Gagliostro gegen die Königin.

Da geschah es, daß diese unglückliche & ihre Beharrlichkeit in Verfolgung des B greiflich zu machen, die an den König über lichen Spaziergänge erstatteten Berichte ver ließ, und, hierüber an Herrn von Crosne diesen aufforderte, zu erklären, was er wuß

Geichicht berechnet, fiel der Schlag a und hätte sie beinahe auf immer vernichtet.

Der Verhörrichter forderte in vollem Rath Herrn von Rohan auf, zu erklären, den Promenaden in den Gärten von Versa

Der Cardinal erwiederte, er versteh lügen und berufe sich auf das Zeugniß von La Mothe.

Diese leugnete, daß je Promenaden Theilnahme oder nach ihrem Wissen vorgekon

Sie erklärte für Lügen die Protocol richte, welche aussagten, sie sei in den Gesellschaft der Königin oder in Gesellscha binals erschienen.

Diese Erklärung sprach die Unschuld b aus, wäre es möglich gewesen, an die Wort Diebstahls und der Fälschung bezüchtigte glauben. Doch von dieser Seite kommend Rechtfertigung ein Act der Geßälligkeit zu die Königin ertrug es nicht, auf diese We fertigt zu werden.

Als Jeanne am Stärksten schrie, sie sei licher Weile im Garten von Versailles ersc nie habe sie etwas von den Privatangelege

nigin und des Cardinals gesehen oder erfahren, da Oliva, ein lebendiges Zeugniß, das die Meinung veränderte und das ganze Gerüste der von der Gräfin aufgehäuften Lügen zerstörte.

Wie wurde sie nicht unter den Trümmern begraben, wie erhob sie sich wieder gehäißiger und schrecklicher als je? Wir erklären uns diese Erscheinung nur durch ihren Willen, wir erklären uns dieselbe nur durch den mächtigen Einfluß, der sich an Marie Antoinette anhing.

Oliva mit dem Cardinal confrontirt, welcher ein unrichtbarer Schlag! Herr von Rohan, endlich bemerkend, daß er auf eine schändliche Weise betrogen worden war, dieser Mann voll Zartgefühl und voll edler Eigenschaften, entdeckend, daß eine Abenteuerin in Verbindung mit einer Spionin ihn dahin gebracht, daß er ganz laut die Königin von Frankreich verachtete, eine Frau, die er liebte und die nicht schuldig war!

Die Wirkung dieser Erscheinung auf Herrn von Rohan wäre, wenn wir wollten, die dramatischste und gewichtigste Scene dieser Angelegenheit, würden wir nicht, indem wir uns der Geschichte näherten, in den Roth, in das Blut und das Entsetzen fallen.

Als Herr von Rohan Oliva, diese Königin von der Straßenecke, sah und sich der Rose, des Händedrucks und der Apollo-Bäder erinnerte, da erbleichte er, und er hätte all sein Blut zu den Füßen von Marie Antoinette vergossen. Würde er sie in diesem Augenblick an der Seite der Andern gesehen haben.

Welche Verzeihungen, welche Gewissensbisse sprangen aus seiner Seele hervor, um mit seinen Thränen hinzugehen und die letzten Stufen dieses Thrones zu einigen, wo er eines Tags seine Geringschätzung mit dem Beflagen einer verachteten Liebe ergossen hatte.

Doch auch dieser Trost war ihm veriaht; doch er konnte die Identität von Oliva nicht annehmen, ohne sich zu gestehen, er liebe die wahre Königin; doch das

Geständniß seines Irrthums selbst war eine Anschuldi-
gung, eine Befleckung. Er ließ Jeanne Alles leugnen
und schwieg.

Und als Herr von Breteuil mit Herrn von
Crosne Jeanne nöthigen wollte, sich weiter zu erklären,
sprach sie:

„Das beste Mittel, zu beweisen, daß die Königin
nicht in der Nacht im Park spazieren gegangen, ist,
eine Frau zu zeigen, die der Königin gleicht und be-
hauptet, sie sei im Park gewesen. Man zeigt sie; es
ist gut.“

Diese schändliche Insinuation hatte günstigen Erfolg,
sie entkräftete noch einmal die Wahrheit.

Als aber Oliva in ihrer treuherzigen Angst alle
Einzelheiten angab und alle Beweise lieferte, als sie
nichts ausließ, als sie es dahin brachte, daß man ihr
viel mehr glaubte, als der Gräfin, da nahm Jeanne
ihre Zuflucht zu einem verzweifelten Mittel: sie gestand.

Sie gestand, sie habe den Cardinal nach Versailles
geführt, Seine Eminenz habe um jeden Preis die Kö-
nigin sehen und ihr die Versicherung seiner ehrfurchts-
vollen Zuneigung geben wollen; sie gestand, weil sie
hinter sich eine ganze Partei fühlte, die sie nicht hatte,
wenn sie sich in die Verneinung verschloß; sie gestand,
weil sie, indem sie die Königin anschuldigte, alle Feinde
der Königin, und ihre Zahl war groß, zum Weistand
für sich gewann.

Da wechselten zum zehnten Mal die Rollen in
diesem höllischen Prozeß: der Cardinal spielte die eines
Bethörten, Oliva die einer ohne Poesse und ohne Sinn
Prostituirten, Jeanne die einer Intrigantin; sie konnte
sich keine bessere wählen.

Doch um diesen niederträchtigen Plan gelingen zu
machen, mußte die Königin auch eine Rolle darin
spielen; man gab ihr die gehässigste, die verworfenste,
die die königliche Würde am meisten an den Pranger
stellende, die Rolle einer unbesonnenen Coquette, einer

risfette, welche Mystificationen anzettelt. Marie Annette wurde Dorimene, wie sie mit Frofine gegen Herrn Jourdain, Cardinal, sich verschwört.

Jeanne erklärte, diese Promenaden haben mit dem Ratheissen von Marie Antoinette stattgefunden, welche unter einer Hagenbuche verborgen, zum Sterben lachend, auf die leidenschaftlichen Reden des verliebten Herrn von Rohan gehorcht.

Dies wählte zur letzten Verschanzung die Diebin, welche nicht mehr wußte, wo sie ihren Diebstahl verbergen sollte; dies war der königliche Mantel, gemacht aus der Ehre von Maria Theresia und Maria Leszinska.

Die Königin erlag dieser letzten Anschuldigung, denn sie konnte ihre Falschheit nicht beweisen, sie konnte es nicht beweisen, weil, auf das Aeußerste getrieben, Jeanne erklärte, sie würde alle von Herrn von Rohan an die Königin geschriebenen Liebesbriefe veröffentlichen, und weil sie in der That diese von einer wahnsinnigen Liebe glühenden Briefe besaß.

Sie konnte es nicht, weil Mademoiselle Oliva, welche von Jeanne in den Park geführt worden zu sein behauptete, keinen Beweis hatte, daß Jemand unter den Hagenbuchen gehorcht oder nicht gehorcht.

Endlich konnte die Königin ihre Unschuld nicht beweisen, weil zu viele Personen ein Interesse hatten, diese schändlichen Lügen für die Wahrheit zu nehmen.

XC.

Eine letzte Hoffnung verloren.

Bei der Wendung, welche Jeanne der Sache gegeben hatte, wurde es, wie man sieht, unmöglich, die Wahrheit zu entdecken.

Auf eine unverwerfliche Weise durch zwanzig von glaubwürdigen Personen herrührenden Zeugschaften der Entwendung der Diamanten überwiesen, konnte sich Jeanne nicht entschließen, für eine gemeine Diebin zu gelten. Sie bedurfte der Schande von irgend Jemand an der Seite der ihrigen. Sie überredete sich, den Lärm von dem Scandal in Versailles werde so gut ihr, der Gräfin von La Mothe, Verbrechen überstäuben, daß, würde sie verurtheilt, der Spruch die Königin von aller Welt treffen müßte.

Ihre Berechnung war gescheitert. Die Königin, indem sie offen die Debatte über die doppelte Angelegenheit annahm, der Cardinal, indem er sich seinem Verhör, den Richtern und dem Scandal unterzog, raubten ihrer Feindin die Glorie der Unschuld, die sie mit allen ihren heuchlerischen Zurückhaltungen zu vergolden sich gefallen hatte.

Aber eine seltsame Erscheinung! Das Publikum sollte vor seinen Augen einen Prozeß sich entrollen sehen, in dem Niemand unschuldig wäre, selbst nicht diejenigen, welche die Gerichte freisprechen würden.

Nach zahllosen Confrontationen, in denen der Cardinal beständig ruhig und artig blieb, selbst gegen Jeanne, in denen sich Jeanne heftig und schädlich gegen Alle zeigte, war die öffentliche Meinung im Allgemeinen und die der Richter ins Besondere unwiderruflich festgestellt.

Alle Zwischenfälle waren beinahe unmöglich worden, alle Offenbarungen waren erschöpft. Jeanne bemerkte, daß sie keine Wirkung auf ihre Richter vorgebracht hatte.

Sie faßte in der Stille des Kerkers alle Kräfte, alle ihre Hoffnungen zusammen.

Von Allem, was Herrn von Breteuil umgab ihm diente, kam Jeanne der Rath zu, die Königschönen und den Cardinal mitleidslos zu verlassen. Von Allem, was mit dem Cardinal in Verü

, eine mächtige Familie, für die volksthümliche je parteiische Richter, eine an Mitteln fruchtbare Klugheit, kam Frau von La Mothe der Rath zu, volle Wahrheit zu sagen, die Intriguen des Hofes aufzudecken und den Lärm auf einen Grad zu treiben, daraus eine für die gekrönten Häupter tödtliche Wirkung erfolgte.

Diese Partei suchte Jeanne einzuschüchtern, sie setze ihr abermals vor, was sie nur zu gut wußte, eigne sich nämlich die Mehrzahl der Richter auf die Seite des Cardinals, sie werde ohne Nutzen in dem Prozeß scheitern und in Stücke gehen, und man sügte sie halb verloren wie sie sei, wäre es besser für sie, wegen der Sache der Diamanten verurtheilt zu werden, als Verbrechen der Majestätsbeleidigung aufzuweisen, ein blutiger Schlamm, entschlummert im Dunkel der Feudalgesetzbücher, den man nie an die Öffentlichkeit eines Prozesses rufe, ohne auch zugleich den Boden aufsteigen zu machen.

Diese Partei schien ihres Sieges gewiß. Sie gewann es. Die Begeisterung des Volks gab sich mit der Zeit zu Gunsten des Cardinals kund. Die Männer bewunderten seine Geduld und die Frauen seine Disziplin. Die Männer waren darüber entrüstet, daß sie ihn so schändlich hintergangen; die Frauen wollten nicht glauben. Oliva, obgleich sie lebte, existirte für eine Anzahl Leute mit ihrer Ähnlichkeit und ihren Tugenden gar nicht, oder wenn sie existirte, so betrachtete sie die Königin ausdrücklich für diesen Umstand als nicht vorhanden.

Jeanne überlegte dies Alles. Ihre Advocaten selbst schämten sie, ihre Richter verhehlten ihren Widerstand nicht; die Rohan belasteten sie kräftig; die öffentliche Meinung verachtete sie. Sie beschloß einen neuen Schlag zu thun, um ihren Richtern Unruhe, Freunden des Cardinals Angst einzulösen, und

dem öffentlichen Haß Federkraft gegen Marie Antoinette zu verleihen.

Ihr Mittel in Beziehung auf den Hof sollte folgendes sein:

Glauben machen, sie habe fortwährend die Königin geschont, und sie würde Alles entschleiern, wenn man sie auf das Aeußerste triebe.

In Beziehung auf den Cardinal müßte sie glauben machen, sie behaupte ihr Stillschweigen nur, um seine Zartheit nachzuahmen; doch sobald er spräche, würde sie, durch dieses Beispiel befreit, auch sprechen, und alle Beide würden zugleich ihre Unschuld und die Wahrheit enthüllen.

Das war wirklich nur ein Inbegriff ihres Benehmens während der Instruction des Processes. Doch es ist nicht zu leugnen, alle bekannte Gerichte lassen sich durch neue Würzen verjüngen. Man vernehme, was die Gräfin ersann, um ihre zwei Stratageme aufzufrischen.

Sie schrieb einen Brief an die Königin, einen Brief, dessen Ausdrücke allein seinen Character und seine Tragweite enthüllen können:

„Madame,

„Was meine Lage auch Beinliches und Hartes hat, es ist mir doch nicht eine Klage entschlüpft. Alle Winkelzüge und Schleichwege, deren man sich bedient, um mir Geständnisse zu erpressen, haben nur dazu beigetragen, mich zu bestärken in dem Entschlus, meine Gebieterin nicht bloßzustellen.

„So sehr ich aber überzeugt bin, daß meine Beharrlichkeit und meine Verschwiegenheit mir die Mittel erleichtern müssen, der Verlegenheit zu entkommen, in der ich mich befinde, so bekenne ich doch, daß die Anstrengungen der Familie des Sklaven (die Königin nannte so den Cardinal in den Tagen ihrer Versöhnung) mich befürchten lassen, daß ich ihr Opfer werde.

„Eine lange Haft, Confrontationen, welche kein
 be nehmen, die Scham und die Verzweiflung, daß
 mich eines Verbrechens bezüchtigt sehe, dessen ich
 schuldig bin, haben meinen Muth geschwächt,
 ich habe bange, es könnte meine Standhaftigkeit
 vielen gleichzeitigen Schlägen erliegen.

„Madame vermag mit einem Wort dieser unglück-
 en Angelegenheit ein Ziel durch die Vermittelung
 Herrn von Breteuil zu setzen, der ihr in den Augen
 Ministers (der König) die Wendung zu geben
 Stande ist, die ihm sein Verstand einflüstern wird,
 ie daß Madame auf irgend eine Weise bloß-
 stellt ist. Die Furcht, ich dürfte genöthigt sein,
 les zu enthüllen, veranlaßt mich zu dem Schritt,
 ich heute in der Ueberzeugung thue, Madame werde
 Beweggründe berücksichtigen, die mich zwingen,
 ine Zuflucht hiezu zu nehmen, und sie werde Befehle
 en, mich der schmerzlichen Lage zu entziehen, in
 ich mich befinde.

„Ich bin mit tiefer Ehrfurcht Eurer Majestät unter-
 nigste Dienerin,

„Gräfin Valois von La Motte.“

Jeanne hatte, wie man sieht, Alles berechnet.

Entweder würde der Brief an die Königin gelangen
 b sie durch die Beharrlichkeit, die er, nach so vielen
 zerstrichen, bezeichnete, erschrecken, und dann würde
 die Königin, die des Kampfes müde sein müßte,
 schliefen, der Sache durch die Freilassung von Jeanne
 Ende zu machen, da ihre Haft und ihr Prozeß
 hts herbeigeführt.

Oder, was noch viel wahrscheinlicher und durch
 s Ende des Briefes selbst dargehan ist, oder Jeanne
 hlte in keiner Hinsicht auf den Brief, und das ist
 cht zu erweisen: denn so in den Prozeß hinein ver-
 st, konnte die Königin nichts aufhalten, ohne sich
 bst zu verurtheilen. Es ist also augenscheinlich, daß

Jeanne nie darauf gerechnet hatte, der Brief würde der Königin übergeben werden.

Sie wußte, daß alle ihre Wächter dem Gouverneur der Bastille, das heißt, Herrn von Breteuil, ergeben waren. Sie wußte, daß alle Welt in Frankreich aus der Halsband-Sache eine ganz politische Speculation machte, was seit den Parlamenten von Herrn von Maupeou nicht mehr geschehen. Es war gewiß, daß der Bote, den sie mit diesem Briefe beauftragte, sollte er ihn nicht dem Gouverneur geben, denselben für sich oder für die Richter von seiner Meinung behalten würde. Sie hatte endlich Alles so eingerichtet, daß dieser Brief, in irgend welche Hände fallend, darin einen Sauerteig von Haß, Verachtung und Unehre-bietigkeit gegen die Königin niederlegte.

Zu gleicher Zeit, da sie diesen Brief an die Königin schrieb, faßte sie einen anderen an den Cardinal ab:

„Ich kann nicht begreifen, Monseigneur, warum Sie sich hartnäckig weigern, klar zu sprechen. Mir scheint, Sie können nichts Besseres thun, als unseren Richtern ein unbegrenztes Vertrauen gewähren: unser Loos würde sich glücklicher gestalten. Ich meines Theils, ich bin entschlossen, zu schweigen, wenn Sie mir nicht beistehen wollen. Doch warum sprechen Sie nicht? Erklären Sie alle Umstände dieser geheimnißvollen Angelegenheit, und ich schwöre Ihnen, daß ich Alles bestätige, was Sie behaupten werden; bedenken Sie wohl, Herr Cardinal, wenn ich es auf mich nehme, zuerst zu sprechen, und Sie in Abrede ziehen, was ich sagen dürfte, so bin ich verloren, so werde ich der Rache von derjenigen nicht entgehen, welche uns aufopfern will.

„Doch Sie haben nichts Ähnliches von meiner Seite zu befürchten, meine Ergebenheit ist Ihnen bekannt. Sollte sie unversöhnlich sein, so wäre Ihre Sache immer die meinige; ich würde Alles opfern, um

die den Wirkungen ihres Hasses zu entziehen, oder unsere Ungnade wäre eine gemeinschaftliche.

„N. S. Ich habe einen Brief an sie geschrieben, er sie hoffentlich bestimmen wird, wenn nicht die Wahrheit zu sagen, doch wenigstens uns nicht zu erzürnen, uns, die wir uns kein anderes Verbrechen vorzuwerfen haben, als unsern Irrthum oder unser Stillschweigen.“

Dieser künstliche Brief wurde von ihr dem Cardinal bei ihrer letzten Confrontation im großen Sprachzimmer der Bastille übergeben, und man sah den Cardinal in Gegenwart einer solchen Frechheit erröthen, bleichen, beben. Er ging hinaus, um Athem zu schöpfen.

Der Brief an die Königin wurde in demselben Augenblick von der Gräfin dem Abbé Lefel, dem Almosenier der Bastille, eingehändigt, der den Cardinal in das Sprachzimmer begleitet hatte und den Interessen der Rohan ergeben war.

„Mein Herr,“ sagte sie zu ihm, „Sie können, indem Sie diesen Auftrag vollziehen, eine Aenderung im Schicksal von Herrn von Rohan und in dem meinigen herbeiführen. Nehmen Sie Kenntniß von dem, was er enthält. Sie sind ein durch seine Pflichten zur Verschwiegenheit verbundener Mann. Sie werden sehen, daß ich an der einzigen Thüre angeklopft habe, wo wir, der Herr Cardinal und ich, Hülfe suchen können.“

Der Almosenier weigerte sich.

„Sie sehen nur mich als Geistlichen,“ erwiderte er, „Ihre Majestät wird glauben, Sie haben meinen Rathschläge gemäß geschrieben, und Sie haben mir Alles gestanden; ich kann nicht dazu einwilligen, daß ich mich in's Verderben stürze.“

„Nun wohl!“ sprach Jeanne, am Gelingen ihrer List verzweifelnd, während sie jedoch den Cardinal durch die Einschüchterung zwingen wollte, „sagen Sie dem Herrn Cardinal, es bleibe mir ein Mittel, meine

Unschuld zu beweisen, das, daß ich die Briefe lesen lasse, die er an die Königin geschrieben hat. Es widerstrebe mir, von diesem Mittel Gebrauch zu machen; doch in unserem gemeinschaftlichen Interesse werde ich mich hiezu entschließen.“

Und als sie den Almosenier über diese Drohungen erschrocken sah, versuchte sie es zum letzten Mal, ihm ihren fürchtbaren Brief an die Königin in die Hand zu schieben.

„Nimmt er den Brief,“ sagte sie zu sich selbst, „so bin ich gerettet, weil ich ihn dann in voller Sitzung frage, was er damit gemacht, ob er ihn der Königin übergeben und sie aufgefordert habe, darauf zu antworten; hat er ihn nicht übergeben, so ist die Königin verloren; das Zögern der Rohan wird ihr Verbrechen und meine Unschuld bewiesen haben.“

Doch kaum hatte der Abbé Lefel den Brief in den Händen, so gab er ihr denselben zurück, als ob er ihn brennete.

„Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie keine Gefahr laufen,“ sagte Jeanne bleich vor Zorn, „ich habe den Brief der Königin in einem Umschlag unter der Adresse von Frau von Misery verborgen.“

„Ein Grund mehr!“ rief der Abbé, „zwei Personen würden das Geheimniß erfahren. Ein doppeltes Motiv des Unwillens für die Königin. Nein, nein, ich thue es nicht.“

Und er stieß die Finger der Gräfin zurück.

„Bemerken Sie wohl,“ sagte sie, „Sie bringen mich dazu, daß ich von den Briefen von Herrn von Rohan Gebrauch mache.“

„Gut,“ erwiderte der Abbé, „machen Sie davon Gebrauch, Madame.“

„Aber,“ sprach Jeanne zitternd vor Wuth, „da ich Ihnen erkläre, daß der Beweis eines geheimen Briefwechsels mit Ihrer Majestät auf einem Schaffot

en Kopf des Cardinals fallen macht, steht es Ihnen frei, zu sagen: Gut!... Ich werde Sie gewarnt haben."

Die Thüre öffnete sich wieder, der Cardinal erschien stolz und zornmuthig auf der Schwelle und rief: „Lassen Sie auf einem Schaffot das Haupt eines Lohans fallen, Madame, es wird nicht das erste Mal ein, daß die Bastille dieses Schauspiel gesehen hat. Doch da dem so ist, erkläre ich Ihnen, daß ich dem Schaffot, auf das mein Kopf rollt, nichts zum Vorkauf machen werde, wenn ich nur das Gerüste sehe, auf dem man Sie als Diebin und Fälscherin brandmarken wird. Kommen Sie, Abbé, kommen Sie.“

Nach diesen niederschmetternden Worten wandte er Jeanne den Rücken zu, ging mit dem Almosenier hinaus und überließ der Wuth und der Verzweiflung diese Unglückliche, welche keine Bewegung machen konnte, ohne sich tiefer in den Roth zu stecken, in dem sie bald ganz versinken sollte.

XCI.

Die Taufe des Kleinen Beaufire.

Frau von La Mothe hatte sich in allen ihren Rechnungen geirrt. Cagliostro irrte sich in keiner.

Kaum in der Bastille, bemerkte er, daß ihm der Vorwand gegeben war, endlich offen auf den Untergang dieser Monarchie hinzuwirken, die er seit so vielen Jahren durch den Illuminismus und die verborgenen Arbeiten untergrub.

Sicher, in nichts überwiesen zu werden, zu der für seine Absichten günstigsten Entwicklung gelangt, hielt er gewissenhaft sein Versprechen gegen alle Welt.

Er bereitete die Materialien vor zu dem von datirten berüchtigten Brief, der einen Monat 1 Epoche erscheinend, die wir erreicht haben, d Stoß des Sturmbocks gegen die alten Mau Bastille war, die erste Feindseligkeit der Rev der erste materielle Angriff, der dem vom 14. J vorherging.

In diesem Brief, worin Gagliostro, nad König, Königin, Cardinal, öffentliche Agio: Grunde gerichtet hatte, Herrn von Breteuil, i fönlichung der ministeriellen Tyrannei, das B bereitete, drückte sich unser Zerstörer also aus:

„Ja, ich wiederhole es frei, nachdem id Gefangener gesagt habe, es gibt kein Verbrechen nicht durch sechs Monate in der Bastille abgehü Es fragte mich Jemand, ob ich je nach Fi zurückkehren werde? Sicherlich, antwortete ich, der Bedingung, daß die Bastille eine liche Promenade geworden ist. Es sei Wille. Ihr habt Alles, was man braucht, um glü sein, Ihr Franzosen: einen fruchtbaren Bod milbes Klima, ein gutes Herz, eine reizende G: Gente und einen zu Allem tauglichen Anstant Gleichen in der Kunst, zu gefallen, ohne M den andern Künsten; es fehlt Euch, meine i nur ein Punkt, der, sicher zu sein, in Eure zu schlafen, wenn Ihr unsträflich.“

Gagliostro hatte sein Wort auch Oliva g Diese war ihrerseits gewissenhaft treu. Es ent ihr kein Wort, das ihren Gönner bloßstellte. E nur unselige Geständnisse für Frau von La M stellte auf eine unumwundene und unverwerflic ihre unschuldige Theilnahme an einer Myst heraus, bei der es, nach ihrer Aussage, an unbekanntem Cavalier abgesehen war, den r unter dem Namen Louis bezeichnet hatte.

Während der Zeit, die für die Gefangen

Schloß und Riegel und in den Verhören verlaufen war, hatte Oliva ihren theuren Beaufire nicht wieder gesehen, sie war jedoch nicht ganz von ihm verlassen, und sie besaß, wie man sehen wird, von ihrem Geliebten ein Andenken, das sich Dido wünschte, als sie träumend sprach: „Ach! wenn es mir vergönnt wäre, auf meinem Schooße einen kleinen Ascan spielen zu sehen!“

Im Monat Mai des Jahres 1786 wartete ein Mann mitten unter den Armen auf den Stufen des Portals von Saint-Paul in der Rue Saint-Antoine. Er war unruhig, feuchend, und schaute, ohne die Augen abwenden zu können, in der Richtung der Bastille.

In seine Nähe stellte sich ein Mann mit langem Bart, einer von den deutschen Dienern von Cagliostro, derjenige, welchen der Graf als Kämmerer bei seinen geheimnißvollen Ausnahmen im alten Hause der Rue Saint-Glaude benützte.

Dieser Mann hemmte die stürmische Ungeduld von Beaufire und sagte leise zu ihm:

„Warten Sie, warten Sie, sie werden kommen.“

„Ah!“ rief der unruhige Mann, „Sie sind es!“

Und da das sie werden kommen, wie es scheint, den unruhigen Mann nicht befriedigte, da dieser mehr als vernünftigt in gesticuliren fortfuhr, sagte ihm der Deutsche in's Ohr:

„Herr Beaufire, Sie machen so viel Lärm, daß uns die Polizei sehen wird. Mein Herr versprach Ihnen Nachrichten, ich gebe Ihnen.“

„Geben Sie, geben Sie, mein Freund.“

„Leise . . . Die Mutter und das Kind befinden sich wohl.“

„Oh! oh!“ rief Beaufire in einem unbeschreiblichen Entzücken, „sie ist entbunden! sie ist gerettet!“

„Ja, mein Herr; doch ich bitte, treten Sie auf die Seite.“

„Von einem Mädchen?“

„Nein, mein Herr, von einem Knaben.“

„Desto besser! Oh! mein Freund, wie glücklich bin ich, wie glücklich bin ich! Danken Sie Ihrem Herrn, sagen Sie ihm, mein Leben, Alles, was ich habe, gehöre ihm.“

„Ja, Herr Beaufre, ja, ich werde ihm das sagen, wenn ich ihn sehe.“

„Mein Freund, warum sagten Sie mir vorhin. . . Doch nehmen Sie diese zwei Louisd'or.“

„Ich nehme nur von meinem Herrn an.“

„Oh! verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht beleidigen.“

„Ich glaube es. Doch Sie sagten mir? . . .“

„Ah! ich fragte Sie, warum Sie vorhin ausgerufen: „Sie werden kommen?““ Wer wird kommen, wenn's beliebt?“

„Ich meinte den Wundarzt der Bastille und Frau Chopin, die Hebamme, welche Mlle. Oliva entbunden haben.“

„Sie werden hierher kommen? Warum?“

„Um das Kind taufen zu lassen.“

„Ich werde mein Kind sehen!“ rief Beaufre, springend wie ein Verzückter. „Sie sagen, ich werde den Sohn von Oliva sehen? hier, sogleich?“

„Hier, sogleich; doch ich bitte Sie inständig, mögen Sie sich; sonst werden Sie die paar Agenten von Herrn von Grosne, die ich unter den Lumpen dieser Bettler verborgen errathe, entdecken und wittern, da Sie mit den Gefangenen der Bastille in Verbindung gestanden sind. Sie stürzen sich in's Verderben und gefährden meinen Herrn.“

„Oh!“ rief Beaufre mit der Religion der Ehrfurcht und der Dankbarkeit: „eher sterben, als eine Silbe aussprechen, welche meinem Wohlthäter schaden könnte. Ich werde ersticken, wenn es sein muß, aber ich sage nichts mehr. Sie kommen nicht! . . .“

„Geduld!“

Beaufire näherte sich dem Deutschen und fragte, die Hände faltend:

„Ist sie ein wenig glücklich dort?“

„Vollkommen glücklich,“ erwiderte der Andere.

„Oh! hier kommt ein Fiacre.“

„Ja, ja.“

„Er hält an.“

„Ich sehe Weiges, Erigen . . .“

„Das Laufzeug des Kindes.“

„Guter Gott!“ rief Beaufire.

Und er war genöthigt, sich an eine Säule anzuhängen, um nicht zu wanken, als er aus dem Fiacre die Hebamme, den Wundarzt und einen Schließer der Kasse aussteigen sah, der bei dieser Veranlassung als Junge diente.

Als diese drei Personen vorübergingen, geriethen die Bettler in Bewegung und nälsten ihre Forderungen.

Man sah nun seltsamer Weise den Pathen und die Pathin diese Klenden mit dem Ellenbogen stoßend weiter schreiten, während ein Fremder, vor Freude zitternd, seine Münze und seine Thaler unter sie vertheilte.

Als dann der kleine Zug in der Kirche eingetreten war, trat Beaufire hinter ihnen mit den Priestern und den Kenglerigen ein und suchte sich den besten Platz in der Sacristei aus, wo das Sacrament der Taufe vollzogen werden sollte.

Sobald der Priester die Hebamme und den Wundarzt erkannte, welche schon mehrere Male unter ähnlichen Umständen seine Dienste in Anspruch genommen hatten, nickte er ihnen freundlich lächelnd zu.

Beaufire grüßte und lächelte mit dem Priester.

Die Thüre schloß sich, der Priester nahm seine Feder und fing an in sein Register die sacramentlichen

Phrasen zu schreiben, welche den Act der Einregistri-
 bilden.

Als er nach dem Namen und Vornamen des Kindes fragte, antwortete der Wundarzt:

„Es ist ein Knabe, mehr weiß ich nicht.“

Und ein Gelächter punktirte dieses Wort, das Beau-
 sire nicht sehr ehrerbietig vorkam.“

„Es hat doch einen Namen, und wäre es der irgend
 eines Heiligen.“

„Ja, es war der Wille der Demoiselle, daß es
 den Namen Touffaint*) bekommen solle.“

„Dann hat es den aller Heiligen!“ sagte der Priester
 lachend über sein Wortspiel, was die Sacristei mit einer
 neuen Heiterkeit erfüllte.

Beausire fing an die Geduld zu verlieren, doch der
 weise Einfluß des Deutschen hielt ihn noch zurück. Er
 bewältigte sich.

„Nun!“ sagte der Priester, „mit diesem Vornamen,
 mit allen Heiligen als Patronen, kann man eines Vaters
 entbehren. Schreiben wir: „„Es ist uns heute ein
 Kind männlichen Geschlechts, geboren gestern in der
 Bastille, vorgewiesen worden; Sohn von Nicole Oliva
 Legay und von . . . Vater unbekannt.““

Beausire sprang wüthend an die Seite des Priesters,
 packte ihn beim Faustgelenke und rief:

„Touffaint hat einen Vater, wie er eine Mutter
 hat! Er hat einen zärtlichen Vater, der sein Blut nicht
 verleugnen wird. Ich bitte Sie, schreiben Sie, daß
 Touffaint, gestern geboren von Nicole Oliva Legay, der
 Sohn von dem hier gegenwärtigen Jean Baptiste Touffaint
 von Beausire ist!“

Man denke sich das Erstaunen des Priesters, das
 des Vathen und das der Pathin. Die Feder entfiel den
 Händen des Ersten, das Kind wäre beinahe aus den
 Armen der Hebamme gefallen.

*) Alle Heilige.

Beaufire empfing es in den seinigen, bedeckte es mit glühenden Küssen und ließ auf die Stirne des armen Kindes die erste Taufe, die heiligste in dieser Welt vollziehen, welche von Gott kommt, die Taufe der väterlichen Thränen fallen.

Obgleich an dramatische Scenen gewöhnt und trotz dem den wahren Voltairianern dieser Zeit anklebenden Scepticismus, waren die Anwesenden gerührt. Der Pfarrer allein behauptete seine Kaltblütigkeit und zog die Patenschaft in Zweifel. Vielleicht ärgerte es ihn, daß er seine Schreibereien wieder anfangen mußte.

Doch Beaufire errieth die Schwierigkeit; er legte auf den Taufstein drei Louisd'or, welche viel besser, als seine Thränen, sein Vaterrecht begründeten und seine Glaubwürdigkeit glänzen machten.

Der Priester verbeugte sich, hob die zwei und dreißig Livres auf und durchstrich die zwei Sätze, die spottend in sein Register eingeschrieben hatte.

„Nur, mein Herr,“ sagte er, „nur, da die Erziehung des Herrn Wundarztes der Bastille und der Frau Chopin eine förmliche gewesen ist, werden Sie die Güte haben, selbst zu schreiben und zu beurkunden, daß Sie sich als Vater dieses Kindes erklären.“

„Ich!“ rief Beaufire, in der höchsten Freude, „ich werde mit meinem Blute schreiben.“

Und er ergriff die Feder voll Begeisterung.

„Nehmen Sie sich in Acht,“ sagte ganz leise zu dem Schließer Guyon, der seine Rolle als bedenklicher Mann nicht vergessen hatte. „Ich glaube, mein Herr, Ihr Name klingt schlecht an gewissen Orten; es ist gefährlich, ihn in die öffentlichen Register einzuschreiben mit einem Datum, das zugleich den Beweis von Ihrer Gegenwart und den von Ihrem Umgang mit einer Angeklagten gibt.“

„Ich danke für Ihren Rath, Freund,“ erwiderte Beaufire mit Stolz; „er ist der eines redlichen Mannes“

n den Hals, ein Geschenk, das für die Wöchnerin bestimmt war, und öffnete, stolz wie Xenophon bei seinem berühmten Rückzug, die Thüre der Sacristei, entschlossen, nicht die geringste List zu gebrauchen, nicht die kleinste Vorsichtsmaßregel zu nehmen, um den Sbirren zu entgehen, sollte er solche finden, welche entartet genug wären, ihn in diesem Augenblick festnehmen zu wollen.

Die Gruppen der Bettler hatten die Kirche nicht verlassen; Beaupre, hätte er sie können mit leisteren Augen anschauen, würde vielleicht unter ihnen den beachtigten Postiv, den Urheber seines Unglücks, erinnert haben, doch nichts rührte sich. Die neue Ausweisung, welche Beaupre machte, wurde mit maßlosen: "Gott vergelt es," aufgenommen, und der glückliche Vater ging von Saint-Paul mit allem Anschein eines verehrten, auserkorenen, gesegneten, von allen Armen des Kirchspiels umschmeichelten Edelmanns weg.

Die Taufzeugen entfernten sich ebenfalls und kehrten, ganz verwundert über dieses Abenteuer, zu dem Saecre zurück.

Beaupre belauerte sie von der Ecke der Rue Culture-Saint-Catherine, sah sie in den Wagen steigen, warf seinem Sohn ein paar bebende Küsse zu, und als in Herz sich völlig ergossen hatte, als der Fiacre aus seinen Augen verschwunden war, dachte er, er müßte weder mehr Gott, noch die Polizei versuchen, und wandte sich nach einem Zufluchtsort, der nur ihm allein, Cagliostro, und Herrn von Grosne bekannt war.

Das heißt, Herr von Grosne hatte sein Wort auch gehalten und Beaupre nicht beunruhigen lassen.

Als das Kind in die Bastille zurückkam und Frau Hopin Oliva so viele erstaunliche Abenteuer mitgeteilt hatte, steckte diese an ihren dicksten Finger den Ring von Beaupre, fing auch an zu weinen, küßte ihr die Hand, für das man schon eine Amme suchte, und sagte:

„Nein, Herr Gilbert, ein Schüler von Herrn Rousseau, behauptete einst, eine gute Mutter müsse ihr Kind selbst stillen, ich werde meinen Sohn stillen; ich will wenigstens eine gute Mutter sein.“

XCII.

Das Schemelchen.

Es war endlich nach langen Debatten der Tag gekommen, wo der Spruch des Parlements Hofes durch die Schlüsse des Generalanwalts hervorgerufen werden sollte.

Die Angeklagten, mit Ausnahme von Herrn von Rohan, waren in die Conciergerie gebracht worden, um dem Sitzungssaale, der um sieben Uhr jeden Morgen geöffnet wurde, näher zu sein.

Vor den Richtern, bei denen der erste Präsident d'Aligre den Vorsitz führte, war die Haltung der Angeklagten beständig dieselbe geblieben, welche sie während der Instruction gewesen war.

Oliva treuherzig und schüchtern; Cagliostro ruhig, erhaben und zuweilen strahlend in jenem mystischen Glanze, mit dem er sich so gern umgab.

Billette verlegen, niedrig und weinend.

Jeanne unverschämt, das Auge funkelnd, immer drohend und giftig.

Der Cardinal einfach, träumerisch und in eine Erschlaffung versunken.

Jeanne hatte sehr schnell die Gewohnheiten der Conciergerie angenommen und durch ihre honigsüßen Schmeicheleien und ihre kleinen Geheimnisse sich die Gewogenheit der Concierge des Palastes, ihres Mannes und ihres Sohnes errungen.

Auf diese Art hatte sie sich das Leben angenehmer und die Verbindungen leichter gemacht. Der Affe braucht immer mehr Platz als der Hund, der Intrigant mehr als der ruhige Geist.

Die Debatten lehrten Frankreich nichts Neues. Es war immer dasselbe mit Frechheit von der einen der andern der zwei Personen, die man anschuldigte und die sich gegenseitig anschuldigten, gestohlene Halsband.

Zwischen diesen beiden entscheiden, wer der Dieb, dies war der ganze Prozeß.

Der Geist, der die Franzosen immer zu Extremen führt und sie namentlich zu jener Zeit dazu führte, machte einen andern Prozeß auf den ersten gepreßt.

Es handelte sich darum, zu erfahren, ob die Königin Recht gehabt, daß sie den Cardinal hatte verurtheilen lassen und ihn vermehrer Unhöflichkeiten bestrafte.

Für Jeden, der in Frankreich über Politik raisonnirte, bildete dieser Anhang bei dem Prozeß die wahre Sache. Hatte Herr von Rohan der Königin sagen zu können geglaubt, was er ihr gesagt; in ihrem Namen handeln können, wie er es gethan; war er der geheime Agent von Marie Antoinette gewesen, ein Agent, den man verleumdet hatte, sobald die Sache Aufsehen gemacht? Mit einem Wort, hatte bei diesem Zwischenfall er begünstigte Cardinal in gutem Glauben, als ein einziger Vertrauter, der Königin gegenüber gehandelt?

Hatte er in gutem Glauben gehandelt, so war die Königin also schuldig aller jener Vertraulichkeiten, selbst der unschuldigen, welche sie geleugnet, und welche erstand zu haben Frau von La Mothe insinuirte. Und dann, als Gesamtsumme in den Augen der Meinung, welche nichts schont, sind Vertraulichkeiten unschuldig, die man seinem Gatten, seinen Ministern und seinen Unterthanen zu leugnen genöthigt ist?

Dies ist der Prozeß, den die Schlüsse des General-

sch verehrte Princip der Unfehlbarkeit des Thrones erschritten worden wären.

Doch nur vierzehn Rätthe traten völlig der Meinung des Generalprocurators bei, und von da an triftete eine Spaltung in der Versammlung.

Man schritt zum letzten Verhöre, eine beinahe ungesetzliche Förmlichkeit bei solchen Angeklagten, da es den Zweck hatte, Geständnisse vor dem Spruch hervorzuziehen, und da weder Friede, noch Waffenstillstand von ihnen erbitterten Gegnern zu erlangen war, welche schon seit so geraumer Zeit kämpften. Es war weniger ihre eigene Freisprechung, was sie forderten, als die Verurtheilung ihrer Gegenpartei.

Dem Gebrauche gemäß hatte der Angeklagte vor dem Richter auf einem hölzernen Stühlchen sitzend zu erscheinen, auf einem demüthigen, niedrigen, schmählichen, durch die Berührung der Angeklagten, welche von diesem Sitze aus nach dem Schaffot gegangen waren, umkehrten Schemel.

Hierhin setzte sich der Fälscher Bilette, der mit Thränen und feinen Gebeten um Gnade flehte.

Er erklärte, was man schon weiß, nämlich, er sei schuldig der Fälschung, schuldig der Genossenschaft mit Anne von La Mothe. Er bezeugte, seine Reue, seine Entschlossenheit seien schon für ihn eine Strafe, welche der Richter zu entzweifeln im Stande sein sollte.

Dieser interessirte Niemand. Er war nur und schien nur als ein Spitzbube. Vom Gerichtshof entlassen, kehrte er flennend in seine Zelle in der Conciergerie zurück. Nach ihm erschien am Eingange des Saales Frau von La Mothe, geführt von dem Gerichtsschreiber Fremyn.

Sie war gekleidet in eine Mantille und eine Chaise von Linon-batiste, hatte eine Haube von Gaze ohne Bänder; eine Art von weißer Gaze bedeckte ihr Gesicht; sie trug ihre Haare ohne Puder. Ihre Ge-

genwart machte einen lebhaften Eindruck auf die Versammlung.

Schon hatte sie die erste von den Beschimpfungen, welche ihr vorbehalten, auszustehen gehabt: man ließ sie über die kleine Treppe gehen lassen, wie die neuen Verbrecher.

Die Hitze des Saales, das Geräusch der Stimmen, die Bewegung der Köpfe, welche in allen Richtungen wogten, fingen an sie zu beunruhigen; ihre Schwanken einen Moment, als wollten sie sich eine Spiegelung von diesem ganzen Geismittwesen geben.

Nun führte sie derselbe Gerichtschreiber, bei der Hand hielt, ziemlich rasch zu dem im Punkte des Halbkreises stehenden Schemelchen, nem kleinen unheimlichen Blocke ähnlich, der den Schaffoten erhebt.

Bei dem Anblicke dieses entehrenden Sitzes, den man für sie bestimmte, für sie, die stolz darauf sich Valois zu nennen und in ihren Händen die Krone einer Königin von Frankreich zu halten, ergriff Jeanne von La Mothe und warf einen zornigen Blick umher, als wollte sie die Richter einschüchtern, diese Beschimpfung erlaubten; doch da sie über festen Willen und Neugierde statt des Mitleids der Barmherzigkeit traf, so drängte sie ihre Wuth und Entrüstung in ihr Inneres zurück und setzte sich um nicht das Aussehen zu haben, als fielen sie auf den Schemel.

Man bemerkte in den Verhören, daß sie in ihren Antworten all die Unbestimmtheit gab, aus welcher der Gegner der Königin am meisten Nutzen zur Verteidigung ihrer Sache hätten ziehen können. Sie sagte nichts scharf aus, als die Versicherungen ihrer Unschuld und nöthigte den Präsidenten, eine Frage an sie zu richten, die die Existenz der Briefe zu richten, von denen sie behauptete, sie seien vom Cardinal an die Königin

geschrieben worden, so wie auch derer, welche die Königin an den Cardinal geschrieben haben sollte.

Alles Gift der Schlange verbreitete sich in der Antwort auf diese Frage.

Jeanne fing damit an, daß sie behauptete, es sei ihr inniger Wunsch, die Königin nicht bloßzustellen, und fügte dann bei, Niemand könne diese Frage besser beantworten, als der Cardinal.

„Fordern Sie ihn auf,“ sprach sie, „diese Briefe oder die Abschriften davon zu produciren, damit man sie vorlesen und Ihre Neugierde befriedigen kann. Ich, was mich betrifft, vermöchte nicht zu behaupten, ob diese Briefe vom Cardinal an die Königin, oder von der Königin an den Cardinal geschrieben sind; ich finde diese zu frei und zu vertraulich von einer Fürstin an einen Unterthan; ich finde jene zu unehrerbietig als von einem Unterthan an eine Königin gerichtet.“

Das tiefe, furchtbare Stillschweigen, welches auf diesen Angriff folgte, mußte Jeanne beweisen, daß sie nur ihren Feinden Abscheu, ihren Parteilängern Schrecken, ihren unparteiischen Richtern Mißtrauen eingefloßt hatte. Sie verließ indessen den Schemel mit der süßen Hoffnung, der Cardinal würde nach ihr darauf sitzen. Diese Rache genügte ihr so zu sagen. Wie wurde ihr aber, als sie sich umwandte, um zum letzten Mal diesen Stuhl der Schmach zu betrachten, auf den sie einen Rohan nach ihr niederzusteigen zwang, als sie den Schemel nicht mehr sah, den auf Befehl des Parlamentshofes die Gerichtsdiener verschwinden gemacht und durch einen Lehnstuhl ersetzt hatten!

Ein Gebrülle der Wuth entströmte ihrer Brust; sie sprang aus dem Saal und biß sich mit einer wahren Raserei in die Hände.

Ihre Strafe begann. Der Cardinal kam langsam herbei, er war aus einem Wagen gestiegen, man hatte das große Thor für ihn geöffnet.

Zwei Gerichtsdiener, zwei Gerichtsschreiber be-

gleiteten ihn; der Gouverneur der Bastille ging an seiner Seite.

Bei seinem Eintritt erhob sich ein langes Gemurmel des Mitgeföhls und der Achtung von den Bänken des Parlamentshofes. Es wurde durch einen mächtigen Zuruf von Außen erwiebert. Das war das Volk, das den Angeklagten begrüßte und seinen Richtern empfahl.

Der Prinz Louis war bleich und sehr bewegt. Angethan mit einem langen Galakleide, erschien er mit der Ehrfurcht und der Unterwürfigkeit, welche ein Angeklagter den Richtern schuldig ist, deren Gerichtsbarkeit er annimmt und anruft.

Man bezeichnete dem Cardinal, dessen Augen sich auf den Umkreis zu richten bange gehabt hatten, einen Lehnstuhl, und nachdem ihn der Präsident begrüßt und ein ermuthigendes Wort zu ihm gesprochen hatte, bat ihn der ganze Hof, sich zu setzen, mit einem Wohlwollen, das die Blässe und die Gemüthserschütterung des Angeklagten verdoppelte.

Als er das Wort nahm, erregten seine zitternde, von Seufzern gehemmte Stimme, seine getrübten Augen, seine demüthige Haltung ein tiefes Mitleid bei den Versammelten. Er erklärte sich langsam, bewegte sich mehr in Entschuldigungen, als in Beweisen, in Bitten, als in Schlussketten, und als er, der beredte Mann, plötzlich inne hielt, brachte er durch diese Lähmung seines Geistes und seines Muthes eine mächtigere Wirkung hervor, als alle Vertheidigungsreden und Beweisführungen.

Dann erschien Oliva; das arme Mädchen fand wieder den Schemel, Viele Leute bebten, als sie dieses lebendige Ebenbild der Königin auf dem Sitze der Schande sahen, den Jeanne von La Mothe eingenommen hatte; dieses Gespenst von Marie Antoinette, der Königin von Frankreich, auf dem Schemel der Diebinnen und Fälscherinnen erschreckte die hitzigsten Verfolger der Monarchie. Doch das Schauspiel lockte

und Mehrere an, wie das Blut, das man den Tiger oft läßt.

Man sagte sich überall, die arme Oliva habe eben in der Kanzlei ihr Kind verlassen, das sie illte, und als die Thüre sich geöffnet, hatte auch das bewimmer des Sohnes von Herrn Beaufire schmerzlich in Gunsten seiner Mutter plaidirt.

Nach Oliva erschien Cagliostro, der am mindesten von Allen Schuldige. Man hieß ihn nicht sitzen, obgleich man den Lehnstuhl in der Nähe des Schemels erbehalten hatte.

Der Parlamentshof hatte eine Furcht vor der Vertheidigungsrede von Cagliostro. Ein Anschein von Verhör abgeschnitten durch das: „es ist gut!“ des Präsidenten d'Aligre entsprach den Bedürfnissen der Formalitäten.

Und nun verkündigte der Parlamentshof, die Debatte seien geschlossen und die Berathung beginne. Die Menge verließ sich langsam in den Straßen und auf den Quais, mit dem Vorsatze, in der Nacht wiederzukommen, um das Urtheil zu hören, das bald, wie man sagte, ausgesprochen werden würde.

XCIII.

Von einem Ritter und einem Abbé.

Nach Beendigung der Debatten, nach dem Wiederjall des Verhöres und den Erschütterungen des Schemels wurden alle Gefangenen für diese Nacht in der Forciergerie einquartiert.

Die Menge stellte sich, wie gesagt, am Abend in Hüllschweigenden, obgleich belebten Gruppen auf dem

Plage vor dem Palaſt auf, um friſch die Kunde von dem Spruch zu erhalten, ſobald er gefällt wäre.

In Paris ſind ſeltſamer Weiſe die großen Geheimniſſe gerade diejenigen, welche die Menge kennt, ehe ſie in ihrer ganzen Entwicklung zu Tage gegangen ſind.

Die Menge wartete alſo, mit Anis vermifchte Lakriſe genießend, deren Hauptalimentation ihre wandernden Lieferanten unter dem erſten Bogen des Pont au Change fanden.

Es war heiß. Die Juniwolken rollten ſchwerfällig übereinander wie Wirbel von dichtem Rauch. Der Himmel glänzte am Horizont in bleichen, zuckenden Feuern.

Während der Cardinal, welchem die Gunſt, auf den die Thürme mit einander verbindenden Terraffen ſpazieren gehen zu dürfen, bewilligt worden war, ſich mit Caſtiostro über den wahrſcheinlichen Erfolg ihrer gegenseitigen Vertheidigung unterhielt; während Oliva in ihrer Zelle ihr kleines Kind liebkoſte und in ihren Armen wiegte; während Reteau, mit trockenem Auge und die Nägel zwiſchen ſeinen Zähnen, in Gedanken die ihm von Herrn von Croſne verſprochenen Thaler zählte und ſie als Geſamtſumme dem Monat Gefangenſchaft, den ihm das Parlament verſprach, gegenüberſtellte, verſuchte es Jeanne, welche ſich in die Stube der Concierge, Frau Hubert, zurückgezogen hatte, ihren brennenden Geiſt mit ein wenig Geräusch, mit ein wenig Bewegung zu zerſtreuen.

Diese Stube war ſehr hoch bis zu ihrer Decke, weit und geräumig wie ein Saal, geplattet wie eine Gallerie, und am Quai durch ein gewölbtes Fenſter erleuchtet. Die kleinen Scheiben dieſes Fenſters ſingen den größten Theil des Lichtes auf, und, als ob man ſelbſt in dieſem Zimmer, das freie Menſchen bewohnten, die Freiheit hätte erſchrecken müſſen, verdoppelte ein ungeheures, eiſernes, außen unmittelbar an den Schei-

erbrachtes Gitter die Dunkelheit durch die
uzung der Stangen und der bleiernen Streifen,
a jede Glasraute eingerahmt war.

Licht, das dieses doppelte Sieb dämpfte, war
gemildert für das Auge der Gefangenen. Es
hts von den frechen Strahlen der freien Sonne
hatte nichts, um diejenigen zu verletzen, welche
aus konnten. Es gibt in allen Dingen, selbst
hlimmen, die der Mensch gemacht hat, wenn
, dieser Wiederhersteller des Gleichgewichts
dem Menschen und Gott, darüber gegangen ist,
Harmonien, welche mildern und einen Ueber-
n Schmerz zum Lächeln gestatten.

dieser Stube lebte Frau von La Mothe, seit-
in die Conciergerie eingesperrt war, in Gesell-
: Concierge, ihres Sohnes und ihres Mannes.
te sich bei diesen Leuten beliebt gemacht; sie
ittel gefunden, ihnen zu beweisen, die Königin
höchsten Maße strafbar. Es müßte ein Tag
wo in derselben Stube eine andere Concierge,
leid ergriffen bei dem Unglück einer Gefangenen,
unschuldig halten würde, weil sie dieselbe ge-
nd gut sähe, und diese Gefangene würde die
sein.

von La Mothe vergaß also, — sie selbst sagte
der Gesellschaft dieser Concierge und ihrer
n ihre schwermüthigen Gedanken und bezahlte
ie gute Laune die Gefälligkeiten, die man gegen

Als Jeanne an diesem Tag, dem Schlusse
ngen. zu den guten Leuten zurückkam, fand sie
sorgenvoll und verlegen.

ie Nuance war dieser schlauen Frau gleich-
sie hoffte bei einem Nichts, sie gerieth über
Unruhe. Vergebens versuchte sie es, Frau
ie Wahrheit zu entreißen, sie und die Ihrigen
en sich in nichtsagende Allgemeinheiten.

diesem Tage erblickte Jeanne an einer Ecke

des Kamins einen Abbé, der von Zeit zu Zeit ein Tischgenosse des Hauses war. Es war ein ehemaliger Secrétaire vom Hofmeister des Grafen von Provence. Ein Mann von einfachen Manieren, satyrisch mit Maßhaltung, mit Allem, was den Hof betraf, wohl vertraut, war er, geraume Zeit vom Hause von Frau Hubert abwesend, wieder beständig geworden, seit der Ankunft von Frau von La Mothe in der Conciergerie.

Es waren auch ein paar höhere Beamte des Palastes da; man schaute Frau von La Mothe viel an; man sprach wenig.

Sie ergriff heiter die Initiative und sagte:

„Ich bin jetzt überzeugt, man spricht lauter da oben, als wir hier sprechen.“

Ein schwaches Gemurmel der Beistimmung, vom Concierge und seiner Frau herrührend, erwiederte allein diese Herausforderung.

„Oben?“ versetzte der Abbé, den Unwissenden spielend. „Wo dies, Frau Gräfin?“

„In dem Saale, wo meine Richter sich berathen,“ antwortete Jeanne.

„Oh! ja, ja,“ sagte der Abbé.

Und es trat wieder das frühere Stillschweigen ein.

„Ich glaube, meine heutige Haltung hat eine gute Wirkung hervorgebracht?“ fragte sie. „Sie müssen das wissen, nicht wahr?“

„Ja, Madame,“ antwortete schüchtern der Concierge.

Und er stand auf, als wollte er das Gespräch abbrechen.

„Was ist Ihre Meinung, Herr Abbé?“ sagte Jeanne.

„Gewinnt meine Angelegenheit nicht ein gutes Ansehen? Man spricht keinen Beweis aus.“

„Es ist wahr, Madame, Sie haben auch viel zu hoffen,“ erwiederte der Abbé.

„Nicht wahr?“ rief sie.

„Bedenken Sie jedoch,“ fügte der Abbé bei, „daß der König . . .“

„Nun! was wird der König thun?“ fragte Jeanne voll Heftigkeit.

„Ei! Madame, der König kann nicht wollen, daß man ihn Lügen straft.“

„Er würde also Herrn von Rohan verurtheilen lassen . . . das ist unmöglich.“

„Es ist allerdings schwierig,“ antwortete man von allen Seiten.

„Und wer in dieser Sache Herr von Rohan sagt, sagt auch Gräfin von La Roche,“ fügte sie eiligst bei.

„Nein, nein, Sie machen sich eine Illusion, Madame,“ entgegnete der Abbé. „Ein Angeklagter wird freigesprochen werden. Ich denke, Sie werden es sein, und hoffe es sogar. Doch es wird nur Einer sein. Der König braucht einen Schuldigen, was sollte sonst aus der Königin werden?“

„Das ist wahr,“ sprach Jeanne, verwundert, daß man ihr widersprach, selbst bei einer Hoffnung, die sie nur heuchelte. „Der König braucht einen Schuldigen. Nun! dann ist Herr von Rohan ebenso gut, als ich, hiefür.“

Ein für die Gräfin erschreckliches Stillschweigen trat nach diesen Worten ein.

Der Abbé unterbrach es zuerst.

„Madame,“ sagte er, „der König hegt keinen Groll, und ist sein erster Zorn befriedigt, so wird er nicht mehr an die Vergangenheit denken.“

„Was nennen Sie denn einen befriedigten Zorn?“ fragte Jeanne ironisch. „Nero hatte seine Zornanfälle, wie Titus die seinigen hatte.“

„Irgend eine Verurtheilung,“ antwortete hastig der Abbé, „das ist eine Befriedigung.“

„Irgend eine! . . . mein Herr,“ rief Jeanne, „welch ein abscheuliches Wort! . . . Es ist zu unbestimmt. Irgend eine . . . das heißt Alles sagen.“

„Oh! ich spreche nur von einer Einsperrung in ein Kloster,“ erwiderte kalt der Abbé; „das ist nach

ben Gerüchten, die im Umlaufe sind, der Bedanke, dem der König in Beziehung auf Sie am liebsten beige- treten sein soll.“

Jeanne schaute diesen Mann mit einem Schrecken an, der alsbald der wüthendsten Exaltation Platz machte.

„Einschließung in ein Kloster!“ sagte er; „das heißt ein langsamer, durch die Einzelheiten schmähtlicher Tod; ein grausame erscheinen wird. Du nicht wahr? Die und der Correctione der Schmach, gen während die Schul Den Tod auf der gewählt haben wert zu bestrafen, daß i boren bin.“

Unbekannt auf i ohne es zu dulden, Gonclerge zerbrach, Hubert auf die Seite um ein Messer zu f Den drei Bei Seite abzubringen; ein Pantherthier, b schreckt haben, ließ zu geräuschvoll war ein an die Stube so Wase von Hayence i vegetirte, und schlug an den Kopf,

Die Wase zerbrach, ein Stück davon blieb in der Hand dieser Furie; man sah das Blut auf ihrer Stirne durch die Ritze der Haut fließen, die sich gespalten hatte.

*) In poco war in den Klöstern das Einsperren auf Lebenszeit.

Die Concierge warf sich weinend in ihre Arme. Man setzte sie in einen Lehnstuhl und begoß sie mit Riechwasser und Eißig. Sie war nach gräßlichen Convulsionen ohnmächtig geworden.

Als sie wieder zu sich kam, dachte der Abbé, sie ersticke.

„Seht,“ sagte er, „dieses Gitterwerk fängt das Licht und die Luft auf. Ist es nicht möglich, die arme Frau athmen zu lassen?“

Alles vergessend, lief nun Frau Hubert an einen Schrank, der beim Kamin stand, zog einen Schlüssel heraus, welcher ihr zum Oeffnen dieses Gitters diente, und sogleich strömten die Luft und das Leben in Wogen in die Stube.

„Ah!“ rief der Abbé, „ich wußte nicht, daß sich dieses Gitter mit Hilfe eines Schlüssels öffnen läßt. Mein Gott! warum solche Vorsichtsmaßregeln!“

„Es ist der Befehl,“ erwiderte die Concierge.

„Ja, ich verstehe,“ sagte der Abbé mit einer martirten Absichtlichkeit, „dieses Fenster ist nur ungefähr sieben Fuß vom Boden und geht auf den Quai. Wollten Gefangene aus dem Innern der Conciiergeerie durch Ihre Stube entweichen, so fänden sie die Freiheit, ohne auf einen Schließer oder eine Schildwache zu stoßen.“

„Ganz richtig,“ erwiderte der Concierge.

Der Abbé bemerkte aus dem Augenwinkel, daß Frau von La Mothe gehörig verstanden, daß sie sogar gebebt und sogleich, nachdem sie die Worte des Abbé aufgefaßt, die Augen zu dem nur mit einem messingenen Knopf verschlossenen Schrank aufgeschlagen hatte, in welchem die Concierge den Schlüssel des Gitters verwahrte.

Das war genug für ihn. Seine Gegenwart schien von keinem Nutzen mehr zu sein, und er nahm Abschied.

Er kehrte jedoch noch einmal um, wie die Theaterpersonen, die sich einen falschen Abgang machen, und sagte:

„Wie viel Leute sind auf dem Platz! Die ganze Menge drängt sich mit solchem Ungestüm nach dem Balaste zu, daß nicht eine Seele mehr auf dem Quai ist.“

Der Concierge beugte sich hinaus.

„Es ist wahr,“ bestätigte er.

„Denkt man nicht,“ fuhr der Abbé fort, als ob ihn Frau von La Mothe nicht hören könnte, — und sie hörte ihn sehr gut, — „glaubt man nicht, der Spruch werde in der Nacht gefällt werden? Nein, nicht wahr?“

„Ich denke nicht, daß das Urtheil vor morgen früh gesprochen werden wird,“ sagte der Concierge.

„Nun wohl!“ fügte der Abbé bei, „seien Sie bemüht, diese arme Frau von La Mothe ein wenig ruhen zu lassen. Nach so vielen Erschütterungen muß sie der Ruhe bedürfen.“

„Wir werden uns in unser Zimmer zurückziehen und Madame hier in dem Lehnstuhl lassen,“ sagte der brave Concierge zu seiner Frau, „wenn sie sich nicht etwa zu Bette legen will.“

Jeanne erhob sich und begegnete dem Auge des Abbé, der auf ihre Antwort lauerte.

Sie stellte sich, als entschlief sie wieder.

Da verschwand der Abbé und der Concierge und seine Frau gingen auch weg, nachdem sie das Gitter wieder geschlossen und den Schlüssel an seinen Platz gelegt hatten.

Sobald Jeanne allein war, öffnete sie die Augen.

„Der Abbé rath mir, zu fliehen,“ dachte sie. „Kann man mir klarer sowohl die Nothwendigkeit der Flucht, als das Mittel hierzu bezeichnen! Mich mit der Verurtheilung vor dem Spruche der Richter bedrohen, das kommt von einem Freunde, der mich antreiben will, meine Freiheit zu suchen, das kann nicht von einem Barbaren sein, der mich beleidigt.“

„Um zu fliehen, brauche ich nur einen Schritt zu

machen; ich öffne diesen Schrank, dann dieses Gitter, und bin auf dem verödeten Quai.

„Verödet, ja! . . . Niemand; der Mond selbst verbirgt sich in den Wolken.

„Fliehen! . . . Oh! die Freiheit! Das Glück, meine Reichthümer wiederzufinden . . . das Glück, meinen Feinden alles Böse zurückzugeben, was sie mir gethan haben!“

Sie stürzte nach dem Schrank und ergriff den Schlüssel. Schon näherte sie sich dem Schlosse des Gitters.

Plötzlich glaubte sie auf der schwarzen Linie der Brüstung der Brücke eine schwarze Gestalt zu sehen, welche die eintönige Regelmäßigkeit unterbrach.

„Ein Mann ist dort im Schatten!“ sagte sie; „der Abbé vielleicht; er wacht über meiner Flucht; er wartet, um mir Beistand zu leisten. Ja, doch wenn es eine Falle wäre, wenn ich, auf den Quai hinabgestiegen, ergriffen, auf der That der Entweichung ertappt würde? . . . Die Entweichung, das ist das Geständniß des Verbrechens, wenigstens das Zugeständniß der Furcht! Wer entweicht, flieht vor seinem Gewissen. . . . Woher kommt dieser Mensch? . . . Er scheint mit Herrn von Provence in Verbindung zu stehen. . . . Wer sagt mir, daß er nicht ein Emissär der Königin oder der Rohau ist? . . . Wie theuer würde man auf dieser Seite einen falschen Schritt von mir bezahlen . . . Ja, es lauert Jemand dort!“

„Nicht ein paar Stunden vor dem Spruch fliehen machen? Konnte man das nicht früher, wenn man mir wirklich hat dienen wollen? Mein Gott! wer weiß, ob meinen Feinden nicht schon die Kunde von meiner im Rathe der Richter beschlossenen Freisprechung zugekommen ist? wer weiß, ob man nicht diesen für die Königin furchtbaren Schlag mit einem Beweise oder einem Geständniß meiner Schuld pariren will. Das

Geständniß, der Beweis, das wäre meine Flucht. Ich werde bleiben!"

Von diesem Augenblick an war Jeanne überzeugt, sie sei einer Falle entgangen. Sie lächelte, richtete ihren schlaun, kühnen Kopf auf, ging mit sicherem Schritt auf den kleinen Schrank am Kamin zu und legte den Schlüssel des Bitters wieder hinein.

Dann setzte sie sich in den Lehnstuhl zwischen dem Licht und dem Fenster, und beobachtete von ferne, während sie sich stellte, als schliefe sie, den Schatten des lauernden Mannes, der, ohne Zweifel des Wartens müde, endlich aufstand und mit dem ersten Schimmer der Morgendämmerung, um halb drei Uhr, da das Auge das Wasser des Flusses zu unterscheiden anfing, verschwand.

XCIV.

Der Spruch.

Am Morgen, als alle Geräusche wieder erwachten, als Paris wieder Leben annahm und einen neuen Ring an den Ringen der Kette des vorhergehenden Tages befestigte, hoffte die Gräfin, die Kunde von einer Freisprechung würde plötzlich mit der Freude und den Glückwünschen ihrer Freunde in ihr Gefängniß dringen.

Hatte sie Freunde! ach! das Vermögen, der Credit bleiben nie ohne Gefolge, und Jeanne war doch reich und mächtig geworden: sie hatte empfangen, sie hatte gegeben, ohne sich auch nur den alltäglichen Fremd gemacht zu haben, der den andern Tag nach einer Unanade verbrennen muß, was er den vorhergehenden Tag beschmeichelt hat.

Aber nach ihrem Triumph, den sie erwartete, würde

Parteilänger, Anhänger haben, sie würde Be-
:er, sie würde Reider haben.

iese geschäftige Woge von Leuten mit freudigem
e erwartete sie vergebens in die Stube des Con-
Hubert eindringen zu sehen.

on der Unbeweglichkeit einer überzeugten Person,
die Arme zu sich kommen läßt, ging Jeanne,
ar die Abschwüffigkeit ihres Characters, zu einer
en Unruhe über.

id da man sich nicht immer verstellen kann, so
sie sich nicht einmal bei ihren Wächtern die
ihre Eindrücke zu verbergen.

s war ihr nicht gestattet, hinauszugehen, um
erkundigen, doch sie hielt ihren Kopf an ein
nster, und hier horchte sie angstvoll, kuckend,
e Geräusche des benachbarten Platzes, auf die
sche, die sich in einem verworrenen Gemurmel
en, nachdem sie die Mauern des alten Palastes
eiligen Ludwig durchdrungen hatten.

anne hörte sodann nicht einen Lärmen, sondern
wahren Ausbruch von Bravo's, von Schreien, von
enden Füßen und klatschenden Händen, etwas
ingewöhnliches, Brausendes, was sie erschreckte,
ie hatte nicht das Bewußtsein, man bezeuge für
viel Sympathie.

iese lärmenden Salven wiederholten sich zweimal
achten Geräuschen anderer Art Platz.

s kam ihr vor, als wäre es auch ein Beifall,
in ruhiger Beifall, der ebenso rasch starb, als er
a war.

ald wurden die Vorübergehenden auf dem Quai
cher, als ob sich die Gruppen des Platzes auf-
und im Einzelnen ihre zerstreuten Massen ab-
n.

Ein herrlicher Tag für den Cardinal," sagte ein
ber des Generalanwalts, auf dem Pflaster der
ng hüpfend.

Geständniß, der Beweis, das wäre meine Flucht. 34
werde bleiben!"

Von dies

Sie sei einer
ihren schlauen, Kühn-
Schrift auf den Fleck
legte den Schlüssel der

Dann setzte sie sich
Licht und
rend sie | als |
lauernden | der
müde, ent- |
der Morgenröthe
Auge das Wasser der
verschwand.

Der

Am Morgen, als er
als Paris wieder Leben
an den Ringen der Kette
festigte, hoffte die Gräfin
Sprechung würde plötzlich
wünschen ihrer Freunde:

Hatte sie Fremdel
bleiben nie ohne Gefolge,
und mächtig geworden;
gegeben, ohne sich auch
gemocht zu haben, der
anade verbrennen muß,
Tag beschmeichelt hat.

Aber nach ihrem Triu

Parteigänger, Anhänger haben, sie würde Be-
r, sie würde Reider haben.

se geschäftige Woge von Leuten mit freudigem
erwartete sie vergebens in die Stube des Con-
ubert eindringen zu sehen.

r der Unbeweglichkeit einer überzeugten Person,
ie Arme zu sich kommen läßt, ging Jeanne,
r die Abschüffigkeit ihres Characters, zu einer
n Unruhe über.

o da man sich nicht immer verstellen kann, so
ie sich nicht einmal bei ihren Wächtern die
ihre Eindrücke zu verbergen.

war ihr nicht gestattet, hinauszugehen, um
erkundigen, doch sie hielt ihren Kopf an ein
ster, und hier horchte sie angstvoll, feuchend,

Geräusche des benachbarten Platzes, auf die
he, die sich in einem verworrenen Gemurmelt,
r, nachdem sie die Mauern des alten Palastes
ligen Ludwig durchdrungen hatten.

anne hörte sodann nicht einen Lärmen, sondern
ahren Ausbruch von Bravo's, von Schreien, von
iden Füßen und klatschenden Händen, etwas
gewöhnliches, Brausendes, was sie erschreckte,
hatte nicht das Bewußtsein, man bezeuge für
iel Sympathie.

se lärmenden Salven wiederholten sich zweimal
chten Geräuschen anderer Art Platz.

kam ihr vor, als wäre es auch ein Beifall,
ruhiger Beifall, der ebenso rasch starb, als er
war.

ld wurden die Vorübergehenden auf dem Quai
er, als ob sich die Gruppen des Platzes auf-
nd im Einzelnen ihre zerstreuten Massen ab-

in herrlicher Tag für den Cardinal," sagte ein
er des Generalanwalts, auf dem Pflaster der
g hüpfend.

Und er warf einen Stein in den Fluß mit jenem Geschicklichkeit des jungen Parisers, der viele von seinen Tagen dieser der Schleuder der Alten entlehnt Leibesübung gewidmet hat.

„Für den Cardinal,“ wiederholte Jeanne. „Es ist also Nachricht da, daß der Cardinal freigesprochen ist.“
Ein Tropfen Galle, ein Tropfen Schweiß fiel von der Stirne von Jeanne.

Sie kehrte hastig in die Stube zurück und fragte die Frau Hubert:

„Madame, Madame, was höre ich sagen: was ist ein Glück für den Cardinal? Ich bitte, was ist denn ein Glück?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte diese:

Jeanne schaute ihr scharf in's Gesicht und fügte bei:

„Haben Sie die Güte, Ihren Mann zu fragen.“

Die Concierge gehorchte aus Gefälligkeit, und Hubert antwortete von Außen:

„Ich weiß es nicht!“

Ungeduldig, bebend, blieb sie einen Augenblick mitten im Zimmer stehen und rief:

„Was meinten die Vorübergehenden mit ihren Worten? man täuscht sich nicht in solchen Dingen.“
Sie sprachen sicherlich vom Prozeß.“

„Vielleicht,“ erwiderte die mildherzige Hubert, „vielleicht wollten sie nur sagen, wenn Herr von Robespierre freigesprochen worden, so werde dies ein schöner Tag für ihn sein.“

„Sie glauben, man werde ihn freisprechen?“ rief Jeanne, ihre Finger krampfhaft zusammenpressend.

„Das kann wohl geschehen.“

„Aber ich?“

„Oh Sie, Madame . . . Sie wie er; warum Sie nicht?“

„Eine seltsame Voraussetzung,“ murmelte Jeanne. Und sie stellte sich wieder an die Scheiben.

„Madame,“ sprach der Concierge, „Sie haben“

Unrecht, so Aufregungen zu suchen, die Ihnen unverständlich von Außen zukommen. Glauben Sie mir, bleiben Sie ruhig, bis Ihr Consulent oder Herr Fremyn kommen, um Ihnen vorzulesen . . .“

„Den Spruch . . . Nein! nein!“

Und sie horchte.

Eine Frau ging mit ihren Freundinnen vorüber. Sie hatten Festhauben, einen großen Strauß in der Hand. Der Geruch von diesen Rosen stieg wie ein kostbarer Balsam zu Jeanne empor, welche Alles von unten einathmete.

„Er soll meinen Strauß haben,“ rief diese Frau, „und noch hundert andere, der liebe Mann! oh! wenn ich kann, werde ich ihn umarmen.“

„Und ich auch,“ sagte eine Gefährtin.

„Und mich, mich soll er umarmen,“ sprach eine Dritte.

„Wen meinen sie?“ dachte Jeanne.

„Ah! er ist ein sehr schöner Mann, Du bist nicht ekel,“ fügte eine letzte von den Freundinnen bei.

Und Alles ging vorbei.

„Abermals dieser Cardinal! immer er!“ murmelte Jeanne. „Er ist freigesprochen, er ist freigesprochen!“

Und sie sprach diese Worte mit so viel Entmuthigung und zugleich Sicherheit, daß der Concierge und seine Frau, entschlossen, nicht mehr einen Sturm, wie den am vorhergehenden Tag zu veranlassen, gleichzeitig ihr zuriefen:

„Ei! Madame, warum wollen Sie nicht, daß dieser arme Mann losgesprochen und in Freiheit gesetzt wird?“

Jeanne fühlte den Schlag, sie fühlte besonders die Veränderung ihrer Wirthin, und sagte, da sie nichts von ihrer Sympathie verlieren wollte:

„Oh! Sie verstehen mich nicht. Ach! halten Sie mich für so neidisch oder für so boshast, daß ich meinem Unglücksgefährten das Schlimme wünsche? mein Gott! er werde freigesprochen, der Herr Cardinal; oh

ja, er werde freigesprochen. Aber endlich möchte doch erfahren . . . Glauben Sie mir, meine Frau es ist die Ungeduld, was mich so macht."

Hubert und seine Frau schauten einander an, wollten sie die Tragweite von dem, was sie zu sich im Begriffe waren, ermessen.

Ein fahler Blick, der unwillkürlich aus den Augen von Jeanne hervorsprang, hielt sie zurück, als sie den Entschluß faßten.

"Sie sagen mir nichts?" rief sie, ihren Fröhen wahrnehmend.

"Wir wissen nichts," erwiderten sie leise.

In diesem Augenblick rief ein Befehl Hubert zu seiner Wohnung. Die Concierge, welche mit Jeanne allein blieb, versuchte es, sie zu zerstreuen; es vergebens, alle Sinne der Gefangenen, ihr ganzer Verstand waren außer durch die Geräusche, die die Athemzüge in Anspruch genommen, die sie einer durch das Fieber verzehnfachten Empfangslied aufsaßte.

Plötzlich entstand ein gewaltiger Lärm, eine nützliche Bewegung auf dem Platz. Die Menge strömte bis auf die Brücke, bis auf den Quai zurück, und mit bergestalt compacten, bergestalt wiederholten Schreien, daß Jeanne auf ihrem Beobachtungsposten darüber blickte.

Diese Schreie hörten nicht auf: sie waren an einen offenen Wagen gerichtet, dessen Pferde, weniger durch die Hand des Kutschers, als durch die Menge zurückgehalten, kaum im kleinen Schritt gingen.

Die Menge bedrängte, umschloß sie und trug sie Ende auf ihren Schultern, auf ihren Armen auf dem Wagen und zwei Personen, welche der Wagen enthielt.

In den großen Strahlen der Sonne, unter einem Blumenregen, unter einem Gewölbe von Blättern, das tausend Hände über ihren Köpfen bewegten, kannte die Gräfin diese zwei Männer, welche die geisterte Menge betrauschte.

Bleich über seinen Triumph, erschrocken über seine Volksthümlichkeit, blieb der Eine ernst, betäubt, zitternd. Er rauen stiegen bis auf die Felgen seiner Räder, rissen ihre Hände an sich, um sie mit Küssen zu verzehren, und machten sich mit gewaltigen Schlägen die Spitzen ihrer Manchetten streitig, die sie mit den frischesten und seltensten Blumen bezahlt hatten.

Anderer, die noch glücklicher, waren mit den Lackeienten auf den Wagen gestiegen; sie entfernten unmerklich die Hindernisse, die ihrer Liebe im Wege waren, schloßen den Kopf des vergötterten Mannes, drückten neuen ehrfurchtsvollen und zugleich sinnlichen Kuß darauf und machten dann neuen Glücklichen Platz. Dieser angebetete Mann war der Cardinal von Rohan.

Frisch, freudig, funkelnd, erhielt der Zweite einen in der lebhaften, aber verhältnißmäßig eben so schmeichelhaften Empfang. Man belohnte ihn mit Freudenbreien und Bivats; die Frauen theilten sich in den Cardinal, die Männer riefen: „Es lebe Cagliostro!“

Diese Trunkenheit brauchte eine halbe Stunde, um über den Pont-au-Change zu gelangen, und Jeanne erfolgte bis zu ihrem höchsten Punkte die Triumphfahrten. Sie verlor nicht den kleinsten Umstand.

Diese Kundgebung des öffentlichen Enthusiasms war die Opfer der Königin, denn so nannte man sie, während Jeanne einen Augenblick der Freude.

Doch plötzlich sagte sie:

„Wie! sie sind schon frei; schon sind für sie die Wünschlichkeiten erfüllt, und ich, ich weiß nichts; warum gibt man mir nichts?“

Ein Schauer erfaßte sie.

Sie hatte neben sich Frau Hubert gefühlt, welche, schweigend, aufmerksam auf Alles, was vorging, sich begriffen haben mußte, und keine Erklärung gab.

Jeanne wollte eine unerläßlich gewordene Erklärung hervorrufen, als ein neuer Lärm ihre Aufmerksamkeit gegen den Pont-au-Change zog.

Ein Fiacre, umgeben von Leuten, fuhr ebenfalls den Abhang der Brücke hinauf.

In diesem Fiacre erkannte Jeanne, lächelnd und ihr Kind dem Volke zeigend, Oliva, welche auch wegzufuhr, frei und toll vor Freude über die ein wenig ungebundenen Scherze, über die dem frischen, appetitlichen Mädchen zugesandten Küsse. Das war allerdings plumper Weihrauch, doch mehr als genügend für Alle. Oliva, dieser Weihrauch, den die Menge übersandte, als letztes Relief von dem dem Cardinal gebotenen Feste.

Mitten auf der Brücke wartete eine Postchaise. Herr Beaufre verbarg sich darin hinter einem seiner Freunde, der allein sich der öffentlichen Bewunderung zu offenbaren wagte. Er machte Oliva ein Zeichen, und diese stieg mitten unter Schreien aus, die sich ein wenig in Geziße verwandelt hatten. Aber was ist für gewisse Schauspieler das Zischen, wenn man sie mit Wurfgeschossen bearbeiten und von der Bühne jagen konnte.

Als Oliva in die Chaise gestiegen war, fiel sie in die Arme von Beaufre, der sie zum Ersticken wie eine Beute an sich drückte, über eine Meile nicht mehr losließ, sie mit Thränen und Küssen überströmte und nicht athmete bis Saint-Denis, wo man die Pferde wechselte, ohne von der Polizei belästigt worden zu sein.

Als Jeanne alle diese Leute frei, glücklich, gefeiert sah, fragte sie sich, warum sie allein keine Nachrichten erhalte.

„Aber ich! ich!“ rief sie, „durch welche ausgesuchte Grausamkeit eröffnet man mir nicht den Spruch, der mich betrifft?“

„Beruhigen Sie sich, Madame,“ sprach Hubert eintretend, „beruhigen Sie sich.“

„Es ist nicht möglich, daß Sie nichts wissen,“

wiederte Jeanne; „Sie wissen! Sie wissen! unterrichten Sie mich.“

„Madame . . .“

„Wenn Sie kein Barbar sind, unterrichten Sie mich, Sie sehen, wie sehr ich leide.“

„Madame, es ist uns niederen Officianten des Befähigunges verboten, die Sprüche zu offenbaren, deren Entscheidung den Grefstern der Höfe zukommt.“

„Es lautet also so gräßlich, daß Sie es nicht sagen,“ rief Jeanne in einem Ausbruch von Wuth, er dem Concierge hange machte und ihn die Erneuerung der Scenen vom vorhergehenden Tag abzuwenden ließ.

„Nein,“ sagte er, „beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich!“

„Sprechen Sie doch.“

„Werden Sie geduldig sein und mich nicht geirren?“

„Ich gelobe es Ihnen, ich schwöre es Ihnen, beden Sie.“

„Nun wohl: der Cardinal ist freigesprochen.“

„Ich weiß es.“

„Herr von Cagliostro losgesprochen.“

„Ich weiß es! ich weiß es!“

„Alle. Oliva von der Anklage entbunden.“

„Weiter? weiter?“

„Herr Reteau von Billette ist verurtheilt . . .“

Jeanne bebte.

„Zu den Galeeren! . . .“

„Und ich! und ich?“ rief sie vor Wuth mit den Fäusten stampfend.

„Geduld, Madame, Geduld. Ist es das, was Sie versprochen haben?“

„Ich bin geduldig; reden Sie! Ich?“

„Zur Verbannung,“ sprach mit schwacher Stimme er Concierge, die Augen abwendend.

Ein Blitz der Freude glänzte in den Augen der Gräfin, ein Blitz der so schnell erlosch, als er erschienen war.

Dann stellte sie sich, als fielen sie mit einem gewaltigen Schrei in Ohnmacht, und stürzte rückwärts in die Arme ihrer Wirthin.

„Was wäre geschehen, wenn ich ihr die Wahrheit gesagt hätte,“ flüsterte Hubert seiner Frau in's Ohr.

„Die Verbannung,“ dachte Jeanne, einen Nerven-anfall heuchelnd, „das ist die Freiheit, das ist der Reichthum, das ist die Rache, das ist, was ich geträumt . . . Ich habe gewonnen!“

XCV.

Die Execution.

Jeanne erwartete immer, daß der vom Concierge versprochene Gerichtschreiber käme, um ihr den gegen sie gefällten Spruch vorzulesen.

Da sie die Bangigkeiten des Zweifels nicht mehr hatte, und kaum die der Vergleichung, das heißt des Stolzes behielt, sagte sie in der That zu sich selbst:

„Was ist mir daran gelegen, mir, einem, ich denke, gebiegenen Geist, daß Herr von Rohan minder schuldig erachtet worden ist, als ich?“

„Bin ich es, über die man die Strafe eines Fehlers verhängt? Nein. Wäre ich gebührender Maßen von aller Welt als Valois anerkannt worden, hätte ich, wie dies beim Herrn Cardinal der Fall gewesen ist, ein ganzes Spalier von Prinzen und Herzogen, welche durch ihre Haltung, durch ihren Flor an den Degen, durch ihre Trauerbinden flehten, am Wege aufgestellt gehabt, ich glaube nicht, daß man der

armen Gräfin von La Mothe etwas verweigert haben würde, und sicherlich hätte man, in Voraussehung dieser vornehmen Supplik, der Abkömmlingin der Valois, die Schmach des Schemels erspart.

„Doch warum sich mit dieser ganzen Vergangenheit beschäftigen, welche todt ist? Sie ist nun beendet, diese große Angelegenheit meines Lebens. Auf eine zweideutige Weise in die Welt gestellt, auf eine zweideutige Weise am Hof gestellt, der Gefahr ausgesetzt, vom ersten von oben kommenden Hauch niedergeworfen zu werden, vegetirte ich nur, ich kehrte vielleicht zu dem ursprünglichen Elend zurück, das die schmerzliche Lehrzeit meines Lebens gewesen ist. Nun nichts Aehnliches mehr.

„Verbannt, ich bin verbannt! das heißt, ich habe das Recht, meine Million in meiner Casse mitzunehmen; unter den Pomeranzenbäumen von Sevilla oder von Agrigent im Winter, in Deutschland oder in England im Sommer zu leben; das heißt, jung, schön, berühmt und im Stande, meinen Prozeß selbst zu erklären, wird mich nichts abhalten, zu leben, wie es mir beliebt, sei es mit meinem Mann, wenn er, wie ich, verbannt ist, und ich ihn frei weiß, sei es mit den Freunden, welche das Glück und die Jugend immer geben!

„Und,“ fügte Jeanne in ihre glühenden Gedanken verloren bei, „man komme dann und sage mir, mir, der Verurtheilten, mir, der Verbannten, mir, der armen Gedemüthigten, ich sei nicht reicher als die Königin, ich sei nicht geehrter als die Königin, ich sei nicht mehr freigesprochen als die Königin; denn es handelte sich bei ihr nur um meine Verurtheilung. Dem Löwen ist nichts am Erdenwurm gelegen. Es handelte sich darum, Herrn von Rohan zu verurtheilen, und Herr von Rohan ist freigesprochen.

„Wie werden sie sich nun benehmen, um mir den Spruch zu bezeichnen, wie auch, um mich aus dem

Königreich zu führen? Werden Sie sich an einer Frau dadurch rächen, daß Sie sie Strafe unterwerfen? Ich übergeben, um mich an dem man mir öffentlich sagen: bann Sie aus seinem Lande gutmüthig," sprach ich nicht mehr. Sie grollen das unter ihren Balkon Cardinal! es lebe Cagliostro Das ist ihr wahrer Feind ihr unmittelbarer Feind, Unterstützung der öffentlichen und da es mir gelungen:

Jeanne war so weit, kleinen Vorbereitungen anzuwenden. Die Beschäftigung ihrer Diamanten. England, man war im Eifer an Neben von Neben ihren Geist durchzu-

„Armer Junge," sagte Lächeln, „er hat für mich immer für die Sühnungen im philosophischen Sinne, wendigkeiten entstehen, er der Erde, mit dem Stiel

„Armer, gebrechlicher heute seine Pamphlete geverschwörungen, und Gold der Welt macht, hat ihm prügeln, von zeitweisen von Verstecken, mit einer machen wollen. So ist es des Verstandes, mit der Zeit, mit dem Geiste des und die Stärke. Wie viel

in der Schöpfung von der giftigen Milbe an bis zum Scorpion, dem ersten der Kleinen, der sich bei den Menschen gefürchtet macht. Alle diese Gebrechlichkeiten wollen schaden, aber sie haben nicht die Ehre des Kampfes; man tritt sie nieder.“

Und Jeanne begrub mit diesem bequemen Gesänge ihren Genossen Reteau, fest entschlossen, sich nach dem Bagno zu erkundigen, in dem der Glendengesperret wäre, um auf der Reise nicht dahin zu gehen, um nicht einem Unglücklichen die Demüthigung anzuthun, ihm das Glück einer alten Bekannten zu zeigen. Jeanne hatte ein gutes Herz.

Sie nahm heiter ihr Mahl mit dem Concierge und seiner Frau ein. Diese aber hatten ihre Heiterkeit völlig vergessen; sie gaben sich nicht einmal die Mühe, ihre Beklemmung zu verbergen. Jeanne schrieb ihre Äußerungen der Beurtheilung zu, deren Gegenstand sie war. Sie machte ihnen eine Bemerkung hierüber. Sie antworteten, nichts sei so schmerzlich für sie, als der Anblick der Personen nach einem gefällten Urtheil.

Jeanne war im Grunde ihres Herzens so glücklich, daß ihr so wehe, ihre Freude verbergen zu müssen, daß ihr die Gelegenheit, allein, frei mit ihren Gedanken zu bleiben, nur sehr angenehm sein konnte. Sie beabsichtigte nach dem Mittagessen zu verlangen, nach ihrem Zimmer zurückkehren zu dürfen.

Wie sehr war sie erstaunt, als der Concierge über dem Nachtschisch das Wort nahm und mit einer erzwungenen Feierlichkeit, welche bei seinen Reden anzuwenden durchaus nicht seine Gewohnheit war, zu ihr sprach:

„Madame, wir haben den Befehl, die Personen, deren Schicksal das Parlament entschieden, nicht der Kerkermeisterei zu behalten.“

„Gut,“ dachte Jeanne, „er kommt meinen Wünschen entgegen.“

Und sie stand auf und erwiederte:

„Ich möchte Sie nicht zu einer Uebertretung Ihrer Vorschriften veranlassen . . . Das hieße die Güte, die Sie für mich gehabt haben, schlecht erkennen . . . Ich kehre also in mein Zimmer zurück.“

Sie schaute das Ehepaar an, um die Wirkung ihrer Worte zu beobachten. Hubert drehte einen Schlüssel in seinen Fingern hin und her. Die Concierge wandte ihren Kopf ab, als wollte sie eine neue Bewegung ihres Gemüths verbergen.

„Aber wohin wird man denn kommen, um mir den Spruch zu verlesen, und wann wird man kommen?“ fragte die Gräfin.

„Man wartet vielleicht, bis Madame in ihrem Zimmer ist,“ antwortete Hubert hastig.

„Er entfernt mich entschieden,“ dachte Jeanne.

Und ein unbestimmtes Gefühl der Bangigkeit machte sie beben, doch kaum in ihrem Herzen erschienen, verdunstete es wieder.

Jeanne stieg die drei Stufen hinauf, welche von dieser Stube in den Gang der Kanzlei führten.

Als Frau Hubert die Gräfin weggehen sah, eilte sie auf sie zu und ergriff ihre Hände, nicht mit Ehrfurcht, nicht mit wahrer Freundschaft, nicht mit jener Empfindungsfülle, die den, welcher sie bezeugt, und den, welcher der Gegenstand derselben ist, ehrt, sondern mit einem Erguß tiefen Mitleids, der der verständigen Jeanne, ihr, die Alles bemerkte, nicht entging.

Diesmal war der Eindruck so scharf, daß Jeanne sich gestand, der Schrecken erfasse sie; doch der Schrecken wurde abgeschüttelt, wie sie die Bangigkeit abgeschüttelt hatte, und aus der bis an den Rand von der Freude und der Hoffnung angefüllten Seele vertrieben.

Jeanne wollte sich von Frau Hubert die Ursache ihres Mitleids erklären lassen; sie öffnete den Mund und stieg wieder zwei Stufen herab, um eine von den Fragen, die so entschieden und kräftig wie ihr Geiſt, zu stellen. Doch sie hatte keine Zeit dazu. Hubert

nahm sie, weniger höflich als lebhaft, bei der Hand und öffnete die Thüre.

Die Gräfin sah sich im Gange. Acht Schützen von der Vogtei warteten hier. Worauf warteten sie? das fragte sich Jeanne, als sie dieselben erblickte. Doch die Thüre des Concierge war schon wieder geschlossen. Vor den Schützen stand einer von den gewöhnlichen Schließern des Gefängnisses, derjenige, welcher die Gräfin jeden Abend in ihr Zimmer zurückführte.

Dieser Mensch schritt der Gräfin voran, als wollte er ihr den Weg zeigen.

„Ich gehe in mein Zimmer zurück?“ sagte die Gräfin mit dem Tone einer Frau, welche dessen, was sie sagt, gern sicher scheinen möchte, aber zweifelt.

„Ja, Madame,“ erwiderte der Schließer.

Jeanne faßte das eiserne Geländer an und stieg hinter dem Mann hinauf. Sie hörte die Schützen, welche einige Schritte von ihr entfernt zischelten, aber sich nicht von der Stelle rührten.

Beruhigt, ließ sie sich in ihr Zimmer einsperren und dankte sogar freundlich dem Schließer. Dieser entfernte sich.

Jeanne sah sich nicht so bald frei und allein, als ihre Freude ausschweifend hervorbrach, eine Freude, welche zu lange durch die Larve geknebelt gewesen war, unter der sie heuchlerisch ihr Gesicht beim Concierge verborgen hatte. Dieses Zimmer der Conciergerie war ihr Behältniß, das Behältniß eines einen Augenblick durch die Menschen gefesselten wilden Thieres, welches eine Lanne Gottes abermals in den freien Raum der Welt versetzen sollte.

Und in seiner Höhle oder in seinem Behältniß, wenn es finstere Nacht ist, wenn kein Geräusch dem gefangenen Thiere die Wachsamkeit seiner Hüter verkündigt, wenn sein feiner Geruch keine Spur in der Umgegend erkennt, beginnen dann die Sprünge dieser wilden Natur. Es reißt seine Glieder, um sie für die Bewegungen der erwarteten Unabhängigkeit geschmeidig zu machen. Dann

hat es Schreie, dann hat es Auffschüttungen und Ertafen, welche das Auge des Menschen nie erlamert.

Bei Jeanne war es so. Plötzlich hörte sie in ihrer Flur gehen; sie hörte die Schlüssel am Bande des Schließers klirren; sie hörte das massive Schloß angreifen.

„Was will man von mir?“ dachte sie, indem sie sich stumm und aufmerksam erhob.

„Was gibt es, Jean?“ fragte die Gräfin mit sanftem, gleichgültigem Tone.

„Madame wolle mir folgen,“ erwiderte sie.

„Wohin?“

„Hinab.“

„Wie? hinab . . .“

„Ja!“

„Sch.“

„Nat.“

„Jeanne.“

und sah

welche sie

„Sag“

von mir“

„Nat.“

Sie gern

„Ja!“

Nale die

„Nat.“

erhalten,“

„Jeanne.“

war. Ein

fallendes, Bi

selbst über

Sollt

des Spruch

„Doch“

war das“

des Raths.

Uebrigens wurde der Schließer betuglich; er schloß

telte seine Schlüssel wie ein Mensch, der in Ermangelung guter Gründe einen Befehl entgegenhält.

„Warten Sie ein wenig auf mich,“ sagte Jeanne, „Sie sehen, daß ich mich schon ausgekleidet hatte, um ein wenig zu ruhen; ich bin in den letzten Tagen so sehr ermüdet.“

„Ich werde warten, Madame, aber bedenken Sie, daß Herr Doillot Gile hat.“

Jeanne schloß ihre Thüre, zog ein etwas frischeres Kleid an, nahm eine Mantille und ordnete rasch ihre Haare. Sie brauchte keine fünf Minuten zu diesen Vorbereitungen. Ihr Herz sagte ihr, Herr Doillot bringe den Befehl, auf der Stelle abzugehen, und das Mittel, Frankreich auf eine zugleich discrete und bequeme Weise zu durchreisen. Ja, die Königin hatte daran denken müssen, daß ihre Feindin so bald als möglich weggeführt würde. Die Königin, nachdem man den Spruch gefällt, mußte darnach trachten, diese Feindin so wenig als möglich zu reizen, denn ist der Panther gefesselt gefährlich, wie muß man ihn erst fürchten, wenn er frei ist? In diesen glücklichen Gedanken gewiegt, flog Jeanne mehr, als sie ging, hinter dem Schließer, der sie die kleine Treppe herabgehen ließ, auf der man sie schon in den Sitzungssaal geführt hatte. Doch statt bis zu diesem Saale zu gehen, statt sich links zu wenden, um in die Kanzlei einzutreten, wandte sich der Schließer nach einer kleinen Thüre rechts.

„Wohin gehen Sie denn?“ fragte Jeanne, „die Kanzlei ist dort.“

„Kommen. Sie, kommen Sie, Madame,“ sagte mit honigsüßem Tone der Schließer, „hier erwartet Sie Herr Doillot.“

Er trat zuerst ein und zog die Gefangene nach, welche geräuschvoll die äußeren Riegel dieser dicken Thüre hinter ihr schließen hörte.

Erstaunt, doch ohne noch etwas in der Finsterniß zu sehen, wagte es Jeanne nicht mehr, ihren Wächter zu fragen.

Sie machte ein paar Schritte und blieb dann stehen. Ein bläuliches Licht verlieh der Stube, in der sie sich befand, das Aussehen vom Innern eines Grabes.

Die Helle drang oben von einem alterthümlichen Gitterwerk durch Spinnengewebe und eine hundertfache Lage uralten Staubes ein, und nur einige bleiche Strahlen gaben den Wänden ein wenig von ihrem Widerschein.

Jeanne fühlte plötzlich die Kälte, sie fühlte die Feuchtigkeit des Kerkers; sie errieth etwas Entsetzliches in den flammenden Augen des Schließers.

Indessen sah sie noch nichts, als diesen Mann; er allein mit der Gefangenen nahm in diesem Augenblick das Innere dieser vier Wände ein, welche ganz mit Grün überzogen von dem Wasser, das sich überall ausschwitzten, ganz schimmelig vom Durchzug einer Luft, welche die Sonne nie erwärmt hatte.

„Mein Herr,“ sagte sie nun, den Eindruck des Schreckens beherrschend, der sie schauern machte, „was thun wir Beide hier? Wo ist Herr Doillot, den Sie mich sehen zu lassen mir versprochen haben?“

Der Schließer antwortete nicht; er wandte sich um, als wollte er nachschauen, ob die Thüre, durch die sie eingetreten waren, fest geschlossen sei.

Jeanne folgte dieser Bewegung voll Angst. Es kam ihr der Gedanke, sie habe es, wie in den schwärzlichen Romanen jener Zeit, mit einem von den Kerkermeistern zu thun, welche, in wilder Liebe für ihre eingekerkerten Frauen entbrannt, an dem Tage, wo ihnen ihre Beute durch die offene Thüre ihres Käfigs entgehen soll, sich zu Tyrannen der schönen Gefangenen machen und ihre Liebe im Austausch gegen die Freiheit antragen.

Jeanne war stark, sie fürchtete sich nicht vor den Ueberfällen, sie hatte nicht die Schamhaftigkeit der Seele. Ihre Einbildungskraft kämpfte mit Vortheil gegen die sophistischen Launen der Herren Crebillon Sohn und Louvet. Sie ging mit lächelndem Auge gerade auf den Schließer zu und sagte:

Freund, was verlangen Sie von mir? Haben Sie zu sagen? Die Zeit einer Gefangenen, Freiheit nahe steht, ist eine kostbare Zeit. Um mit mir zu sprechen, einen sehr un-
 recht der Zusammenkunft gewählt zu haben?"
 Dieser antwortete nicht, weil er nicht begriff.
 Er an die Ecke des niedrigen Raumes und

sagte Sie noch einmal: was machen wir?"

Er dachte, es mit einem Narren zu thun zu

Er rief auf Herrn Doillot." *

Er schüttelnd entgegnete Jeanne:

Er erwiderte mir zugestehen, daß Herr Doillot,
 der Briefe von Versailles mitzubringen hat,
 daß sein Audienzzimmer schlecht wählt. Herr
 mich unmöglich hier warten lassen. Es
 veres."

Sie hatte sie diese Worte gesprochen, als eine
 sie nicht bemerkt hatte, ihr gegenüber sich

eine von den runden Fallthüren, wahre
 von Holz und Eisen, welche, wenn sie sich
 Grund, den sie verhängen, öffnen, ein rabba-
 d ausschneiden, in dessen Mittelpunkt Mensch
 st durch Zauberel lebendig zu sein scheinen.
 Dieser Thüre waren in der That Stufen, die
 schlecht beleuchteten Corridor voll Wind
 rnkten, und jenseits dieses Corridors erschaute
 einen Augenblick so schnell wie der Blitz,
 auf die Treppe erhob, einen Raum ähnlich
 ein Platz mißt, und in diesem Raum einen
 Männern und Weibern mit funkelnden Augen.
 Er wiederholen, es war dies für Jeanne mehr
 als ein Blick; sie hatte nicht einmal Zeit,
 oft davon zu geben. Vor ihr, auf einem

Plan, der viel näher war, als der erwähnte Platz, schienen drei Personen, die letzte Stufe hinaufsteige. Hinter diesen Personen, ohne Zweifel von den unteren Stufen, erhoben sich vier Bajonette, weiß und schön unheimlichen Kerzen ähnlich, welche diese Scene hätte beleuchten wollen.

Doch die runde Thüre schloß sich wieder. Die drei Männer traten allein in den Kerker ein, in dem Jeanne befand.

Diese ging von einem Erstaunen zum andern, o vielmehr von der Unruhe zum Schrecken über.

Den Schließer, den sie einen Augenblick zuvor für tete, suchte sie nun auf, um seinen Schutz gegen die Unkannten zu haben.

Der Schließer lehnte sich an die Wand des Kerker an und zeigte durch diese Bewegung, daß er passiver Zuschauer dessen, was geschehen sollte, bleiben wollte und müsse.

Jeanne wurde angerebet, ehe ihr der Gedanke, das Wort zu nehmen, gekommen war.

Einer von den drei Männern, der jüngste, fing an. Er war schwarz gekleidet, hatte seinen Hut auf dem Kopf und drehte in seiner Hand wie die Skytale der Alten geschlossene Papiere hin und her.

„Madame,“ sagte der Unbekannte, „Sie sind Jeanne von Saint-Nemy von Valois, Gattin von Marie Antoinette Nicolas Grafen von La Mothe?“

„Ja, mein Herr,“ erwiderte Jeanne.

„Sie sind geboren in Fontette am 22. Juli 1756“

„Ja, mein Herr.“

„Sie wohnen in Paris in der Rue Neuve-Saint-Gilles?“

„Ja, mein Herr . . . Doch wozu richten Sie diese Fragen an mich?“

„Madame, es thut mir leid, daß Sie mich nicht erkennen; ich bin der Gerichtsschreiber des Hofes.“

„Ich erkenne Sie.“

„Dann kann ich meine Functionen in meiner Eigenschaft, die Sie anerkannt haben, vollziehen.“

„Ich bitte, einen Augenblick . . . Wollen Sie mir sagen, wozu Sie Ihre Functionen verpflichten?“

„Ihnen den Spruch vorzulesen, der gegen Sie in der Sitzung vom 31. Mai 1786 gefällt worden ist.“

Jeanne bebte. Sie ließ einen Blick voll Ungigelt und Mißtrauen umherlaufen. Nicht ohne Grund schreiben wir als zweites das Wort Mißtrauen, das als das minder starke erscheinen dürfte. Jeanne schauerte von einer unsäglichen Angst; sie entzündete, um aufmerken, ein Paar in der Finsterniß fürchtbarer Augen.

„Sie sind der Kanzleischreiber Breton,“ sagte sie; „doch wer sind diese beide Herren, Ihre Gehülfen?“

Der Gerichtschreiber wollte antworten, als der Schließer, seinem Worte zuvorkommend, auf ihn zuellte und ihm die von einer Angst oder einem bedekten Mißtraub erfüllten Worte zuflüsterte:

„Sagen Sie es ihr nicht.“

Jeanne hörte dies; sie schaute die zwei Männer aufmerkamer an, als sie es bis dahin gethan hatte. Sie wunderte sich, als sie den eisengrauen Rock und die eisernen Knöpfe des Ginen, das behaarte Wamms und die Pelzmütze des Andern sah; die seltsame Schürze, welche die Brust des Letzteren bedeckte, erregte die Aufmerksamkeit von Jeanne; diese Schürze schien an verschiedenen Stellen verbrannt, an andern mit Blut und mit Del besetzt.

Sie wich zurück. Es war, als böge sie sich, um einen kräftigen Anfaß zu nehmen.

Der Gerichtschreiber näherte sich ihr und sprach:

„Knieen Sie nieder, Madame.“

„Ich, niederknieen!“ rief Jeanne; „niederknieen! ich!“

„Ich, eine Valois, niederknieen.“

„So lautet der Befehl, Madame,“ sprach der Gerichtschreiber sich verbeugend.

„Aber, mein Herr,“ entgegnete Jeanne mit einem

unseligen Lächeln, „was fällt Ihnen ein? ich muß Sie also das Gesetz lehren. Man kniet nur nieder, um öffentliche Abbitte zu thun?“

„Nun! Madame?“

„Nun! mein Herr, man thut nur Abbitte in Folge eines Spruchs, der zu einer entehrenden Strafe verurtheilt. Die Verbannung ist, so viel ich weiß, keine entehrende Strafe im französischen Gesetz?“

„Madame, ich habe Ihnen nicht gesagt, Sie seien zur Verbannung verurtheilt,“ sprach der Gerichtschreiber mit einer tiefen Traurigkeit.

„Nun!“ rief Jeanne ausbrechend, „wozu bin ich denn verurtheilt?“

„Das werden Sie erfahren, wenn Sie den Spruch anhören, und um ihn anzuhören, wollen Sie damit anfangen, daß Sie niederknien.“

„Nie, nie!“

„Madame, das ist der erste Artikel meiner Instruktionen.“

„Nie, nie, sage ich Ihnen.“

„Madame, es ist geschrieben, wenn die Verurtheilte sich weigere, niederzuknien . . .“

„Nun?“

„So werde sie die Gewalt dazu zwingen.“

„Die Gewalt! gegen eine Frau!“

„Eine Frau darf eben so wenig als ein Mann der dem König und der Gerechtigkeit schuldigen Achtung ermangeln.“

„Und der Königin! nicht wahr?“ rief Jeanne wüthend, „denn ich erkenne wohl hierin die Hand eines feindseligen Weibes.“

„Sie haben Unrecht, die Königin anzuklagen, Madame. Ihre Majestät hat keinen Antheil an der Abfassung der Sprüche des Parlamentshofes. Auf, Madame, ersparen Sie uns die Nothwendigkeit, Gewalt zu gebrauchen; auf die Knie!“

„Nie! nie! nie!“

Der Gerichtsschreiber rollte sein Papier zusammen und zog aus seiner weiten Tasche ein sehr dickes, das er in der Voraussicht dessen, was geschah, in Reserve hielt.

Und er las den vom Generalanwalt an die öffentliche Gewalt erlassenen Befehl, die widerspännstige Angeklagte zum Niederkneuen zu zwingen, um der Gerechtigkeit Genüge zu leisten.

Jeanne stemmte sich in eine Ecke des Gefängnisses an und forderte mit dem Blicke die öffentliche Gewalt heraus, von der sie glaubte, es seien die Bajonette, die sich auf der Treppe vor der Thüre erhoben hatten.

Doch der Gerichtsschreiber ließ diese Thüre nicht öffnen, er machte den erwähnten zwei Männern ein Zeichen, und diese näherten sich ruhig, wie jene untersehten, unerschütterlichen Kriegsmaschinen, mit denen man eine Mauer bei Belagerungen angreift.

Ein Arm von jedem dieser Männer packte Jeanne unter der Schulter und zog sie mitten in den Saal, trotz ihres Geschreis, trotz ihres Brüllens.

Der Gerichtsschreiber setzte sich unempfindlich und wartete.

Jeanne sah nicht, daß sie, um sich so schleppen zu lassen, hatte zu drei Vierteln niederkneuen müssen. Ein Wort des Gerichtsschreibers machte sie darauf aufmerksam.

„Es ist gut so,“ sagte er.

Sogleich spannte sich die Feder ab, Jeanne sprang zwei Fuß vom Boden in den Armen der Männer, die sie hielten.

„Es ist ganz unnütz, daß Sie so schreien,“ sagte der Gerichtsschreiber, „denn man hört Sie außen nicht, und dann werden Sie die Lesung des Spruches nicht hören, die ich Ihnen machen muß.“

„Erlauben Sie, daß ich stehend höre, und ich werde stillschweigend zuhören,“ rief Jeanne leuchtend.

„Sobald die Schuldige zum Staupbesen verurtheilt wird,“ sprach der Gerichtsschreiber, „ist die Strafe ehrennd und zieht die Kniebeugung nach sich.“

„Zum Staupbesen!“ brüllte Jeanne. „Zum Staupbesen! Ah! Glender! Zum Staupbesen, sagen Sie?“ ..

Und diese Schreie wurden so gewaltig, daß sie den Schließer, den Gerichtschreiber und die zwei Gehülfen betäubten, und daß diese Leute den Kopf verlierend, wie Trunkene, die Materie durch die Materie händigen zu wollen anfingen.

Da warfen sie sich auf Jeanne und suchten sie niederzuziehen, doch sie widerstand siegreich. Sie wollten sie die Kniee biegen machen, aber sie stemmte ihre Muskeln an wie stählerne Rlingen.

Sie blieb in der Luft in den Händen dieser Männer schweben und bewegte ihre Hände und ihre Füße so, daß sie ihnen grausame Wunden beibrachte.

Sie theilten sich in die Arbeit; einer von ihnen hielt ihr die Füße wie in einem Schraubstock; die zwei Anderen hoben sie an den Faustgelenken auf und riefen dem Gerichtschreiber zu:

„Lesen Sie, lesen Sie immerhin ihren Spruch, Herr Gerichtschreiber, sonst werden wir mit dieser Wüthenden nie zu Ende kommen!“

„Nie werde ich einen Spruch lesen lassen, der mich zur Ehrlosigkeit verurtheilt,“ rief Jeanne, sich mit einer übermenschlichen Stärke sträubend. Und sie verband die That mit der Drohung und übertäubte die Stimme des Gerichtschreibers durch ein Gebrüll und durch Schreie von einer solchen Schärfe, daß sie nicht ein Wort von dem, was er vorlas, hörte.

Nach beendigter Lesung legte er seine Papiere wieder zusammen und steckte sie in seine Tasche.

Als Jeanne glaubte, er habe geendigt, schwieg sie und suchte wieder Kräfte zu sammeln, um diesen Männern abermals zu trotzen. Sie ließ auf das Gebrülle ein Gelächter folgen, was noch wilder war.

„Und,“ sprach der Gerichtschreiber gelassen mit der herkömmlichen Formel schließend, „und es wird der Spruch auf dem Platze der Executionen im Justizhofe des Palastes vollzogen werden!“

„Oeffentlich!“ brüllte die Unglückliche . . . „Oh!“
 „Meister von Paris, ich überantwortete Euch dieses
 ich,“ vollendete der Gerichtsschreiber, indem er sich an
 Mann mit der lebernen Schürze wandte.

„Wer ist dieser Mann?“ fragte Jeanne in einem
 ten Paroxismus der Angst und der Wuth.

Der Henker,“ antwortete mit einer Verbeugung der
 richtsschreiber, während er seine Manchetten zurecht
 tete.

Raum hatte der Gerichtsschreiber dieses Wort ge-
 ochen, als sich die zwei Henker der Gräfin bemächti-
 und sie aufhoben, um sie nach der Gallerie zu
 gen, welche sie bemerkt hatte. Wir müssen darauf
 zichten, zu schildern, wie sie sich zur Wehr setzte.
 ese Frau, welche im gewöhnlichen Leben über eine
 ramme in Ohnmacht fiel, ertrug beinahe gegen eine
 unde die Mißhandlungen und Schläge der beiden
 ater; sie wurde bis zur äußeren Thüre geschleppt,
 ie daß sie einen Augenblick das gräßlichste Geschrei
 i sich zu geben aufgehört hatte.

Jenseits dieser Pforte, wo die versammelten Soldaten
 Menge im Saum hielten, erschien plötzlich der kleine
 f, genannt der Justizhof, mit den zwei bis dreitausend
 schauern, welche die Neugierde seit den Vorbereitungen
 der Errichtung des Schaffots herbeigelockt hatte.

Auf einer ungefähr acht Fuß hohen Estrade erhob
 ein schwarzer Pfahl mit eisernen Ringen versehen
 o überragt von einer Schrift, welche der Gerichts-
 reiber, ohne Zweifel auf Befehl, unleserlich zu machen
 nützt gewesen war.

Diese Estrade hatte kein Geländer, man stieg auf
 er Leiter ebenfalls ohne Geländer zu ihr hinauf.
 e einzige Einfassung, die man hier bemerkte, waren
 Bajonette der Schützen. Sie schlossen den Zugang
 e ein Gitter mit glänzenden Spizen.

Als die Menge sah, daß die Thüren des Palastes
 o öffneten, und daß die Commissäre mit ihren Stäb-
 Das Halsband der Königin. IV. 17

chen kamen, daß der Gerichtsschreiber, mit seinen Papiere in der Hand herbeisritt, fing sie ihre wellenförmig Bewegung an, welche sie dem Meere ähnlich macht.

Von allen Seiten erschollen die Rufe: „Hier kommt sie! hier kommt sie!“ mit wenig ehrenvollen Beiwörter für die Verurtheilte, und da und dort mit wenig freundlichen Bemerkungen für die Richter.

Denn Jeanne hatte Recht, sie hatte sich seit ihrer Verurtheilung eine Partei gemacht. Leute, die sie zwei Monate vorher verachteten, hatten sie wieder in Ehre eingesetzt, seitdem sie sich als Gegnerin der Königin aufgeworfen.

Herr von Grosne hatte Alles vorhergesehen. Die ersten Reihen dieses Schauspielsaales waren von einer Parterre besetzt, das denjenigen ergeben, welche die Kosten des Schauspiels bezahlten. Man bemerkte hierbei breitschultrigen Agenten, die für den Cardinal von Rohan eifrigsten Weiber. Man hatte Mittel gefunden für die Königin die gegen die Königin erweckten Leidenenschaften des Zorns zu benützen. Diejenigen sogar, welche Herrn von Rohan aus Antipathie gegen Marie Antoinette so stark Beifall zugeklatscht hatten, zischten oder pffifen Frau von La Mothe aus, welche so unklug gewesen war, ihre Sache von der des Cardinals abzusondern.

Folge hievon war, daß bei ihrer Erscheinung auf dem kleinen Plage die wüthenden Schreie: „Nieder La Mothe! Ho! die Fälscherin,“ die Mehrzahl bildeten und den kräftigsten Lippen entströmten.

Es geschah auch, daß diejenigen, welche ihr Mißleid für Jeanne oder ihre Entrüstung gegen den Spruch der sie traf, auszudrücken versuchten, für Feinde des Cardinals von den Damen der Halle, für Feinde der Königin von den Agenten gehalten und in dieser doppelten Eigenschaft von den beiden Geschlechtern mißhandelt wurden, welche bei Behauptung der Erniedrigung der Frau von La Mothe interessirt waren. Jeanne wa

mit ihren Kräften zu Ende, aber noch nicht mit ihrer Wuth; sie hörte auf zu schreien, weil sich ihre Schreie in der Gesamtheit der Geräusche und des Kampfes verloren. Doch mit ihrer scharfen, vibrirenden, metallischen Stimme, schleuderte sie ein paar Worte unter die Menge, welche wie durch einen Zauber alles Gemurmel fallen machten.

„Wißt Ihr, wer ich bin!“ sagte sie, „wißt Ihr, daß ich vom Blute Eurer Könige bin. Wißt Ihr, daß man in mir nicht eine Schuldige, sondern eine Nebenbuhlerin schlägt. Nicht nur eine Nebenbuhlerin, sondern eine Genosfin!“

Hier wurde sie zu rechter Zeit durch das Geschrei der verständigsten Agenten von Herrn von Crosne unterbrochen.

Aber sie hatte, wenn nicht die Theilnahme, doch wenigstens die Neugierde erregt, und die Neugierde des Volks ist ein Durst, der gestillt werden will.

„Ja,“ wiederholte sie, „eine Genosfin! Man bestraft in mir diejenige, welche sie genau wußte, die Geheimnisse von . . .“

„Nehmen Sie sich in Acht,“ sagte ihr der Gerichtsschreiber in's Ohr.

Sie wandte sich um, der Henker hielt eine Peitsche in der Hand.

Bei diesem Anblick vergaß Jeanne ihre Rede, ihren Haß, ihren Wunsch, die Menge für sich zu gewinnen; sie sah nur noch die Schande, sie fürchtete nur noch den Schmerz.

„Gnade! Gnade!“ rief sie mit einer herzerreißenden Stimme.

Ein ungeheures Gezische übertönte ihr Flehen. Jeanne klammerte sich, vom Schwindel ergriffen, an die Kniee des Henkers an, und es gelang ihr, seine Hand zu fassen. Doch er hob den andern Arm auf und ließ die Peitsche weich auf die Schultern der Gräfin fallen.

Da ereignete sich etwas Unerhörtes, diese Frau, welche der körperliche Schmerz vielleicht niedergeworfen, geschmeidig gemacht, gezähmt hätte, erhob sich, als sie sah, daß man sie schonte; sie stürzte sich auf den Andern, auf den Gehülfen, und suchte ihn auf den Boden zu schleudern, um sich vom Schaffot herab auf den Platz zu werfen. Plötzlich wich sie zurück.

Dieser Mann hielt in der Hand ein geröthetes Eisen, das er so eben aus glühenden Kohlen gezogen hatte. Er hob dieses Eisen auf, und die verzehrende Hitze, die es ausströmte, machte Jeanne unter einem wilden Gebrülle zurückspringen.

„Gebrandmarkt!“ rief sie, „gebrandmarkt!“

Alles Volk antwortete auf ihren Schrei durch einen nicht minder furchtbaren Schrei.

„Ja! ja!“ brüllten dreitausend Stimmen.

„Zu Hülfe!“ stöhnte Jeanne ganz verwirrt, indem sie die Stricke, mit welchen man ihre Hände gebunden hatte, zu zerreißen suchte.

Zu gleicher Zeit schloß der Henker, der es nicht öffnen konnte, das Kleid der Gräfin auf, und während er mit einer zitternden Hand den zerfetzten Stoff auf die Seite schob, suchte er das glühende Eisen zu nehmen, das ihm sein Gehülfe darbot.

Doch Jeanne stürzte sich auf diesen Mann, und machte ihn beständig zurückweichen, denn er wagte es nicht, sie zu berühren, so daß der Henker, daran verzweifelnd, daß er das unselige Werkzeug nehmen könnte, zu horchen anfing, ob sich in den Reihen der Menge eine Verfluchung gegen ihn erhöhe. Die Eitelkeit hatte sich seiner bemächtigt.

Die Menge fing an die kräftige Vertheidigung dieser Frau zu bewundern und hegte von einer dumpfen Ungeduld; der Gerichtschreiber war die Leiter hinabgestiegen; die Soldaten betrachteten dieses Schauspiel: es herrschte eine Unordnung, eine Verwirrung, die einen bedrohlichen Anblick bot.

„Nacht ein Ende!“ rief eine Stimme, welche aus der ersten Reihe der Menge hervorkam.

Eine gebieterische Stimme, die der Henker ohne Zweifel erkannte, denn mit einem kräftigen Anfaß warf er Jeanne zurück, drückte sie nieder, und bog mit seiner linken Hand ihren Kopf auf die Seite.

Sie erhob sich glühender als das Eisen, mit dem sie bedroht war, und rief mit einer Stimme, welche den ganzen Tumult des Platzes, alle Verwünschungen der umgeschickten Henker beherrschte:

„Feige Franzosen, Ihr vertheidigt mich nicht, Ihr laßt mich martern!“

„Schweigen Sie!“ rief der Gerichtsschreiber.

„Schweigen Sie!“ rief der erste Commissär.

„Ich, Schweigen! . . . Ah! ja wohl!“ schrie Jeanne, was wird man mir thun? . . . Ja, wenn ich diese Schmach erdulde, ist es meine Schuld . . .“

„Ah! ah! ah!“ rief die Menge, die sich im Sinn dieses Bekenntnisses täuschte.

„Schweigen Sie!“ wiederholte der Gerichtsschreiber.

„Ja, meine Schuld,“ fuhr Jeanne sich krümmend vor, „denn wenn ich hätte sprechen wollen . . .“

„Schweigen Sie!“ schrieen Gerichtsschreiber, Commissäre und Henker.

„Wenn ich Alles hätte sagen wollen, was ich über die Königin weiß . . . nun, ich wäre gehängt, ich wäre nicht entehrt.“

Sie konnte nicht mehr sprechen, denn der Commissär sprang auf das Schaffot, gefolgt von Agenten, welche die Glende knebelten und sie ganz zuckend, ganz erquetscht, das Gesicht angeschwollen, bleifarbig, blutend, in zwei Henkern übergaben, von denen der eine sein Opfer abermals niederbog; zu gleicher Zeit ergriff er das Eisen, das ihm sein Gehülfe zu reichen vermochte. Doch Jeanne benützte wie eine Ratter die Unzulänglichkeit dieser Hand, die ihr Genick preßte; sie sprang zum letzten Mal auf, wandte sich mit einer wüthenden Freude

unseligen Lächeln, „was fällt Ihnen ein? ich muß Sie also das Gesetz lehren. Man kniet nur nieder, um öffentliche Abbitte zu thun?“

„Nun! Madame?“

„Nun! mein Herr, man thut nur Abbitte in Folge eines Spruchs, der zu einer entehrenden Strafe verurtheilt. Die Verbannung ist, so viel ich weiß, keine entehrende Strafe im französischen Gesetz?“

„Madame, ich habe Ihnen nicht gesagt, Sie seien zur Verbannung verurtheilt,“ sprach der Gerichtsschreiber mit einer tiefen Traurigkeit.

„Nun!“ rief Jeanne ausbrechend, „wozu bin ich denn verurtheilt?“

„Das werden Sie erfahren, wenn Sie den Spruch anhören, und um ihn anzuhören, wollen Sie damit anfangen, daß Sie niederknien.“

„Nie, nie!“

„Madame, das ist der erste Artikel meiner Instruktionen.“

„Nie, nie, sage ich Ihnen.“

„Madame, es ist geschrieben, wenn die Verurtheilte sich weigere, niederzuknien . . .“

„Nun?“

„So werde sie die Gewalt dazu zwingen.“

„Die Gewalt! gegen eine Frau!“

„Eine Frau darf eben so wenig als ein Mann der dem König und der Gerechtigkeit schuldigen Achtung ermangeln.“

„Und der Königin! nicht wahr?“ rief Jeanne wüthend, „denn ich erkenne wohl hierin die Hand eines feindseligen Weibes.“

„Sie haben Unrecht, die Königin anzuklagen, Madame. Ihre Majestät hat keinen Antheil an der Abfassung der Sprüche des Parlementshofes. Auf, Madame, ersparen Sie uns die Nothwendigkeit, Gewalt zu gebrauchen; auf die Kniee!“

„Nie! nie! nie!“

Der Gerichtsschreiber rollte sein Papier zusammen und zog aus seiner weiten Tasche ein sehr dickes, das er in der Voraussicht dessen, was geschah, in Reserve hielt.

Und er las den vom Generalanwalt an die öffentliche Gewalt erlassenen Befehl, die widerspänstige Angeklagte zum Niederknieen zu zwingen, um der Gerechtigkeit Genüge zu leisten.

Jeanne stemmte sich in eine Ecke des Gefängnisses an und forberte mit dem Blicke die öffentliche Gewalt heraus, von der sie glaubte, es seien die Bajonette, die sich auf der Treppe vor der Thüre erhoben hatten.

Doch der Gerichtsschreiber ließ diese Thüre nicht öffnen, er machte den erwähnten zwei Männern ein Zeichen, und diese näherten sich ruhig, wie jene untersehten, unerschütterlichen Kriegsmaschinen, mit denen man eine Mauer bei Belagerungen angreift.

Ein Arm von jedem dieser Männer packte Jeanne unter der Schulter und zog sie mitten in den Saal, trotz ihres Geschreis, trotz ihres Brüllens.

Der Gerichtsschreiber setzte sich unempfindlich und wartete.

Jeanne sah nicht, daß sie, um sich so schleppen zu lassen, hatte zu drei Vierteln niederknieen müssen. Ein Wort des Gerichtsschreibers machte sie darauf aufmerksam.

„Es ist gut so,“ sagte er.

Sogleich spannte sich die Feder ab, Jeanne sprang zwei Fuß vom Boden in den Armen der Männer, die sie hielten.

„Es ist ganz unnütz, daß Sie so schreien,“ sagte der Gerichtsschreiber, „denn man hört Sie außen nicht, und dann werden Sie die Lesung des Spruches nicht hören, die ich Ihnen machen muß.“

„Erlauben Sie, daß ich stehend höre, und ich werde stillschweigend zuhören,“ rief Jeanne leuchtend.

„Sobald die Schuldige zum Staupbesen verurtheilt wird,“ sprach der Gerichtsschreiber, „ist die Strafe entehrend und zieht die Kniebeugung nach sich.“

„Zum Staupbesen!“ brüllte Jeanne. „Zum Staupbesen! Ah! Glender! Zum Staupbesen, sagen Sie?“ ..

Und diese Schreie wurden so gewaltig, daß sie den Schlichter, den Gerichtschreiber und die zwei Gehülfen betäubten, und daß diese Leute den Kopf verlierend, wie Trunkene, die Materie durch die Materie händigen zu wollen anfangen.

Da warfen sie sich auf Jeanne und suchten sie niederzuziehen, doch sie widerstand siegreich. Sie wollten sie die Kniee biegen machen, aber sie stemmte ihre Muskeln an wie stählerne Rlingen.

Sie blieb in der Luft in den Händen dieser Männer schweben und bewegte ihre Hände und ihre Füße so, daß sie ihnen grausame Wunden beibrachte.

Sie theilten sich in die Arbeit; einer von ihnen hielt ihr die Füße wie in einem Schraubstock; die zwei Anderen hoben sie an den Faustgelenken auf und riefen dem Gerichtschreiber zu:

„Lesen Sie, lesen Sie immerhin ihren Spruch, Herr Gerichtschreiber, sonst werden wir mit dieser Wüthenden nie zu Ende kommen!“

„Nie werde ich einen Spruch lesen lassen, der mich zur Ehrlosigkeit verurtheilt,“ rief Jeanne, sich mit einer übermenschlichen Stärke sträubend. Und sie verband die That mit der Drohung und übertäubte die Stimme des Gerichtschreibers durch ein Gebrüll und durch Schreie von einer solchen Schärfe, daß sie nicht ein Wort von dem, was er vorlas, hörte.

Nach beendigter Lesung legte er seine Papiere wieder zusammen und steckte sie in seine Tasche.

Als Jeanne glaubte, er habe geendigt, schwieg sie und suchte wieder Kräfte zu sammeln, um diesen Männern abermals zu trotzen. Sie ließ auf das Gebrülle ein Gelächter folgen, was noch wilder war.

„Und,“ sprach der Gerichtschreiber gelassen mit der herkömmlichen Formel schließend, „und es wird der Spruch auf dem Plage der Executionen im Justizhofe des Palastes vollzogen werden!“

entlich!“ brüllte die Unglückliche . . . „Oh!“
 ter von Paris, ich überantworte Euch dieses
 llendete der Gerichtsschreiber, indem er sich an
 mit der ledernen Schürze wandte.

ist dieser Mann?“ fragte Jeanne in einem
 orismus der Angst und der Wuth.

Denker,“ antwortete mit einer Verbeugung der
 reiber, während er seine Manchetten zurecht

hatte der Gerichtsschreiber dieses Wort ge-
 als sich die zwei Henker der Gräfin bemächti-
 gte aufhoben, um sie nach der Gallerie zu
 welche sie bemerkt hatte. Wir müssen darauf
 zu schildern, wie sie sich zur Wehr setzte.
 u, welche im gewöhnlichen Leben über eine
 in Ohnmacht fiel, ertrug beinahe gegen eine
 ie Mißhandlungen und Schläge der beiden
 sie wurde bis zur äußeren Thüre geschleppt,
 sie einen Augenblick das gräßlichste Geschrei
 u geben aufgehört hatte.

its dieser Pforte, wo die versammelten Soldaten
 im Baum hielten, erschien plötzlich der kleine
 nnt der Justizhof, mit den zwei bis dreitausend
 u, welche die Neugierde seit den Vorbereitungen
 irrichtung des Schaffots herbeigelockt hatte.

einer ungefahr acht Fuß hohen Estrade erhob
 schwarzer Pfahl mit eisernen Ringen versehen
 agt von einer Schrift, welche der Gerichts-
 ohne Zweifel auf Befehl, unleserlich zu machen
 wesen war.

Estrade hatte kein Geländer, man stieg auf
 er ebenfalls ohne Geländer zu ihr hinauf:
 e Einfassung, die man hier bemerkte, waren
 ette der Schützen. Sie schlossen den Zugang
 itter mit glänzenden Spizen.

ie Menge sah, daß die Thüren des Palastes
 en, und daß die Commissäre mit ihren Stäb-
 bband der Königin. IV. 17

den kamen, daß der Gerichtschreiber, mit seinen Papieren in der Hand herbeisritt, fing sie ihre wellenförmige Bewegung an, welche sie dem Meere ähnlich macht.

Von allen Seiten erschollen die Rufe: „Hier kommt sie! hier kommt sie!“ mit wenig ehrenvollen Beiwörtern für die Verurtheilte, und da und dort mit wenig freundlichen Bemerkungen für die Richter.

Denn Jeanne hatte Recht, sie hatte sich seit ihrer Verurtheilung eine Partei gemacht. Leute, die sie zwei Monate vorher verachteten, hatten sie wieder in Ehren eingesetzt, seitdem sie sich als Gegnerin der Königin aufgeworfen.

Herr von Grosne hatte Alles vorhergesehen. Die ersten Reihen dieses Schauspielsaales waren von einer Parterre besetzt, das denjenigen ergeben, welche die Kosten des Schauspiels bezahlten. Man bemerkte hier bei breitschultrigen Agenten, die für den Cardinal von Rohan eifrigsten Weiber. Man hatte Mittel gefunden für die Königin die gegen die Königin erweckten Leidenschaften des Zorns zu benützen. Diejenigen sogar, welche Herrn von Rohan aus Antipathie gegen Marie Antoinette so stark Beifall zugetlatscht hatten, zischten oder pfißen Frau von La Mothe aus, welche so unklug gewesen war, ihre Sache von der des Cardinals abzusondern.

Folge hievon war, daß bei ihrer Erscheinung auf dem kleinen Platze die wüthenden Schreie: „Mie de La Mothe! Ho! die Fälscherin,“ die Mehrzahl bildeten und den kräftigsten Lippen entströmten.

Es geschah auch, daß diejenigen, welche ihr Mitleid für Jeanne oder ihre Entrüstung gegen den Spruch der sie traf, auszudrücken versuchten, für Feinde des Cardinals von den Damen der Halle, für Feinde der Königin von den Agenten gehalten und in dieser doppelten Eigenschaft von den beiden Geschlechtern mißhandelt wurden, welche bei Behauptung der Erniedrigung von Frau von La Mothe interessirt waren. Jeanne wa

mit ihren Kräften zu Ende, aber noch nicht mit ihrer Wuth; sie hörte auf zu schreien, weil sich ihre Schreie in der Gesammtheit der Geräusche und des Kampfes verloren. Doch mit ihrer scharfen, vibrirenden, metallischen Stimme, schleuderte sie ein paar Worte unter die Menge, welche wie durch einen Zauber alles Gemurmel fallen machten.

„Wißt Ihr, wer ich bin!“ sagte sie, „wißt Ihr, daß ich vom Blute Eurer Könige bin. Wißt Ihr, daß man in mir nicht eine Schuldige, sondern eine Nebenbuhlerin schlägt. Nicht nur eine Nebenbuhlerin, sondern eine Genossin!“

Hier wurde sie zu rechter Zeit durch das Geschrei der verständigsten Agenten von Herrn von Grosne unterbrochen.

Aber sie hatte, wenn nicht die Theilnahme, doch wenigstens die Neugierde erregt, und die Neugierde des Volks ist ein Durst, der gestillt werden will.

„Ja,“ wiederholte sie, „eine Genossin! Man bestraft in mir diejenige, welche sie genau wußte, die Geheimnisse von . . .“

„Nehmen Sie sich in Acht,“ sagte ihr der Gerichtsschreiber in's Ohr.

Sie wandte sich um, der Henker hielt eine Peitsche in der Hand.

Bei diesem Anblick vergaß Jeanne ihre Rede, ihren Haß, ihren Wunsch, die Menge für sich zu gewinnen; sie sah nur noch die Schande, sie fürchtete nur noch den Schmerz.

„Gnade! Gnade!“ rief sie mit einer herzerreißenden Stimme.

Ein ungeheures Gezische übertönte ihr Flehen. Jeanne klammerte sich, vom Schwindel ergriffen, an die Kniee des Henkers an, und es gelang ihr, seine Hand zu fassen. Doch er hob den andern Arm auf und ließ die Peitsche weich auf die Schultern der Gräfin fallen.

„Nacht ein Ende!“ rief eine Stimme, welche aus der ersten Reihe der Menge hervorkam.

Eine gebieterische Stimme, die der Henker ohne Zweifel erkannte, denn mit einem kräftigen Ansaß warf er Jeanne zurück, drückte sie nieder, und bog mit seiner linken Hand ihren Kopf auf die Seite.

Sie erhob sich glühender als das Eisen, mit dem sie bedroht war, und rief mit einer Stimme, welche den ganzen Tumult des Platzes, alle Verwünschungen der ungeschickten Henker beherrschte:

„Feige Franzosen, Ihr vertheidigt mich nicht, Ihr laßt mich martern!“

„Schweigen Sie!“ rief der Gerichtschreiber.

„Schweigen Sie!“ rief der erste Commissär.

„Ich, schweigen! . . . Ah! ja wohl!“ schrie Jeanne, „was wird man mir thun? . . . Ja, wenn ich diese Schmach erdulde, ist es meine Schuld . . .“

„Ah! ah! ah!“ rief die Menge, die sich im Sinn dieses Bekenntnisses täuschte.

„Schweigen Sie!“ wiederholte der Gerichtschreiber.

„Ja, meine Schuld,“ fuhr Jeanne sich krümmend fort, „denn wenn ich hätte sprechen wollen . . .“

„Schweigen Sie!“ schrieten Gerichtschreiber, Commissäre und Henker.

„Wenn ich Alles hätte sagen wollen, was ich über die Königin weiß . . . nun, ich wäre gehenkt, ich wäre nicht entehrt.“

Sie konnte nicht mehr sprechen, denn der Commissär sprang auf das Schaffot, gefolgt von Agenten, welche die Glende knebelten und sie ganz zuckend, ganz gequetscht, das Gesicht angeschwollen, bleifarbig, blutend, den zwei Henkern übergaben, von denen der eine sein Opfer abermals niederbog; zu gleicher Zeit ergriff er das Eisen, das ihm sein Gehülfe zu reichen vermochte. Doch Jeanne benützte wie eine Ratte die Unzulänglichkeit dieser Hand, die ihr Genick preßte; sie sprang zum letzten Mal auf, wandte sich mit einer wüthenden Freude

im, und bot ihre Brust dem Henker, indem sie ihn mit einem herausfordernden Auge anschaute, so daß das unselige Werkzeug, das sich auf ihre Schulter senkte, sie am rechten Busen traf und seine rauchende, verzehrende Furche in das lebendige Fleisch eindrückte, was dem Opfer, trotz des Knebels, ein Gebrülle entriß, dem keine Intonation gleichkommt, welche die menschliche Stimme hervorzubringen im Stande ist.

Jeanne sank unter ihrer Schmach zusammen. Sie war besiegt. Ihre Lippen ließen keinen Ton mehr entfließen, ihre Glieder hatten kein Beben mehr; diesmal war sie wirklich ohnmächtig.

Der Henker trug sie, gleichsam auf seiner Schulter entzwei gebogen, fort und stieg mit ihr mit unsicherem Tritt die Leiter der Schande hinab.

Auch stumm, mochte es nun billigen, mochte es bestürzt sein, verlief sich das Volk durch die vier Ausgänge des Platzes erst, nachdem es hinter Jeanne die Thüren der Conciergerie hatte schließen, nachdem es das Schaffot langsam, Stück für Stück, hatte zerstören sehen, nachdem es sich versichert hatte, es gebe keinen Epilog bei dem furchtbaren Drama, dessen Vorstellung das Parlament ihm geboten.

Die Agenten überwachten Alles bis auf die letzten Eindrücke der Anwesenden; ihre ersten Einschärfungen wurden so klar ausgesprochen, daß es Tollheit gewesen wäre, irgend eine Einwendung ihrer mit Knütteln und Handschellen bewaffneten Logik entgegenzusetzen.

Die Einwendung, wenn eine vorkam, war gelass und ganz innerlich. Allmählig nahm der Platz seine gewöhnliche Ruhe wieder an. Nur hatten am Ende der Brücke, als sich der ganze Haufe zerstreut, zwei Männer, zwei junge und bedächtige Männer, welche ebenfalls entfernten, folgendes Gespräch mit einander

„Ist es wirklich Frau von La Roche, die den Henker gebrandmarkt hat? Glauben Sie es, Militan?“

„Man sagt es, doch ich glaube es nicht,“ erwiderte
 ißere von den zwei Sprechenden.

„Nicht wahr, Sie sind der Meinung, daß sie es
 ist?“ sagte der Andere, ein kleiner Mann mit
 r Miene, mit einem Auge rund und leuchtend
 i der Nachtvögel, mit kurzem, schmierigem Haar,
 wahr, es ist nicht Frau von La Nothe, die man
 markt hat? Die Stützen dieser Tyrannen haben
 ittschuldige verschont. Sie haben, um Marie
 tte von der Anklage zu entlasten, eine Mlle.
 gefunden, die sich als prostituiert bekannte; sie
 auch eine falsche Frau von La Nothe haben
 önnen, die sich als Betrügerin bekannte. Sie
 mir sagen, es sei da die Brandmarkung . . .
 Komödie bezahlt dem Genfer, Komödie bezahlt dem
 das ist nur theurer!“

Der Begleiter dieses Mannes horchte den Kopf
 . Er lächelte, ohne zu antworten.

„Warum antworten Sie nicht?“ fragte der häßliche
 Mann; „billigen Sie meine Ansicht nicht?“

„Es heißt viel thun, es anzunehmen, daß man am
 gebrandmarkt wird,“ erwiderte er; „die Komödie,

Sie sprechen, scheint mir nicht erwiesen. Sie
 Ihr Arzt, als ich, und Sie hätten das verbrannte
 riechen müssen. Ich gestehe, ein unangenehmes
 :n.“

„In eine Geldsache, habe ich Ihnen gesagt: man be-
 eine Verurtheilte, welche wegen irgend einer
 Sache gebrandmarkt würde, man bezahlt sie
 daß sie drei bis vier pomphafte Phrasen sagt,
 rebelt man sie, wenn sie im Begriff ist, zu ver-“

„La, la, la,“ rief phlegmatisch Derjenige, welchen
 Maximilian genannt hatte, „ich werde Ihnen nicht
 diesem Boden folgen, er ist nicht solid.“

„Nun!“ sprach der Andere, „dann werden Sie es
 , wie die übrigen Maulaffen, Sie werden am“

Ende sagen, Sie haben Frau von La Mothe brandmarken sehen. Das sind so Ihre Launen. Vorhin drückten Sie sich nicht so aus, denn Sie sagten positiv „„Ich glaube nicht, daß es Frau von La Mothe ist, die man gebrandmarkt hat.““

„Nein, ich glaube es noch nicht,“ erwiderte lächelnd der junge Mann, „doch es ist auch keine von jenen Verurtheilten, die Sie nennen.“

„Wer ist es denn, sprechen Sie, wer ist die Person die man hier auf dem Plage statt der Frau von La Mothe gebrandmarkt hat?“

„Es ist die Königin!“ sagte der junge Mann, mit scharfem Tone zu seinem unheimlichen Gefährten, und er punktirte diese Worte mit seinem unerklärbaren Lächeln.

Der Andere wich laut lachend und diesem Scherzweifall klatschend zurück, dann schaute er umher und rief

„Adieu, Robespierre.“

„Adieu, Marat,“ erwiderte der Andere.

Und sie trennten sich.

XCVI.

Die Hochzeit.

Am Tage dieser Execution, gegen Mittag, kam der König aus seinem Cabinet in Versailles heraus, und man sah ihn Herrn von Provence mit den hart ausgesprochenen Worten entlassen:

„Mein Herr, ich wohne heute einer Hochzeitmessen bei. Sprechen Sie mir nicht von Ehe und schlechter Ehe; das wäre ein schlimmes Vorzeichen für die Verlobten, die ich liebe und beschützen werde.“

Der Graf von Provence faltete lächelnd die Stirne

verbeugte sich tief vor seinem Bruder und kehrte in eine Gemächer zurück.

Seinen Weg mitten unter den in den Gallerien verstreuten Höflingen verfolgend, lächelte der König dem Einen zu und schaute den Andern stolz an, je nachdem er sie günstig, oder als Widersacher in der Angelegenheit, in der das Parlament das Urtheil gefällt, gesehen hatte.

Er kam bis in den viereckigen Salon, in welchem die Königin ganz geschmückt im Kreise ihrer Ehrendamen und ihrer Edelleute verweilte.

Bleich unter ihrer Schminke, hörte Marie Antoinette mit einer geheuchelten Aufmerksamkeit auf die freundlichen Fragen, welche Frau von Lamballe und Frau von Galonne über ihre Gesundheit an sie richteten.

Doch oft schaute sie verstohlen nach der Thüre, suchend wie Eine, die vor Verlangen, zu sehen, brennt, und sich abwendend, wie Eine, die gesehen zu haben littert.

„Der König!“ rief einer von den Guiffiers. Und einer Woge von Spitzen und Stickereien und von Licht, sah sie Ludwig XVI. eintreten, dessen erster Blick in der Schwelle des Salon aus auf sie gerichtet war.

Die Königin stand auf und machte drei Schritte zu dem König, der ihr liebevoll die Hand küßte.

„Sie sind heute schön, Madame, wunderschön,“ sagte er. Sie lächelte traurig und suchte noch einmal mit dem Auge unter der Menge den unbekanntem Punkt, dem wir gesagt, sie suche ihn.

„Unsere jungen Verlobten sind nicht da?“ fragte der König. „Mir scheint, die Mittagsstunde wird sogleich anfangen.“

„Sire,“ erwiderte die Königin mit einer so heftigen Bewegung, daß ihre Schminke auffsprang und stellenweise abfiel, „Herr von Charny ist allein angekommen; er hat berichtet in der Gallerie, daß ihm Eure Majestät ein Befehl.“

„Charny,“ rief der König, ohne das ausdrückliche Stillschweigen zu bemerken, das auf die Worte der Königin gefolgt war, „Charny ist da? er komme! komme!“

Einige Bediente machten sich von der Gruppe los um Herrn von Charny entgegenzugehen.

Die Königin drückte ihre Finger nervig an ihr Herz und setzte sich wieder, der Thüre den Rücken zuwendend.

„Es ist wahrhaftig Mittag,“ wiederholte der König „die Brant müßte da sein.“

Als der König dies sagte, erblitzte Charny a

er der König mit starker Stimme fort, „hat
brandmarkt?“

iesem Augenblick muß es geschehen sein,
er Siegelbewahrer.

uge der Königin funkelte. Ein billigendes
durchkreifte den Saal.

ird den Herrn Cardinal ärgern, wenn er
ß man seine Genossin gebrandmarkt hat,“

ig XVI. mit einer zähen Strenge, die man
Angelegenheit nie an ihm wahrgenommen

ach diesem Worte seine Genossin, an
lagten gerichtet, den das Parlament frei-

nach diesem Worte, welches das Ibol der
ndmarkte, nach diesem Worte, das als Dieb

r einen der ersten Kirchenfürsten, einen der
öfischen Prinzen verdammt, ließ der König,

eine feierliche Ausforderung ~~der~~ Weislichkeit,
en Parlamenten, dem Volke zugesandt, um

ner Frau zu behaupten, ein Auge flammend
Born und jener Majestät umherlaufen, wie

in Frankreich gefühlt, seitdem sich die Augen
XIV. zum ewigen Schlafe geschlossen

ein Gemurmel, nicht ein Wort der Beis-
wurde dieser Rache zu Theil, die der König

ihm, welche zur Entehrung der Monarchie
hatten. Dann näherte er sich der Königin,

ichte ihm ihre beiden Hände mit dem Erguß
Dankbarkeit.

ieselben Augenblick erschienen am Ende der
äulein von Tavernen, weiß von Gewändern

aut, weiß von Angesicht wie ein Gespenst,
von Tavernen, der ihr seine Hand gab.

kam mit raschen Schritten, die Blicke un-
Busen feuchend, herbei; sie sah nicht, sie

; die Hand ihres Bruders verließ ihr die
Muth und gab ihr die Richtung.

Die Menge der Höflinge lächelte, als die Königin vorüberkam. Alle Frauen nahmen Platz hinter der Königin, alle Männer stellten sich hinter den König.

Der Bailli von Suffren, der Olivier von Charny an der Hand hielt, kam Andrée und ihrem Bräutigam entgegen, begrüßte sie und vermischte sich dann mit der Gruppe der Freunde und Verwandten.

Philipp schritt weiter, ohne daß sein Auge von Olivier begegnet war, ohne daß der Druck seines Finger Andrée benachrichtigt hatte, daß sie ihren Platz erheben müsse.

Als er vor den König gelangt war, drückte er seiner Schwester die Hand, und diese öffnete, wie galvanisirte Lohle, ihre großen Augen und sah Ludwig, der ihr voll Güte zulächelte.

Sie verbeugte sich unter dem allgemeinen Gemurmel der Anwesenden, welche so ihrer Schönheit Bewunderung spendeten.

„Mein Fräulein,“ sprach der König, indem er bei der Hand nahm, „Sie mußten das Ende Ihrer Trauung abwarten, um Herrn von Charny zu heirathen; ich Sie nicht ersucht, die Heirath zu beschleunigen würde Ihnen Ihr zukünftiger Gatte, trotz seiner Geduld, vielleicht noch einen Monat Aufschub gestatten haben; doch Sie leiden, wie ich höre, und das ist sehr leid; aber ich muß mir das Glück guter Edelweiber sichern, die mir dienen wie Herr von Charny; hätte Sie ihn nicht heute geheirathet, so wöhnte ich bei Ihrer Hochzeit nicht bei, da ich morgen mit der Königin meine Reise durch Frankreich antrete. So aber werde ich das Vergnügen haben, Ihren Heirathsvertrag heute zu unterzeichnen und Sie in meiner Kapelle getraut zu sehen. Begrüßen Sie die Königin, mein Fräulein, danken Sie ihr, denn Ihre Majestät ist sehr dankbar gegen Sie.“

Zu gleicher Zeit führte er selbst Andrée zu der Königin Antoinette.

Diese hatte sich, die Kniee zitternd, die Hände eiskalt, erhoben. Sie wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen, und sah nur etwas Weißes, was sich ihr näherte und sich vor ihr verneigte.

Das war das Hochzeitleid von Andrée.

Der König gab sogleich die Hand der Braut Philipp zurück, reichte die feininge Marie Antoinette und sprach mit lauter Stimme:

„In die Kapelle, meine Herren.“

Diese ganze Menge ging stillschweigend hinter Ihren Majestäten, um ihre Plätze zu nehmen.

Die Messe begann alsbald. Die Königin hörte sie, auf ihr Betpult gebeugt, den Kopf in ihren Händen begraben, an. Sie betete mit ihrer ganzen Seele, mit allen ihren Kräften; sie sandte zum Himmel so glühende Gelübde empor, daß der Hauch ihrer Lippen die Spuren ihrer Thränen verzehrte.

Bleich und schön, die Last aller Blicke auf sich fühlend, war Herr von Charny ruhig und muthig, wie er es an seinem Bord gewesen, inmitten der Flammenwirbel und Orkane der englischen Geschütze.

Das Auge auf seine Schwester geheftet, die er beben und wanken sah, schien Philipp bereit, dieser den Bestand eines Wortes, einer Geberde des Trostes oder der Freundschaft zu leisten.

Doch Andrée verleugnete sich nicht, sie blieb, den Kopf erhoben, jede Minute an ihrem Fläschchen mit Salzen riechend, sterbend und schwankend wie die Flamme einer Wachskerze, aber aufrecht und beharrlich lebend durch die Stärke ihres Willens.

Diese richtete keine Gebete an den Himmel, diese that keine Gelübde für die Zukunft, sie hatte nichts zu hoffen, nichts zu fürchten; sie war nichts für die Menschen, nichts für Gott.

Als der Priester sprach, als die Glocke ertönte, als um sie her das göttliche Mysterium in Erfüllung ging, da sagte sie zu sich selbst:

„Bin ich auch eine Christin? Bin ich ein Weib wie die anderen, ein Geschöpf den anderen ähnlich? Hast Du mich für das Mitleid gemacht, Du, den man den erhabenen, unumschränkten Gott, den Gebieter aller Dinge nennt? Du, den man vorzugsweise gerecht nennt und der Du mich immer bestraft hast, ohne daß ich gesündigt. Du, den man den Gott des Friedens und der Liebe nennt, und dem ich es verdanke, daß ich der Wangigkeit, im Jorn, in der blutigen Rache lebe? Du, dem ich es verdanke, daß ich zum tödtlichsten Feinde den einzigen Mann habe, den ich geliebt hätte!

Nein,“ fuhr sie fort, „nein, die Dinge dieser Welt und die Gesetze Gottes gehen mich nichts an. Der Zweifel bin ich, ehe ich geboren, verflucht gewesen und bei meiner Geburt außer das Gesetz gestellt worden.“

Dann zu ihrer schmerzlichen Vergangenheit zurückkehrend murmelte sie:

„Seltsam! seltsam! Es ist hier in meiner Nähe ein Mann, dessen Name, wenn er nur ausgesprochen wurde, mich vor Glück sterben machte. Hätte er dieser Mann um meiner selbst willen verlangt, ich wäre genöthigt gewesen, mich zu seinen Füßen zu wälzen und ihn wegen meines Fehlers von Einst, wegen Deiner Fehlers, mein Gott, um Verzeihung zu bitten! Und der Mann, den ich anbetete, würde mich vielleicht zurückgestoßen haben. Heute heirathet mich dieser Mann und er wird mich auf beiden Knien um Verzeihung bitten. Seltsam! oh! ja, sehr seltsam!“

In diesem Augenblick traf die Stimme des Priesters an ihr Ohr. Sie sprach:

„Jacques Olivier von Charny, nehmen Sie Marie Andrée von Taverny zur Gattin?“

„Ja,“ antwortete mit fester Stimme Olivier.

„Und Sie, Marie Andrée von Taverny, nehmen Sie Jacques Olivier von Charny zum Gatten?“

„Ja,“ antwortete Andrée mit einer beinahe will-

Betonung, welche die Königin schauern und mehr als eine Frau in der Versammlung beben machte.

Dann steckte Charny den goldenen Ring an den Finger seiner Frau, und dieser Ring glitt daran zurück, ohne daß Andrée die Hand, die ihr denselben bot, gefühlt hatte.

Bald stand der König auf. Die Messe war beendet. Alle Höflinge begrüßten in der Gallerie das neue Ehepaar.

Herr von Suffren nahm, als er zurückkehrte, die Hand seiner Nichte, es versprach ihr im Namen von Olivier alles Glück, das sie verdiente.

Andrée dankte dem Bailli, ohne sich einen Augenblick zu entzungen, und bat nur ihren Oheim, sie rasch zum König zu führen, um ihm danken zu können, denn sie fühlte sich schwach.

Zu gleicher Zeit überströmte eine furchtbare Blässe ihr Gesicht.

Der Bailli durchschritt den großen Salon und führte Andrée zum König. Dieser küßte sie auf die Stirne und sprach:

„Frau Gräfin, gehen Sie zur Königin; Ihre Majestät will Ihnen ihr Hochzeitgeschenk geben.“

Nach diesen Worten, die er für äußerst liebreich hielt, zog sich der König, gefolgt vom ganzen Hofe, zurück und ließ die Neuvermählte verwirrt, in Verwirrung, am Arm von Philipp.

„Oh!“ murmelte sie, „das ist zu viel, das ist zu viel, Philipp! Wir schen doch, ich habe genug erduldet.“

„Nuth,“ sagte Philipp leise, „noch diese Prüfung, meine Schwester.“

„Nein, nein!“ erwiderte Andrée, „ich vermöchte es nicht. Die Kräfte eines Weibes sind begränzt; vielleicht werde ich thun, was man von mir verlangt; doch bedenke, Philipp, wenn sie mit mir spricht, wenn sie mich beglückwünscht, so werde ich sterben.“

„Du wirst sterben, wenn es sein muß, meine theure

Schwester," sagte der junge Mann, „und Du glücklicher sein als ich, denn wie gern todt.“

Er sprach diese Worte mit einem so d so schmerzlichen Ausdruck, daß Andrée, als von einem Stachel zerrissen, vorwärts stürz Königin drang.

Olivier sah sie vorübergehen; er trat an zurück, um nicht ihr Kleid zu streifen.

Er blieb allein im Salon mit Philipp, Haupt, wie sein Schwager, und erwartete bei der Unterredung, welche die Königin mit An sollte.

Diese fand Marie Antoinette in ihrem groß Trotz der Jahreszeit, im Monat Juni, ho Königin Feuer anzünden lassen; sie saß in il stuhl, den Kopf zurückgeworfen, die Augen die Hände gefaltet wie eine Todte.

Sie bebte vor Kälte.

Frau von Misery, welche Andrée einge zog die Thürvorhänge zu, schloß die Thüre das Gemach.

Sitternd vor Aufregung und Bohn, zi vor Schwäche, wartete Andrée mit niederg Augen, daß ein Wort zu ihrem Herzen käme, auf die Stimme der Königin, wie der Veru das Beil wartet, das sein Leben durchschneid

Hätte Marie Antoinette den Mund Augenblick geöffnet, Andrée würde, geläh war, unterlegen sein, bevor sie begriffen oder

Eine Minute, ein Jahrhundert dieses Leidens verging, ehe die Königin eine Be macht hatte.

Endlich stand sie auf, indem sie ihre die Arme ihres Lehnstuhles stützte, und nahm Tisch ein Papier, das ihre wankenden Fin Male entschlüpfen ließen.

Dann schritt sie wie ein Schatten, ohne daß man ein anderes Geräusch, als das Streifen ihres Kleides auf dem Teppich hörte, die Arme gegen Andrée ausgestreckt, auf diese zu und überreichte ihr das Papier, ohne ein Wort zu sprechen.

Zwischen diesen beiden Herzen war das Wort überflüssig: die Königin hatte nicht nöthig, das Verständniß von Andrée hervorzurufen; Andrée konnte nicht einen Augenblick an der Seelengröße von Marie Antoinette zweifeln.

Jede Andere hätte vermuthet, die Königin werde ihr ein solches Leibgedinge, die Urkunde einer Güterschenkung, oder das Patent einer Stelle bei Hofe bieten.

Andrée errieth, daß das Papier etwas Anderes enthielt. Sie nahm es und las, ohne sich von der Stelle zu rühren auf der sie stand.

„Andrée,“ hatte die Königin geschrieben, „Sie haben mich gerettet. Meine Ehre kommt mir von Ihnen zu, mein Leben gehört Ihnen. Im Namen dieser Ehre, die Sie so viel kostet, schwöre ich Ihnen, daß Sie mich Ihre Schwester nennen können. Versuchen Sie es, Sie werden mich nicht erröthen sehen.“

„Ich lege diese Schrift in Ihre Hände; es ist das Pfand meiner Dankbarkeit; es ist die Mitgift, die ich Ihnen schenke.“

„Ihr Herz ist das edelste von allen Herzen; es wird mir Dank wissen für das Geschenk, das ich Ihnen biete.“

„Unters: Marie Antoinette
von Oesterreich Lothringen.“

Andrée schaute ihrerseits die Königin an. Sie sah ihre Augen mit Thränen befeuchtet, sie sah sie, den Kopf zurückgeworfen, auf eine Antwort warten.

Sie durchschritt langsam das Zimmer, verbrannte an dem beinahe erloschenen Feuer das Billet der Königin, verbeugte sich tief, ohne ein Wort zu sprechen, und verließ das Cabinet.

Marie Antoinette machte einen Schritt, um sie aufzuhalten oder ihr zu folgen; aber die unbeugsame Gräfin, welche die Thüre offen ließ, kehrte wieder zu ihrem Bruder in den anstößenden Salon zurück.

Philipp rief Charny, nahm seine Hand und legte sie in die von Andrée, während auf der Schwelle des Cabinets, hinter dem Thürvorhange, den sie mit dem Arm auf die Seite schob, die Königin dieser schmerzlichen Scene bewohnte.

Charny ging wie der Bräutigam des Todes, den seine leichenbleiche Braut wegführt; er ging und schaute rückwärts nach dem blassen Gesichte von Marie Antoinette, die ihn Schritt für Schritt auf immer verschwinden sah.

Sie glaubte es wenigstens.

Vor dem Thore des Schlosses warteten zwei Reisewagen. Andrée stieg in den ersten. Als Charny sich anschickte ihr zu folgen, sagte die neue Gräfin:

„Mein Herr, Sie reisen, glaube ich, nach der Picardie ab.“

„Ja, Madame,“ erwiderte Charny.

„Und ich, ich reise nach der Gegend, wo meine Mutter gestorben ist, Herr Graf. Gott befohlen!“

Charny verbeugte sich, ohne zu antworten. Die Pferde führten Andrée allein fort.

„Bleiben Sie bei mir, um mir anzufündigen, daß Sie mein Feind sind?“ sagte nun Olivier zu Philipp.

„Nein, Herr Graf,“ erwiderte dieser: „Sie sind nicht mein Feind, da Sie mein Schwager sind.“

Olivier reichte ihm die Hand, stieg in den zweiten Wagen und fuhr ebenfalls weg.

Philipp, der allein geblieben, rang einen Augenblick mit der Bangigkeit der Verzweiflung die Hände und sprach dann mit erstickter Stimme:

„Mein Gott, behältst Du denen, welche ihre Pflicht auf Erden thun, ein wenig Freude im Himmel vor? Freude,“ wiederholte er verdüstert, indem er zum letzten Male nach dem Schlosse schaute, „ich spreche von Freude!..“

Wozu! . . . Diejenigen allein dürfen auf ein anderes Leben hoffen, welche dort oben die Herzen, die sie liebten, finden werden. Niemand liebt mich hienieden, ich habe nicht einmal, wie sie, die Süßigkeit, den Tod zu wünschen!“

Dann warf er zum Himmel einen Blick ohne Galle empor, einen sanften Vorwurf des Christen, dessen Glauben wankte, und verschwand, wie Andrée, wie Gharny, im letzten Wirbel des Sturmes, der einen Thron entwurzelte und so viel Ehre und so viel Liebe zermalmt hatte.

Ende des Halsbands der Königin. *)

*) Es ist von Alexander Dumas eine demnächst erscheinende Fortsetzung der Denkwürdigkeiten eines Arztes: Ange Pitou, angekündigt. Ange Pitou wird die dritte Abtheilung dieser Denkwürdigkeiten mit der Erstürmung der Bastille beginnen, womit sich der Tag seiner Ankunft in Paris, der 14. Juli 1789, vermischt. Ange Pitou ist der Milchbruder des Bruders von Andrée von Tavernen und von Gilbert, welche wir alle drei in dieser Fortsetzung mit einem Interesse wieder finden, das bei jedem der sich rasch folgenden Ereignisse wächst, denn vom 14. Juli 1789 an handelt es sich um andere Fragen, als um ein Halsband. Auf die Idylle folgt die blutige Tragödie.

Diese dritte Abtheilung wird die sechs Jahre von 1789 bis 1794, das heißt, von der Einnahme der Bastille bis zum Ende der Schreckensregierung umfassen.

Dann kommen nach und nach: das Dieb-
das Kaiserreich und die Restauration; alle
der Mitzzeit werden so in Scenen belebt durch
geheure Talent von Alexander Dumas u
unseren Augen vorübergehen.

Die deutsche Bearbeitung wird auch in
dem Original auf den Fersen folgen.

Der U.





A 726,370

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 05979 3052

